

alice

Nº 40 Wintersemester 2020/21

magazin

der
Alice Salomon Hochschule
Berlin

systemrelevant

SAGE und Corona

Im Mittelpunkt

**Covid-19 als Brennglas
auf prekäre Verhältnisse**

Zwischenruf von
SAGE-Wissenschaftler_innen

Hochschulleben

Für mehr Anerkennung

Interview mit der neuen
Kanzlerin Jana Einsporn

alice forscht

Baseballschlägerjahre

Soziale Arbeit und
Polizei revisited



KEINE WIDERWORTE SIND KEIN JOURNALISMUS.



Jetzt taz abonnieren: taz.de/abo
taz ist die tageszeitung. Digital und gedruckt.

taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin



KEINE ANGST
VOR NIEMAND



Liebe Leser_innen unseres Hochschulmagazins alice,

was baut sich für ein „Hunger“ nach Kommunikation auf, nach Sich-Sehen, Sich-Umarmen, Sich-Austauschen und dabei auch die ganze Lebendigkeit des Miteinanders, der Körper zu spüren und sogar die Schuhe der anderen wahrnehmen zu können!

Eigentlich war bereits eine studiengangübergreifende Hochschulwoche kurz vor der freien Zeit um den Jahreswechsel im Gespräch, einige, darunter ich selbst, machten sich Hoffnungen auf eine gemeinsame Tanzfete (mit Schuhen oder barfuß ...) im AudiMax.

Wo bleibt die Sinnlichkeit, die doch so nötig ist, um auf allen Kanälen wahrnehmen, lernen und sich begegnen zu können?

An der Hochschule macht sich – bei allen Anstrengungen, sich tapfer und einigermaßen gelassen in das gegebene und geteilte Schicksal zu fügen – eine gewisse Verzweiflung, ein Unmut, sogar latente Angespanntheit und Bereitschaft zu schärferen Tönen breit. Wir richten uns zwangsläufig ein in dieser Form der leiblich distanzierten digitalen Kommunikation und Begegnung – und ertragen sie manchmal doch recht schwer.

Daneben erleben wir Solidarität, Vertrauen, eine unendliche Bereitschaft unserer Hochschulmitglieder, nach Kräften anzupacken und keine Mühen zu scheuen, die Hochschule im Betrieb zu halten, auch wenn viele vereinzelt an ihren Arbeitsplätzen zu Hause sitzen.

Mein besonderer Dank geht an all unsere Mitarbeiter_innen aus Verwaltung, Lehre, Hochschulentwicklung und Forschung, die regelmäßig an die Hochschule kommen und an die, die sich im Homeoffice eingerichtet haben und sich von dort aus zuschalten! Ohne dieses aktive und umsichtige Mittun wäre gar nichts möglich!

In dieser alice kommen unsere Studierenden wieder mit vielfältigen Perspektiven zu Wort. Auch an Sie geht mein großer Dank! Ich kann nicht genug wertschätzen, dass Sie uns treu bleiben, untereinander versuchen, Brücken zu bauen und sich dauernd umstellen auf Formate, die wenig mit dem zu tun haben, was Sie sich unter einem Studium vorgestellt haben. Sie studieren in ganz unterschiedlichen Lebenssituationen, und ich hoffe, dass Sie sich mit diesen in Ihre Seminare und Gruppen einbringen können. Ich wünsche Ihnen, dass Sie anknüpfen können an die Menschen, Erfahrungen und Inhalte, die Ihren Studienalltag beleben.

Die Ausgabe „systemrelevant. SAGE und Corona“ unseres Hochschulmagazins alice bietet Einblicke hinter die Kulissen und Bildschirm-Kacheln, auf die Hürden und in die alltäglichen Abgründe des Lebens mit der globalen Krise an einer Hochschule, die sich mit verantwortlich fühlt für Menschen, die bereits ohne das Virus in der Krise sind. Die SAGE-Disziplinen beschäftigen sich allesamt mit Menschen, die ohnehin bereits gesellschaftliche Ausgrenzung erfahren oder besondere soziale, gesundheitliche und/oder sozialisationsbedingte Schwierigkeiten in ihrem Leben zu bewältigen haben. Wie nun lehren, forschen und eingreifen, wenn sich die Ungleichheiten verschärfen und die eigene Person selbst an den Rand oder in die Krise gerät?

Neben all der Unsicherheit entstehen kreative Angebote und neue Quellen für Information und Lernen.

Diese findigen Lösungen, auch die damit verbundene Bereitschaft zu produktivem Umgehen mit der Krise, machen Mut und geben Hoffnung. Mein Respekt und mein Dank auch dafür.

Eine SAGE-Hochschule bewährt sich in einer derartigen Situation nur, wenn sie konsequent latenten und manifest betriebenen Ausschlüssen von Personen und Gruppen, Rassismen und anderen Diskriminierungsweisen, die sich gerade in spannungsreichen Kommunikations- und Arbeitsverhältnissen wohlfeil ausbreiten können, mit Herz, Hand und Verstand auf allen Ebenen entgegenwirkt.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie angeregt werden und hin und wieder einen Gleichklang spüren beim Lesen, dass Sie in dieser dunklen Jahreszeit getragen werden von schönem Licht, angenehmen Überraschungen, Liebe und Gesundheit.

Ihre

Bettina Völter



12 | Einsame Worte, die ein ganzes Leben erzählen

Alice Salomon Poetikpreis 2021
geht an Lioba Happel

40 | Teilhabe und Inklusion ausgebremst

Die Auswirkungen der Corona-Pandemie
für behinderte Menschen

Inhalt

Hochschulleben

- 04 „Krisensemester“ an der ASH Berlin:
Gefahren, Ausschlüsse und Chancen für
nachhaltige Veränderungen
- 07 Begrüßung der neuen Kanzlerin
- 08 Für mehr Anerkennung –
Interview mit Jana Einsporn**
- 10 Hochschule verabschiedet Jann Bruns
- 12 Alice Salomon Poetikpreis 2021 für Lioba Happel
- 14 Interview: „Gemeinsam Nazis und Rassismen
entgegenzutreten“

Im Mittelpunkt

- 20 Covid-19 als Brennglas auf prekäre Verhältnisse**
- 22 Covid-19 und die Situation in Krankenhäusern
- 24 Interview: Wir können lernen, mit Pandemien
umzugehen
- 26 Care-Arbeit während der Pandemie
- 28 Physiotherapie für intensivpflichtige Patient_innen
- 29 Physiotherapeutische Versorgung im häuslichen
Umfeld während der Pandemie
- 31 Auswirkungen der Corona-Pandemie auf die
Klient_innen der Physio- und Ergotherapie_innen
- 32 Professor_innen positionieren sich:
Die kindheitspädagogische Perspektive fehlt.
- 34 Kinderschutz in Zeiten von Kontaktbeschränkungen
- 36 Bildung gerecht gestalten?!
- 38 Die krisenerprobte Jugendarbeit im Corona-Modus
- 40 Teilhabe und Inklusion ausgebremst
- 42 #stayhome – ohne home?
- 44 Die neue Sehnsucht nach der
naturwissenschaftlichen Expertokratie

- 46 Blick über den Tellerrand – Digitaler Austausch
über die sozialen und kulturellen Auswirkungen
der Pandemie



Volksküche in der Provinz Buenos Aires Argentinien

- 48 Neuer Podcast: Im Krisenmodus – Soziale Arbeit
zwischen Ausnahmezustand und Aufbruch
- 52 Spagat zwischen Forschung, Lehre und Familie
- 54 Eine mediale Illusion – Vereinbarkeit zwischen
Homeoffice und Kindern zu Hause
- 56 „Kann mich jeder gut hören?“ Impressionen aus
dem Online-Semester
- 58 Im Grunde war alles wie immer. Nicht. –
Online Lehre unter Pandemie-Bedingungen
- 60 Ergebnisse einer Umfrage unter EBK-Studierenden
zum digitalen Semester
- 62 Pre-Study Interview: „Ich habe mich nicht mehr so
unter Druck gesetzt.“
- 63 Queer-feministisch hineingezoomt – Rückblick
auf eine erfolgreiche Online-Ringvorlesung
- 64 Das 1. Semester Soziale Arbeit beginnt ...
aber wie?
- 66 Räumlich getrennt – musikalisch verbunden
- 68 Geht Klinische Sozialarbeit online?
- 69 Begegnungen erleben, ohne sich zu begegnen
- 71 Praxissemester im Schatten der Corona-Pandemie



alice

Nº 40 Wintersemester 2020/21

108 | Mitten in der Pampa

Studierende setzen sich künstlerisch mit dem Leben in Hellersdorf auseinander.

- 73 Internationaler Austausch trotz(t) Corona
- 75 Interview zum Auslandssemester: „In den letzten zwei Monaten habe ich alles nachgeholt, was im Lockdown nicht möglich war.“
- 76 Flurfunk fehlt – (Un-)Möglichkeiten körperloser Kommunikation
- 78 Open Access: Mit freien Inhalten gegen die Pandemie
- 80 Personalratsarbeit in Zeiten von Corona
- 82 Kinderforscherzentrum HELLEUM goes digital
- 84 Ein Theater mit „Risikogruppe“

alice forscht

86 Die Baseballschlägerjahre – Soziale Arbeit und Polizei revisited

- 88 Extended Reality im neu erbauten Skills Lab



Das virtuelle Patient_innenzimmer an der HTW Berlin

- 90 Engagement jüdischer Frauen beim Aufbau der Sozialen Arbeit
- 93 Eine äußerst vielseitige Visionärin – neues Buch über Alice Salomon
- 94 Familiäre Gesundheitsförderung im Fokus der Forschung
- 96 Forschungsprojekt Eltern fragen Eltern²

Hörsaal

- 98 Fotokurs Sozialfotografie
- 106 Gesund durch das Jahr – ein Studierendenprojekt




Ein Gesundheitskalender für Familien von Studierenden

- 108 Mitten in der Pampa – künstlerische Auseinandersetzung mit dem Leben in Hellersdorf
- 111 Sport und Hochschule im Corona-Modus?
- 112 Für mehr Redeverbote an der ASH Berlin

Seitenwechsel

- 114 Gründen – ja! Aber wie? Das neue Gründungsprogramm ASHEXIST
- 115 Existenzgründung und die ASH Berlin: (Wie) passt das zusammen?
- 117 Alumna Sarah Stolley: „Am Ende benötigen wir alle früher oder später Hilfe von anderen Menschen.“
- 119 Die letzte Meldung
- 120 Impressum

Hochschul-
leben



„Krisensemester“ an der ASH Berlin: Gefahren, Ausschlüsse und Chancen für nachhaltige Veränderungen

Bettina Völter und Olaf Neumann

Am 20. März 2020 musste die ASH Berlin ihren Hochschulbetrieb ohne Vorbereitungszeit auf digitale Lehre umstellen. Damals war noch nicht abzusehen, welche Auswirkungen die Corona-Pandemie auf unsere Gesellschaft und auch die Hochschule haben würde. Mehr als ein halbes Jahr später sind wir um einige Erfahrungen reicher, auch wenn wir uns noch immer im Ausnahmezustand, ja, in der Krise, befinden.

Die Folgen der „Corona-Krise“ aus der Perspektive von SAGE-Wissenschaftler_innen

So systemrelevant gerade die SAGE-Disziplinen sowie SAGE-Professionen und -Berufe in der Pandemie erscheinen (SAGE steht für Soziale Arbeit, Gesundheit, Erziehung und Bildung), so folgenreich ist die gesellschaftliche Krise für ihre Adressat_innen und für sie selbst. Covid-19 droht, gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse zu verstärken und soziale Spaltungen zu vergrößern. Als größte staatliche SAGE-Hochschule trägt die ASH Berlin dabei die besondere gesellschaftliche Verantwortung, diese Missverhältnisse zu thematisieren. Vierzehn Wissenschaftler_innen der ASH Berlin beschreiben deshalb in ihrer Stellungnahme **„SAGE-Wissenschaftler_innen in gesellschaftspolitischer Verantwortung“¹** die Folgen der Corona-Pandemie aus einer disziplinübergreifenden Perspektive.

Auf der Basis von Forschungsergebnissen, langjähriger Kenntnis der Praxisfelder

sowie von Analysen der aktuellen Situation fordern sie von Politik und Gesellschaft:

- Care-Arbeit aufwerten
- Struktureller Benachteiligung von Frauen* entgegenwirken
- Gesundheitsfachberufe und Soziale Arbeit als zentrale Teile des Gesundheitssystems während und nach der Pandemie anerkennen
- Lebenswelt- und ressourcenorientierte Ansätze im öffentlichen Gesundheitsdienst konsequent und interdisziplinär verfolgen
- Niemanden zurücklassen
- Bildung gerecht gestalten
- Kindeswohl gewährleisten
- Selbstbestimmte und gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Beeinträchtigungen
- Menschen in existenziellen Armutslagen schützen
- Menschen mit Suchtverhalten auch unter Infektionsschutzbedingungen bedarfsgerecht beraten und begleiten
- Institutionelle Unterstützungsangebote mit verstärkten Schutzmaßnahmen aufrechterhalten

An der Breite der Forderungen ist erkennbar, dass für die SAGE-Wissenschaften ein adäquates Corona-Krisenmanagement weit über ein Katastrophenmanagement hinausgeht. Wie in allen Krisen zu beobachten, verschärfen akute Krisen bereits

zuvor bestehende Widersprüche. In diesem Sinne sind die genannten weitreichenden Forderungen der Ruf danach, Unterkomplexität und Einseitigkeiten im Krisenmanagement nach Möglichkeit zu vermeiden und sich stattdessen den grundlegenden Widersprüchen zu stellen. Nur so können bei allen Risiken die Chancen der Krise genutzt werden. Dabei ist reine Symptombehandlung das Gegenteil von einer nachhaltigen, die Widersprüche ernst nehmenden und bearbeitenden Risikosteuerung. Dieser Komplexität versucht sich die Hochschulleitung auch im Rahmen der laufenden Organisationsentwicklung zu stellen.

Die Folgen der „Corona-Krise“ für unsere Hochschule

In unserem Leitbild ist das Grundprinzip der „Chancengerechten Hochschule“ verankert, wobei Gleichstellung und Diversity gefördert werden sollen. Die Hochschule versucht, einen inklusiven Ansatz zu verfolgen und ist bemüht, gerade auch die Belange von potenziell von Diskriminierung und/oder Ausgrenzung betroffenen Studierenden zu berücksichtigen: wie von BIPOC-Studierenden (Black, Indigenous, Studierende of Color), Studierenden mit einer Behinderung oder First Generation Studierenden. Trotzdem und vielleicht gerade deshalb haben wir in der Pandemie gelernt, dass Corona einen Scheinwerfer auf soziale Ungleichheiten gerichtet und diese auch verschärft hat, an der ASH Berlin wie an vielen anderen Hochschulen.

Dies bedeutet, dass wir Gefahr laufen, diskriminierungserfahrene Menschen und Gruppen auszugrenzen. Denn gerade diese Gruppen sehen sich besonderen Herausforderungen ausgesetzt:

- es mangelt z. B. an technischen Ressourcen und hinreichender Ausstattung für das Online-Studium,
- Rückzugsorte für ein Studieren im Homeoffice sind manchmal nur bedingt vorhanden,
- Ausschlüsse werden in der digitalen Welt verstärkt,

- es fehlt an Möglichkeiten im (Präsenz)Studium Netzwerke aufzubauen, eine unterstützende Gruppe Mitstudierender zu finden oder zu bilden,
- das Auffangnetz, das sich unter Präsenzbedingungen an der Hochschule etabliert hat, ist teilweise nun geschwächt und durchlöchert.

Studierende der SAGE-Fächer sind darüber hinaus oft gleich in mehrfacher Weise berührt: Viele arbeiten selbst in sozialen, Bildungs- oder Pflegeberufen, haben besondere Care-Verpflichtungen ... und müssen gleichzeitig noch studieren. All das kann zu Mehrfachbelastungen führen: privat, im Beruf und im Studium.

Wie versucht die ASH Berlin mit diesen Herausforderungen umzugehen?

Über das gesamte Sommersemester hinweg haben zahlreiche Befragungen stattgefunden, nicht nur quantitativ, sondern auch explorativ. Durch gezielte Ansprache kamen so auch Personen zu Wort, die manchmal systematisch übersehen und nicht gehört werden. Die Ergebnisse dieser Befragungen wurden und werden weiterhin konsequent erfasst und analysiert. Unser Ziel ist es, bedarfsgerechtere Lösungen für möglichst viele Mitgliedergruppen der Hochschule zu etablieren, Erkenntnisse in unsere Organisationsentwicklung einfließen zu lassen sowie Zugangswege und Vernetzungen in hochschulübergreifende Hilfenmöglichkeiten herzustellen.

Einige Maßnahmen konnten schon umgesetzt werden: z. B. gesundheitsfördernde Angebote von Alice gesund für alle Hochschulangehörigen, E-Learning-Support für Studierende und Lehrende, Unterstützungs- und Vernetzungsangebote für Studierende u. v. a. m.

Wir müssen zudem andere als die üblichen Wege finden, mit der Hochschulöffentlichkeit in Kontakt zu bleiben und zu kommunizieren. Die Hochschulkommunikation hat deshalb eine Umfrage

gestartet, um herauszufinden, welche Formate der Kommunikation besonders gut ankommen und welche weiterentwickelt werden müssen. Die Ergebnisse werden ausgewertet und auf einem Strategietag zu Beginn des Jahres weiter in den Blick genommen. Es ist eine Herausforderung miteinander im Gespräch(!) zu bleiben, wenn aufgrund der Kontextbedingungen fast die gesamte Kommunikation innerhalb der Hochschule sich vorwiegend in schriftlicher und digitaler Form realisiert.

Die Chancengerechtigkeit als Teil unseres Leitbilds wird weiterhin auf allen Ebenen mitbedacht, damit sie nicht nur ein Bekenntnis auf dem Papier bleibt. Der Hochschultag mit dem Titel „Fehlende intersektionale Perspektiven auf Hochschullehre und Strukturen“ hat uns hierzu weitere wichtige Impulse gegeben.

Ein Ausblick über den Tellerrand

In ihrem aktuell beim BMBF im Bundesländer-Programm „FH Personal“ eingeworbenen sechsjährigen Projekt „Sage SAGE!“ (Systemrelevante Akademisierung gender- und diversitygerecht etablieren) wird die Hochschule als Organisation Strukturen schaffen, die sie als Arbeitgeberin für Professor_innen und Nachwuchswissenschaftler_innen attraktiver macht. Gleichzeitig werden diese Strukturen, Maßnahmen und Ressourcen verbesserte Rahmenbedingungen dafür herstellen, dass gesamtgesellschaftliche und hochschulische Problemfelder in und nach der Krise besser erforscht werden und praxisnahe Lösungen dafür entwickelt werden können.²

Wir denken, dass dies eine große Chance zur richtigen Zeit ist, um unseren Blick zu heben, Perspektiven zu öffnen und zu integrierten Lösungen zu verbinden. ■

Bettina Völter ist Rektorin und
Olaf Neumann Prorektor der ASH Berlin.

¹ Stellungnahme abrufbar unter: <https://nbn-resolving.org/html/urn:nbn:de:kobv:b1533-opus-3237> (vgl. auch den Zwischenruf zur Stellungnahme auf Seite 20 f.

² vgl.: www.ash-berlin.eu/hochschule/presse-und-newsroom/news/news/sage-sage-systemrelevante-akademisierung-gender-und-diversitygerecht-etablieren/

Kommunikation und Servicehaltung – wir begrüßen die neue Kanzlerin der ASH Berlin

Bettina Völter

Wir freuen uns sehr, dass wir mit Jana Einsporn eine junge und zugleich sehr erfahrene neue Kanzlerin gewonnen haben!

Bereits während des Jurastudiums an der Humboldt-Universität zu Berlin wusste Jana Einsporn, dass sie im Hochschulkontext arbeiten möchte. Das hat sie als Referentin der Kanzlerin der Filmuniversität Babelsberg Konrad Wolf und dann als Kanzlerin der Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde getan. Durch diese Erfahrungen bringt sie nun als neue Verwaltungschefin frischen Wind an die ASH Berlin.

Jana Einsporn erwarten anspruchsvolle Themen: Es gilt, die Verwaltung zukunftsfähig aufzustellen, dabei die mittlere Führungsebene zu entwickeln und ihr mehr Gestaltungsspielraum und Verantwortung zu übertragen, die Einführung der Fachbereiche von der Verwaltungsseite her vorzubereiten, die Budgetierung einzuführen, die Digitalisierung mit voranzutreiben und natürlich das Neubauprojekt am Koschekaplatz hochschuleitig zu begleiten.

Mit ihrer Vorstellung, die auf Kommunikation und Servicehaltung der Verwaltung setzt, hatte Jana Einsporn das Auswahlgremium im Sommer überzeugt. Am 2. November hat sie nun ihren Dienst angetreten und seitdem bereits viele aktuelle Themen und Anliegen gehört.

Derzeit treffen die neue Kanzlerin und ich als Rektorin nacheinander alle Verwaltungseinheiten und später auch die Teams der Studiengänge. Ziel ist die wechselseitige Vorstellung mit Ruhe und Zeit füreinander. Gesprochen



© Dagmar Wilde

Jana Einsporn an ihrem ersten Arbeitstag an der ASH Berlin

wird – je nach Wunsch der Einheiten – über die aktuelle Arbeitssituation sowie über ein Themenspektrum, das von den Auswirkungen der Pandemie, über Fragen der Gesundheitsförderung, der Benchmarking-Ergebnisse, der Organigrammentwicklung bis hin zu Einschätzungen zur notwendigen Entwicklung der ASH Berlin aus Sicht der Mitarbeitenden reicht.

Wir wünschen Jana Einsporn viel Glück bei ihrem Einstieg, Klarheit, Stärke und Mut bei der Einführung neuer Impulse und neuer Organisationskultur sowie eine gute Hand bei allen ihren Projekten! ■

Für mehr Anerkennung



Kanzlerin Jana Einsporn im Interview über ihre neuen Aufgaben an der ASH Berlin, eine nachhaltige und gesunde Hochschule und eine moderne Verwaltung

Warum haben Sie sich für die ASH Berlin entschieden?

Zunächst möchte ich mich bei allen Beteiligten dafür bedanken, dass mein Interesse an der Zusammenarbeit auch Bestätigung gefunden hat. Als Ur-Berlinerin ist mir die ASH Berlin schon lange bekannt. Zu Studienzeiten habe ich Ferienfreizeiten für Kinder und Jugendliche organisiert und dort mit vielen Betreuerinnen und Betreuern zusammengearbeitet, die an der ASH Berlin studierten. Aus diesen Jahren ergibt sich mein Bezug zu pädagogischer Arbeit und sozialen Themen. Natürlich ist mir die tolle Entwicklung der Hochschule in den letzten Jahren nicht entgangen, aktuell erleben wir eine wachsende gesellschaftliche

Beachtung der sozialen Berufsgruppen. Daher sehe ich die ASH Berlin auch für die Zukunft in einer sehr spannenden und herausfordernden Entwicklung. Ich möchte an der nachhaltigen Förderung von pädagogischem Personal, Pflegekräften und weiteren Fachkräften im sozialen Bereich mitwirken und mich für mehr Anerkennung einsetzen.

Was macht den Beruf Kanzlerin einer Hochschule für Sie so interessant?

Schon während meines Studiums an der HU Berlin hat mich das Hochschulleben begeistert. Daher habe ich auch gezielt nach Möglichkeiten gesucht, in diesem Umfeld meine Fachkompetenz als Juristin beruflich einzubringen. Die

Hochschulverwaltung empfinde ich als lebendige Organisation, die den Lehrbetrieb bestmöglich unterstützen und fördern sollte. Diese auch gestaltenden Aufgaben finde ich spannend und sehr interessant.

Seit 2014 waren Sie Kanzlerin an der Hochschule für Nachhaltige Entwicklung (HNE) in Eberswalde. Was war dort Ihre größte Herausforderung?

Bis 2014 habe ich an der Filmuniversität Potsdam-Babelsberg gearbeitet. In Eberswalde dann erstmalig als Kanzlerin in der Verantwortung zu stehen und für mich auch die fachliche Umstellung der Lehrgebiete auf Forstwirtschaft und nachhaltige Entwicklung zu vollziehen,

waren meine größten Herausforderungen. Die Verwaltung hat ihre Aufgaben und Prozesse, das ist klar und notwendig. Aber dennoch halte ich es für ganz wichtig, das Thema der Hochschule mit einzubeziehen, denn daraus ergeben sich auch in der Verwaltung ganz unterschiedliche Ansätze und Perspektiven. Daher freue ich mich schon, den Lehrbetrieb für soziale Berufe an der ASH Berlin kennenzulernen und zu erfahren, welche Besonderheiten und Anforderungen sich daraus ergeben.

Sie kommen von der HNE, auch die ASH Berlin möchte nachhaltiger werden. Welche Ideen und Anregungen bringen Sie mit?

Nachhaltigkeit wird heute von vielen Unternehmen und Organisationen in Leitbildern und Zielen festgehalten. Dadurch ist erstmal eine große Aufmerksamkeit geschaffen und es wird auch Verantwortung übernommen. Nachhaltigkeit in die tägliche Arbeit einzubeziehen und auch strategisch die Entwicklung darauf auszurichten, ist nicht so einfach. Ziel sollte immer ein verantwortungsvoller Umgang mit ökologischen und ökonomischen Ressourcen sein. Natürlich möchte ich Energie- und Umweltaspekte berücksichtigen, aber Nachhaltigkeit bedeutet mehr. Entscheidungen basieren oft auf unterschiedlichen Gesichtspunkten, müssen mitunter auch kurzfristig getroffen werden – ich denke z. B. gerade an die letzten Monate in der Corona-Pandemie. Hier war es erstmal wichtig, kurzfristig Gesundheit zu schützen. Veränderungen, wie wir nachhaltig mit den neuen Gegebenheiten umgehen, können erst im Laufe der Zeit vorgenommen werden.

Wichtig finde ich immer zu überlegen, wie wirkt sich etwas kurz-, mittel- und langfristig aus und welche Alternativen bieten sich. Bewährtes bewahren und zugleich neue Wege nicht als Unsicherheit, sondern als Chance zu sehen und

sie mit Neugier zu beschreiten, darin steckt für mich Nachhaltigkeit. Konkrete Dinge kann ich noch nicht formulieren, ich möchte zunächst auch alle Kolleginnen und Kollegen und ihre Ideen kennenlernen und mir Eindrücke verschaffen.

Auch Gesundheit ist ein wichtiges Thema an der ASH Berlin. Welche Möglichkeiten sehen Sie da?

Die Gesundheit liegt auch mir besonders am Herzen. Aus meiner Erfahrung von der HNE haben wir den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit der Weiterentwicklung des betrieblichen Gesundheitsmanagements neue Anregungen und Ideen gegeben – und auch viel Spaß bereitet. Förderung von Bewegung im Arbeitsalltag, ergonomische Arbeitsplätze, gesunde Ernährung und vieles mehr sind doch Themen, aus denen sich jeder etwas für sich mitnehmen kann.

Die ASH Berlin steht gerade mitten in einem Neubauprozess. Auch damit haben Sie schon Erfahrung an der HNE sammeln können, oder?

Für beide Hochschulen freut es mich, dass sie großen Zuspruch finden und die Zahl der Studierenden so stark steigt, dass neue Räumlichkeiten geschaffen werden. In Eberswalde konnte ich dieses spannende Projekt nicht so weit mitgestalten, wie es aufgrund der Arbeit meiner Vorgänger und aller anderen Beteiligten hier an der ASH Berlin schon ist. Der Bauantrag ist genehmigt, die Finanzierung ist gesichert und es steht ein Zeitplan für die Umsetzung. Auch hier möchte ich mir einen Überblick verschaffen, an welchem Stand die Planungen sind und inwieweit ich mich einbringen kann. Bei der Gestaltung der Büros und Arbeitsplätze würde ich gerne mitwirken, wenn es Möglichkeiten gibt.

Die ASH Berlin ist eine familienfreundliche Hochschule. Sie selbst haben auch drei Kinder. Welche Arbeitsbedingungen sind für Familien wichtig?

Das Arbeitsleben mit dem Familienleben in Einklang zu bringen ist herausfordernd, aber nicht nur für mich, sondern für viele Kolleginnen und Kollegen. In meinen Überlegungen trifft es eher die Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben, denn auch Mitarbeiter_innen ohne Kinder haben Wünsche, Verpflichtungen oder Hobbys, die etwas Flexibilität erfordern. Wie können wir es schaffen die Anforderungen unseres Hochschulbetriebs mit modernen Arbeitszeitmodellen in Einklang zu bringen? Welche technischen Voraussetzungen müssen geschaffen werden, um effizient und flexibel miteinander zu arbeiten, auch wenn wir nicht immer am gleichen Ort sind? Das sind auch mit Blick auf die aktuellen Umstände zur Corona-Pandemie zentrale Themen für die Hochschule, für die Kolleginnen und Kollegen, und für die Mütter und Väter, die Kinder zeitweilig auch zu Schulzeiten zu Hause betreuen und mobil arbeiten müssen.

Welche Themen und Ziele bringen Sie persönlich mit an die ASH Berlin?

Ich wünsche mir eine motivierende und offene Arbeitsatmosphäre, den konstruktiven und kritischen Austausch und zugleich ein kollegiales Miteinander. Moderne Verwaltung bedeutet für mich eine service- und lösungsorientierte Zusammenarbeit mit internen und externen Partnern. Mir ist klar, dass das ganz ambitionierte Vorstellungen sind, die sich nicht in jeder Situation widerspiegeln. Dennoch finde ich diese Zielsetzungen wichtig, um vor allem auch in schwierigen Phasen eine Ausrichtung zu haben. ■

Das Interview führte Barbara Halstenberg.

Interimskanzler während der Corona-Pandemie: Hochschule verabschiedet Jann Bruns



© Cristián Pérez / ASH Berlin

Nach 7 Monaten als Verwaltungschef verlässt Jann Bruns die ASH Berlin und übergibt den Staffelstab an Jana Einsporn.

Bettina Völter

Außergewöhnlicher hätte der Start an der neuen Arbeitsstelle wohl kaum verlaufen können: Nur wenige Tage bevor die ASH Berlin wie alle anderen Berliner Hochschulen am 20. März 2020 in den vom Berliner Senat verordneten Präsenznotbetrieb wechselte, begann die Zeit von Jann Bruns als vom Kuratorium gewählter „notgeschäftsführender Kanzler“ der ASH Berlin.

Der Hannoveraner hatte zuvor von Andreas Flegl, der an die Evangelische Hochschule Berlin wechselte, die anstehenden Aufgaben vermittelt bekommen: u. a. Reform der Verwaltung, Einführung von Fachbereichen, Planung des Bauvorhabens am

Kokoschkaplatz, Neu- und Weiterentwicklung mehrerer Studiengänge, Digitalisierung – ziemlich Mammutaufgaben für eine zeitlich begrenzte Interimskanzlerschaft.

Und dann kam auch noch Corona ...

Ein Pandemieplan musste erstellt und der Präsenznotbetrieb vor Ort aufrechterhalten werden. Anfangs fanden täglich Covid-19-Taskforce-Sitzungen mit der Senatskanzlei Wissenschaft und Forschung statt, an der sich alle Berliner Hochschulen beteiligen sollten – Jann Bruns schaltete sich von Hannover aus zu.

Zum Glück waren da wenige Tage gewesen, die der im wahrsten Sinne „Notgeschäfte“ führende Kanzler an der Hochschule zum Kennenlernen von Schlüsselpersonen in der Verwaltung genutzt hatte. Danach leitete er den Betrieb online, nahm so trotz aller Widrigkeiten regelmäßig am Jour Fixe der Hochschulleitung und am Akademischen Senat teil, kam nach Aufhebung der Kontaktsperrungen zu tageweisen Strategiesitzungen der Hochschulleitung nach Berlin, unterstützte den neuen Leiter der Abteilung Haushalt dabei, den Bereich neu aufzustellen, traf Personalentscheidungen und berief die Abteilungsleitungen wöchentlich zum Austausch ein.

Die Tätigkeit als Interimskanzler war für Jann Bruns nicht neu. Bevor er nach Berlin an die Alice Salomon Hochschule kam, war er 15 Jahre lang Kanzler an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover. Parallel war er im Jahr 2011 für elf Monate vertretungsweise als Kanzler an der Hochschule für Musik und Tanz Köln tätig und 2018 weitere neun Monate als vertretender Kanzler an der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig. Beide Hochschulen befanden sich in einer mit der ASH Berlin vergleichbaren Situation.

Wir bedanken uns bei Jann Bruns für seine zuverlässige, gelassene Unterstützung, seine erfahrungsgesättigten Hinweise und seinen souveränen frischen Außenblick. Er war uns ein sehr sympathischer und überaus freundlicher Kollege mit einem feinen Humor. Obwohl er wusste, dass er nur für einen sehr überschaubaren Zeitraum an der ASH Berlin tätig sein würde, hat er sich enorm für unsere Hochschule engagiert. Man konnte spüren, dass dieses Engagement von Herzen kam. Als es um die Auswahl der neuen Kanzlerin ging, beriet Jann Bruns uns sehr fundiert. Nachdem wir uns für Jana Einsporn entschieden hatten und die Entscheidung auch auf der Ebene des Senats gereift war, trafen wir uns als Hochschulleitung mit der neuen Kanzlerin zu einer Strategiesitzung. Dort bewahrte Jann Bruns auf beeindruckende Weise trotz aller Klarheit seiner Standpunkte die nötige Zurückhaltung, um der neuen Kanzlerin nichts vorwegzunehmen.

Wir wünschen Jann Bruns für seine nächsten Lebensstationen viel Erfolg, Zufriedenheit und – ganz wichtig – Entdeckungsfreude, Bewegungsspielraum, weiterhin Freiheit zum Atmen (trotz Maske) und unverdrossene Gesundheit! ■

Drei Fragen an Jann Bruns

An welchen Moment während Ihrer Amtszeit im letzten halben Jahr werden Sie sich ganz besonders zurückerinnern?

Vielleicht war der emotionalste Moment an dem Tag, als ich nach dem Lockdown erstmals wieder in meinem Büro an der ASH Berlin anwesend war. Es war kurz nach Pfingsten an einem schönen und sonnigen Tag.

Welche drei Gedanken geben Sie der ASH Berlin mit auf den Weg?

Grundsätzlich halte ich es eher für problematisch, hier kluge Ratschläge geben zu wollen. Ich habe meine Aufgabe vorwiegend darin gesehen, mit einer Außensicht die Diskussion zu bereichern. Das gelingt erfahrungsgemäß mal besser, mal schlechter. Dabei versuche ich immer drei Dinge zu berücksichtigen: die Bewahrung des Selbstverständnisses einer Organisation, die Vermeidung von Kommunikationsabbrüchen und die Entwicklung einer klaren Priorisierung von Vorhaben.

Welchen Weg werden Sie nun einschlagen?

Zunächst werde ich noch eine Hochschule in Nordrhein-Westfalen für einen kurzen Zeitraum beratend begleiten. Danach werde ich versuchen, mich stärker meinen privaten Interessen in Kultur und Politik zu widmen. Meine derzeitige Absicht ist es, mich dann nur noch auf einzelne Projekte im Bewerbungscoaching und der Organisationsberatung zu beschränken.

Alice Salomon
Poetikpreis 2021
geht an Lioba Happel



Einsame Worte, die ein ganzes Leben erzählen

Guido Rademacher

Den Alice Salomon Poetikpreis 2021 erhält die Hungertuch-Literaturpreisträgerin von 1987, die Autorin und Lektorin Lioba Happel. Sie hat Zeit ihres Lebens aber nicht nur den Hungertuch-Literaturpreis erhalten, sondern durfte weitere mitunter renommierte Preise und Stipendien entgegennehmen, die dem Metier angemessen selbstverständlich nicht zu Reichtümern, aber auch nicht zum Nagen an Hungertüchern geführt haben.

Lioba Happel musste ihr Leben und Schreiben immer wieder mit Brotberufen finanzieren, die größtenteils im sozialpädagogischen Bereich zu

verorten sind – so hat sie z. B. in England an einem Schulprojekt für „delinquente“ Jugendliche mitgearbeitet oder in der Schweiz Jugendlichen Sprachunterricht erteilt. Zudem hat sie Theaterprojekte mit Schüler_innen durchgeführt und auch in der Betreuung von an Demenz erkrankten Menschen gearbeitet.

Die Jury des Poetikpreises hat sich für Lioba Happel entschieden, da die 1957 in Aschaffenburg geborene und heute in Berlin lebende Autorin in ihrer Lyrik und Prosa zum einen durch ihre außergewöhnliche Sprache, Experimentierfreudigkeit sowie durch ihren spezifischen Rhythmus, der auch

Liederzyklen evoziert, überzeugen kann, und zum anderen durch ihre Lebens- eo ipso Schreibthemen, die häufig aus ihren oben genannten Tätigkeiten als Sozialarbeiterin resultieren.

Dementsprechend kann die Autorin überzeugen, weil sie nicht überzeugen will, d.h. ihre Stoffe entspringen nicht dem Bedürfnis, einer jeweils aktuellen Mode zu entsprechen, sondern einer existenziellen und leibhaftigen Beschäftigung mit sozialen, gesundheitlichen und pädagogischen Themen, die solche Aspekte wie Diskriminierung und Diversity mitunter inkludieren – also Felder, die das Profil der ASH Berlin sowie spezifisch auch die Inhalte des Masterstudiengangs Biografisches und Kreatives Schreiben widerspiegeln.

Exemplarisch für das Thema *Sozialarbeit* steht die Erzählung *Ein Hut wie Saturn*, in der eine soziokulturelle, gesellschaftliche Analyse im Subtext manifestiert wird. Ebenso wird der Gegenwartsbezug durch ein ideologiefreies und ausgewogenes Spiel mit britischen sowie deutschen Klischees hergestellt – zu Zeiten des Brexit hochaktuell. Besonders aber stechen die rasante Syntax sowie der außergewöhnlich subtile Humor hervor.

Der Bezug zum Thema *Gesundheit* scheint besonders in ihrer Erzählung *dement* auf, die sehr poetisch, fast schon lyrisch, den Erinnerungs- sowie Sprachverlust darzustellen versucht. Hier entsprechen sich Inhalt und Form, gelegentlich sind auf einer Seite nur noch drei Worte zu finden, wenn die Erinnerung schwindet, einsame Worte, die ein ganzes Leben erzählen.

Ebenfalls möchte die Jury auf die Erzählung *LUCY – oder Warum sind die Menschen so komische Leute* hinweisen, ein Buch für „Elf- bis Hundertelfjährige“. Dort verhandelt die Autorin auf wiederum mitunter humorvolle Weise die Themen Migration und Rassismus, Armut und Reichtum sowie Alter und Einsamkeit.

Dass sich die Autorin nicht nur ästhetisch auf höchstem Niveau in diesen Sujets bewegt, sondern sich auch interdisziplinär mit Komponisten und Musikern ihren Themen nähert, die mitunter auch dramatisch auf der Bühne und/oder in der Theaterarbeit mit Kindern und Jugendlichen verhandelt werden, hat letztendlich zur Entscheidung für Lioba Happel geführt.

Die Poetik Lioba Happels generiert sich aus der geschärften, weil kompetenten Beobachtung und Ästhetisierung des Alltags gewöhnlich ungewöhnlicher Menschen, respektive Menschheitserfahrungen, spricht den Einschreibungen in den lebenden und siechenden Körper, die eine Poesie sowie Narration des Überschwangs und der Entropie evozieren. ■

ALICE SALOMON POETIK PREIS 2021 LIOBA HAPPEL

© Diana Obinja



Virtueller Neujahrsempfang
der ASH Berlin
und Preisverleihung

Samstagabend, 16. Januar 2021
Ausstrahlung auf ash-berlin.eu

Der Alice Salomon Poetikpreis zeichnet Künstlerinnen und Künstler aus, die durch ihre besondere Formensprache und Vielfalt zur Weiterentwicklung der literarischen, visuellen sowie akustischen Künste beitragen und dabei immer interdisziplinär arbeiten und wirken. Verbunden ist der Preis mit einer Poetik-Dozentur und nun, auf Beschluss des Hochschulparlaments, auch mit der Möglichkeit, die Südfassade der Hochschule neu zu gestalten.

Weitere Informationen zu
Preis und Jury unter
[www.ash-berlin.eu/hochschule/
profil/auszeichnungen/](http://www.ash-berlin.eu/hochschule/profil/auszeichnungen/)

„Gemeinsam Nazis und
Rassismen entgentreten –
in der ASH Berlin
und überall“



Ein schriftliches Interview mit dem EmpA-Team und dem „Ich bin da!“ – BiPoC Referat über Rassismus in Deutschland, an der ASH Berlin und was dagegen getan werden muss

Rassismus, insbesondere Alltagsrassismus ist in Deutschland alltäglich und auch im Raum Hochschule ein Thema. Deswegen gibt es auch die beiden Projekte ‚EmpA‘ und „Ich bin da!“ – BiPoC Referat an der ASH Berlin. Wie sieht die Realität von BiPoC-Studierenden aus?

BiPoC-Referat: Selbstverständlich machen rassistische Diskurse nicht vor den Türen einer Universität oder denen der Alice Salomon Hochschule halt – auch nicht, wenn (i. d. R. weiße) Studierende nicht müde werden, die „alternative Sozialisation“ in der ASH Berlin zu betonen.

Das Leitbild der Alice Salomon Hochschule verspricht, soziale Gerechtigkeit zu fördern und die Repräsentation und Partizipation ethnischer Minderheiten zu stärken. Auf einem zum Alice-Salomon-Platz gerichteten Transparent verkündet die ASH Berlin: „Gemeinsam Nazis und Rassismus entgegentreten – hier und überall“. In der Realität vieler BiPoC-Studierender sieht dies zuweilen gravierend anders aus.

Es wird oftmals geschildert, was in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen auch erlebt wird: Sie erleben es, in eine rassistische Ordnung gedrängt zu werden und Ausgrenzungen zu erfahren. Menschen, deren Erstsprache nicht Deutsch ist, trifft dies in besonderer Weise. Erfahrungen von BiPoC-Studierenden, die in Form von Seminarbeiträgen oder Referaten eingebracht werden, werden nur selten wertgeschätzt. Nicht selten kommt es vor, dass Seminarteilnehmende, die mehrheitlich weiß sind, mit Abwehr reagieren und Rassismuserfahrungen gänzlich infrage stellen. Aus dem Curriculum und der demzufolge hervorgebrachten Wissensvermittlung wird der Eindruck gewonnen, dass weiße, gesellschaftliche Interpretationen im Mittelpunkt stehen und BiPoC-Perspektiven unterrepräsentiert sind. In manchen Seminaren wird noch nicht mal der Versuch durch Dozierende unternommen, rassistische Inhalte zu besprechen und ggf. kritisch einzuordnen.

Welche Rolle spielt dabei die Sprache?

BiPoC-Referat: Die Sprache, die aufgrund ihrer performativen, wirklichkeitschaffenden Wirkung von großer Bedeutung ist, spielt zweifelsohne auch im Kontext der akademischen Bildung an der ASH Berlin eine große Rolle. Sprachhandlungen beziehen sich auf sprachliche Übereinkünfte, die gesellschaftlich akzeptiert und autorisiert sind. Die Sprache (re-)produziert demnach gesellschaftlich normalisiertes Wissen und trägt dazu bei, dass sich Asymmetrien verfestigen (können). „Rückschrittliche, kopftuchtragende Muslima“ und in „Dreck und Armut lebende Z.s.“ sind nur wenige von vielen in Seminaren durch Studierende und Dozierende getätigte Sprachhandlungen, die homogenisierende Zuschreibungen vornehmen und im Resultat ein dichotomisierendes Bild von „uns“ und den „anderen“ aufrufen.

Der Diskurs um politische Korrektheit als Zensurinstrument und die Durchsetzung von „Denkverboten“ ist unlängst im akademischen Betrieb angekommen. Eine weiße Dozierende beispielsweise entgegnete in einem Seminar auf die Kritik von mehreren BiPoC-Studierenden, die die stereotypen Darstellungen von Sinti*izze und Rom*nja und die häufige Verwendung des abwertenden Begriffs des „Z.“ in einem Referatsvortrag durch weiße Studierende kritisierten, dass sie an der Alice Salomon Hochschule nun endgültig nicht mehr wisse, was man noch sagen dürfe.

Welche Rückmeldungen bekommen Sie von den BiPoC-Studierenden?

BiPoC-Referat: BiPoC-Studierende verbalisieren kontinuierlich Situationen in Seminaren, in denen Ängste und Ohnmacht ihrerseits erlebt werden. Sie weisen eindrücklich darauf hin, welche erschwerenden Auswirkungen die immer wiederkehrenden Konfrontationen mit Rassismen auf sie haben und, dass ihre Teilhabe am Studium stark beeinträchtigt wird. Es wird ihnen viel Energie abverlangt, die sie an anderen Stellen, wenn es beispielsweise um das Lernen für anstehende Prüfungsleistungen geht, nicht aufweisen können. Den Ansprüchen des Studiums kann man so nur eingeschränkt gerecht werden.

Was wünschen Sie sich von der Hochschulleitung?

BiPoC-Referat: Knapp acht Wochen nach Hanau verlor unsere Hochschulleitung in ihrer Begrüßungsrede zum Sommersemester kein Wort über Rassismus und rassistischen Terror und die damit verbundenen gesellschaftlichen Herausforderungen – auch für die Hochschule und die SAGE-Berufe.¹ Ich hätte mir mindestens eine Bekundung der Solidarität gewünscht, mit BiPoC-Studierenden „ihrer“ ASH Berlin. Und dem Rest der Gesellschaft, die tagtäglich Rassismus erfährt. In Anbetracht dessen erscheint das oben erwähnte Transparent manchmal wie eine Aneinanderkettung leerer Worthülsen. „Gemeinsam Nazis und Rassismen entgegentreten – in der ASH Berlin und überall“. Das wäre doch mal ein Anfang.

Welchen Auftrag haben Sie im EmpA-Projekt?

EmpA-Team: Neben den genannten konkreten Situationen wirkt Rassismus oft strukturell und subtiler. Welche Beiträge und Perspektiven von Studierenden werden in Seminaren ernstgenommen und welche nicht? Wie oft kommen Autor_innen of Color und ihre Standpunkte im Seminarplan vor? Wird Rassismus in der Praxis der SAGE-Berufe thematisiert und wenn ja, aus welcher Perspektive?

Das EmpA-Team möchte Studierende mit Rassismuserfahrung an der Hochschule empowernd unterstützen. Wir sind da, wenn ein offenes Ohr gebraucht wird, um über verletzende

Erfahrungen zu sprechen und beraten, wie damit umgegangen werden kann. Unser Ziel ist es, die Bedarfe von Studierenden of Color zu artikulieren und damit sichtbarer und hörbarer zu machen. Gleichzeitig arbeiten wir daran, rassismussensible Strukturen an der ASH Berlin voranzubringen, um damit die Studienbedingungen für alle Studierenden zu verbessern. Langfristig ist hierfür die Berufung einer Anti-Rassismusauftragten notwendig, damit diese wichtige Arbeit institutionell verankert wird und nicht von Projektgeldern abhängig ist.

Der Kampf für Gleichbehandlung und Respekt sollte von der Mehrheitsgesellschaft geführt werden. Was wünschen Sie sich? Was kann jede_r Einzelne tun?

BIPoC-Referat: Es müssen Veränderungen her! Öffentliche und private Debatten müssen auf dem aufbauen, was durch Erfahrungsberichte bereits in unzähligen Diskursen zur Sprache kam. Strukturen müssen noch inklusiver gestaltet werden und in diesem Prozess hat Deutschland noch viel zu tun. Rassismen gegenüber BIPoC sind tägliche Lebensrealität. Jede einzelne Person muss in sich gehen und schauen, was diese im Alltag tun kann. Es reicht nicht, im Moment gegen Rassismus einzustehen. Das Reflektieren und aktive Verlernen rassifizierender Handlungsweisen ist ein stetiger, lebenslanger Prozess und ein Weg, den alle Menschen gehen müssen!

EmpA-Team: Zuhören. Ernstnehmen. Nachfragen, welche Solidarität erwünscht ist. Es ist notwendig, dass Angehörige der weißen Mehrheitsgesellschaft anerkennen, dass es eigentlich unmöglich ist, in einer Gesellschaft, die strukturell rassistisch ist, nicht rassistisch geprägt zu sein, wenn auch unfreiwillig. Rassismus existiert nicht nur unter Nazis oder AfD-Anhänger_innen. Daher ist es wichtig, sich mit (Alltags-)Rassismus auseinanderzusetzen und zu schauen, wie jede_r im eigenen Alltag dazu beitragen kann, dass dieser abnimmt. Es reicht nicht aus gegen Rassismus zu sein, sondern es ist wichtig, Verantwortung zu übernehmen, um eine Gesellschaft zu gestalten, die Menschen nicht aufgrund der ‚Hautfarbe‘, eines Kopftuchs, des Einkommens, des Geschlechts, der sexuellen Orientierung oder einer Behinderung ausschließt und diskriminiert. Das bedeutet auch rassistische Äußerungen und Praktiken im privaten Umfeld, in der Öffentlichkeit oder am Arbeitsplatz zu benennen. Es heißt aber auch immer erstmal nachzufragen bei Rassismuserfahrungen, ob, wie und in welcher Weise Unterstützung gewünscht ist.

Auch wenn Rassismus eine sehr spürbare Lebensrealität für BIPoC ist, müssen weiße Menschen anerkennen, dass sie ebenfalls von Rassismus betroffen sind und zwar durch Privilegien. Es braucht einen langwierigen Auseinandersetzungsprozess, der über eine geschichtliche Abhandlung des Dritten Reichs hinausgeht und die Kolonialvergangenheit mit aufarbeitet und realisiert, wie sehr diese beiden einschneidenden historischen Ereignisse nach wie vor das Denken und Handeln in dieser

Gesellschaft prägen. Dieser strukturelle Rassismus der Institutionen, die Politik und Mediendiskurse durchdringt, muss von Grund auf dekonstruiert werden. Auch in der (Online-)Lehre werden die verschiedenen Lebensrealitäten oft nicht mitgedacht. Selbst wenn der Vorsatz alle Studierenden gleich zu behandeln, löblich ist, kann gerade die Ausblendung der unterschiedlichen (benachteiligten) Zugangsvoraussetzungen zu erneuten Ausschlüssen führen.

In Zeiten von Online-Lehre und Corona werden strukturelle Benachteiligungen und strukturelle Ausschlüsse verstärkt. Können Sie Beispiele nennen?

EmpA-Team: Im Online-Semester wurde nochmal deutlicher, dass Menschen deren Erstsprache nicht Deutsch ist, selten mitgedacht werden. Das teilweise erhöhte Textpensum, bezogen auf einen bestimmten Zeitrahmen, die Schwierigkeit Online-Videokonferenzen in einer Zweitsprache folgen zu können, sind hierfür Beispiele. Aber auch der unterschiedliche Zugang zu technischen und finanziellen Ressourcen, als zentrale Rahmenbedingungen für das Studium wurden nochmal sichtbarer. Fehlende Endgeräte im Haushalt oder die Notwendigkeit den Laptop mit mehreren Familienmitgliedern teilen zu müssen; kein Rückzugsraum in beengten Wohnverhältnissen oder eine schlechte Internetverbindung sind alltägliche Hürden, die es erschweren, gleichberechtigt am Online-Studium teilnehmen zu können. Aufgrund der Covid-19-Krise haben Studierende ihre Jobs verloren und müssen jetzt mit noch prekäreren Einnahmen zurechtkommen. Migrantisierte Student_innen und Student_innen mit Fluchterfahrung sind dabei überproportional von fehlenden Ressourcen betroffen. Das zeigt die Verwobenheit von Machtverhältnissen und das Zusammenspiel von Rassismus und Klassismus. Hinzu kommt, dass sich die Lebensrealität und Perspektiven von BIPoC-Studierenden, Studierenden mit Fluchterfahrung und internationalen Studierenden meist nicht im Lehrinhalt widerspiegelt.

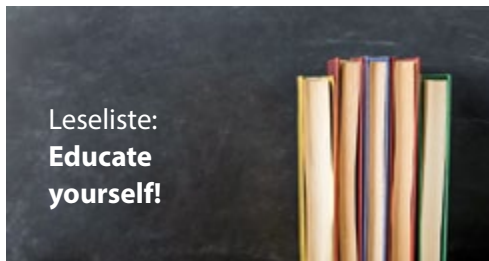
Als Strategien haben sich Tandems mit anderen Studierenden of Color bewährt, die sich gegenseitig im Seminar und bei der Bearbeitung der Aufgaben unterstützen. Wichtig ist es aber auch, Missstände zu benennen, damit diese sichtbar werden, und direktes Feedback an die Lehrenden zu geben. Letzteres ist nicht immer einfach und EmpA bietet hier Unterstützung an, solche Gespräche mit Lehrenden vor- und nachzubereiten oder ggfs. zu begleiten. ■

Das Interview führte Barbara Halstenberg.

Dies ist eine gekürzte Version aus dem alic online Magazin. Die Antworten des schriftlichen Interviews wurden jeweils in den Gruppen zusammen verfasst (EmpA-Team: Jenifa Simon und Aki Krishnamurthy; BIPoC-Referat: Jenifa S., Gabriela T., Ismail Q.).



¹ Anm. der Redaktion: Die Hochschulleitung setzte nach dem Anschlag am 4.3.2020 die Fahnen der ASH Berlin auf Halbmast und veröffentlichte eine Solidaritätserklärung auf der Webseite: www.ash-berlin.eu/hochschule/presse-und-newsroom/news/news/solidaritaet-mit-den-opfern-von-hanau-und-ihren-angehoerigen/ In ihrer Erstsemesterbegrüßung problematisierte die Rektorin Ausschlüsse von Studierenden mit Fluchterfahrung und BIPoC in Seminarsituationen.



Saraya Gomis und Daniel Gymerah – Fünf Vorschläge für eine anti-rassistische politische Agenda : www.zeit.de/politik/deutschland/2020-06/rassismus-schwarze-politische-agenda-menschenrechte

Hadija Haruna-Oelker – „Das sind keine gewöhnlichen Proteste“: <https://www.hessenschau.de/panorama/hadija-haruna-oelker-das-sind-keine-gewoehnlichen-proteste-video-124408.html>

Alice Hasters – Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen, aber wissen sollten, Hanser Literaturverlage

Sharon Dodua Otoo – Dürfen Schwarze Blumen Malen? (Klagenfurter Rede zur Literatur 2020): https://files.orf.at/vietnam2/files/bachmannpreis/202022/otoo_klagenfurter_rede2020_ansicht4_752860.pdf

Noah Sow – Deutschland Schwarz Weiß, C. Bertelsmann

Tupoka Ogette – Exit Racism, Unrast Verlag

Mohamed Amjahid – Unter Weißen, Hanser Literaturverlage

Fatma Aydemir, Hengameh Yaghoobifarah – Eure Heimat ist unser Alptraum, Ullstein Verlag

Kimberly Jones – How can we win? (Englisch auf Youtube): www.youtube.com/watch?v=Ilci8MVh8J4

Emily Ngubia Kuria – Eingeschrieben. Zeichen setzen gegen Rassismus an deutschen Hochschulen, w_orten & meer

Chimamanda Adichie – Danger of a single story: www.ted.com/talks/chimamanda_ngozi_adichie_the_danger_of_a_single_story?language=de

Your Daily Blacktivism – Liste mit BiPoC Themen: <https://dailyblacktivism.carrrd.co/#>

Rassismuskritisch Denken und Handeln lernen: Links, Ressourcen, Bücher, Texte, Personen, Organisationen in Deutschland: <https://docs.google.com/document/d/1BZk5sDngE8Z8twGzzbmAg78ful3zCGlZ9W73Pguw-Y/edit>

EmpA – Programm für Empowerment, Sensibilisierung und antirassistische Öffnung der ASH Berlin

EmpA setzt sich zum Ziel mittels eines Empowermentansatzes die Studienbedingungen Internationaler Studierender, Studierender mit Fluchterfahrung sowie Studierender of Color* zu verbessern. Wir bieten verschiedene Formate zum Kennenlernen und Austausch, sowie Beratung, Workshops und Unterstützung je nach Bedarf der Studierenden an. Darüber hinaus beraten und schulen wir Mitarbeiter_innen der Hochschule zur rassismuskritischen Verbesserung der Studienbedingungen. Gemeinsam mit vielen engagierten Hochschulangehörigen möchten wir Einfluss darauf nehmen, dass die Alice Salomon Hochschule Berlin ein möglichst rassismussensibler Ort wird.

Kontakt

Dr. Aki Krishnamurthy
empowerment@ash-berlin.eu

„Ich bin da!“ BiPoC-Referat

Gemeinsam mit vielen Black, Indigenous und PoC-Studierenden der Alice Salomon Hochschule Berlin wurde das Projekt „Ich bin da!“ ins Leben gerufen, um auf rassistische Strukturen innerhalb der Hochschule aufmerksam zu machen. Im Fokus der Kritik stehen unter anderem Lehrinhalte, Didaktik und Sprache, die bislang überwiegend aus weißer Perspektive gedacht werden. Die Studierenden des Projekts wenden sich an die ASH Berlin als Institution, die ihrer Meinung nach eine Verantwortung dafür trägt, was gelehrt wird, wie gelehrt wird, ob und wie Lehrende und Mitarbeiter_innen für Rassismus sensibilisiert werden und welche Atmosphäre in der Hochschule herrscht. Ein wichtiger Schritt war zusätzlich das Andocken der Initiative an den AstA der ASH Berlin, denn durch die Referatsarbeit gelingt es der Initiative nun, die Stimmen von BiPoC-Studierenden innerhalb hochschulpolitischer Diskurse zu vertreten.

Neben Workshops und Angeboten für die Teilnehmenden gehören Empowerment und Vernetzung zu den Kernpunkten des Konzepts der Initiative. Im November dieses Jahres richtete die Initiative den Hochschultag aus, bei dem über intersektionale Perspektiven auf Hochschullehre diskutiert wurde. Über Interessierte BiPoC-Studierende freut sich die „Ich bin da!“-Initiative jederzeit.

Kontakt

Purnima Vater
bipoc@ash-berlin.eu



SCHULE





Im
Mittelpunkt

systemrelevant

SAGE und Corona

Eine funktionierende Gesellschaft ohne SAGE-Perspektive und -Expertise ist nicht vorstellbar, dies wird besonders in der Krise bewusst. Und dies machen auch die folgenden Artikel aus den Bereichen Soziale Arbeit, Gesundheit und Erziehung und Bildung deutlich.



Covid-19 als Brennglas auf prekäre Verhältnisse

Ein Zwischenruf von SAGE-Wissenschaftler_innen

Prof. Dr. Anja Voss, Azize Kasberg M.Sc., Prof. Dr. Barbara Schäuble, Prof. Dr. Bettina Völter, Prof. Dr. Gesine Bär, Prof. Dr. Gudrun Piechotta-Henze, Prof. Dr. Heidi Höppner, Prof. Dr. Raimund Geene, Prof. Dr. Regina Rätz, Prof. Dr. Rita Hansjürgens, Prof. Dr. Silke Dennhardt und Prof. Dr. Susanne Gerull

Im Frühjahr haben wir als interdisziplinär arbeitende Wissenschaftler_innen eine gemeinsame Stellungnahme zur Covid-19-Pandemie verfasst. Im Konzert der Stellungnahmen zur Krisenbearbeitung haben wir die Stimmen der sogenannten SAGE-Fächer (Soziale Arbeit, Gesundheit, Erziehung und Bildung) hörbar gemacht. Über 80 Mitzeichnende haben sich unserer Selbstverpflichtung angeschlossen „zusammenzuwirken und uns für die notwendigen Bedingungen einer humaneren Daseinsvorsorge stark zu machen“.

Unsere Forderungen sind auch im Herbst, während des derzeitigen Teil-Lockdowns, aktuell. Wir laden Sie herzlich dazu ein, den ganzen Text nachzulesen¹ und bilanzieren mithilfe von drei Beispielen, was sich heute noch klarer darstellt als im Frühjahr.

Was wir weiterhin fordern:

- Care-Arbeit aufwerten – der Ausbeutung nachhaltig begegnen
- Struktureller Benachteiligung von Frauen* entgegenwirken – geschlechtergerechte Politik umsetzen
- Gesundheitsfachberufe und Soziale Arbeit als zentrale Teile des Gesundheitssystems während und nach der Pandemie anerkennen
- Lebenswelt- und ressourcenorientierte Ansätze im öffentlichen Gesundheitsdienst konsequent und interdisziplinär verfolgen
- Unteilbar und solidarisch: Niemanden zurücklassen
- Bildung gerecht gestalten
- Kindeswohl gewährleisten – familienfreundliche Umwelten durch öffentliche Infrastruktur (wieder-)herstellen
- Selbstbestimmte und gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Beeinträchtigungen jederzeit gewährleisten
- Menschen in existenziellen Armutslagen schützen
- Menschen mit Suchtverhalten auch unter Infektionsschutzbedingungen bedarfsgerecht beraten und begleiten
- Institutionelle Unterstützungsangebote mit verstärkten Schutzmaßnahmen aufrechterhalten

Als Auswirkung von Covid-19 beobachten wir in der Sozialen Arbeit eine neue Flexibilität – erstarrt geglaubte Dialoge zwischen Kostenträgern und Leistungserbringern sind teilweise wieder in Gang gekommen. Zugleich werden prekäre Finanzierungsverhältnisse sichtbar, in deren Folge Kosten der Pandemie vergesellschaftet und letztlich an Nutzer_innen Sozialer Arbeit als letztem Glied in der Kette weitergereicht werden. So sollten beispielsweise 2021 bei Neuköllner Kinder-, Jugend- und Familienprojekten über 800.000 Euro vom Bezirk eingespарт werden. Dies konnte durch rasche Kommunikation und Intervention durch Selbstvertretungen der Träger im Feld, die auch mit der ASH Berlin gut vernetzt sind, vorerst abgewendet werden.

In anderen Bereichen, z. B. der Wohnungsnotfallhilfe, hat sich dagegen nichts Existenzielles getan: Notübernachtungsplätze sind weiterhin reduziert, mancherorts werden infizierte Menschen ohne Hilfestellung auf die Straße verwiesen. Grundsätzlich fehlt hier, wie auch in anderen Arbeitsfeldern noch immer eine bundesweite Strategie, wie mit Covid-19-Ausbrüchen in Unterkünften, Kontakt- und Anlaufstellen umgegangen werden soll, ohne sie schließen bzw. die Bewohner_innen weiteren Gefährdungen oder Isolationen aussetzen zu müssen. Die Expertise von Betroffenen wird nach wie vor nicht in die Planungen einbezogen. Weiterhin wird spürbar, dass vielseitige Digitalstrategien notwendig sind, um den Kontakt zu Menschen auch in schwierigen Situationen zu halten. Erste neue digitale Beratungs- und Begleitszenarien wurden ausprobiert, weil kurzfristig Ressourcen für Hard- und Software sowie Weiterbildung bereitgestellt wurden.

Systemrelevant – dies ist für die Pflege weniger neu als für die Therapieberufe (z. B. Physio- und Ergotherapie). Pflegende erhielten symbolische Anerkennung und nun auch Gehaltserhöhungen. Der Arbeitsalltag in Krisenzeiten erfolgte für die Angehörigen der Gesundheitsberufe unter schwierigen Bedingungen. Besuchsverbote und Isolierung in stationären Langzeiteinrichtungen führten zu hoher Belastung für Bewohner_innen und Personal sowie dem Ausfall medizinischer Heilbehandlungen. Hinzu kam die Sorge, sich selber zu infizieren, weil dringend benötigte Schutzausstattung nicht ausreichte.

Für Menschen z. B. mit Demenz oder körperlichem Handicap haben sich Lebensqualität und Symptomatik verschlechtert. Hygienekonzepte sollen verhindern, dass es diese vulnerablen Gruppen wieder in aller Härte trifft. Hier wurde gelernt und trotzdem gibt es erneut Besuchsverbote.



Die Belastungsprobe des Gesundheitswesens zeigt sich auch im Falle der Beatmungsplätze, die ohne Personal nicht nutzbar sind. Nach dem Klinikaufenthalt geht es weiter. Wer eine schwere Covid-19-Infektion überlebt, braucht Rehabilitation. Hierfür werden weitere Ressourcen benötigt.

Die Bedeutung von verlässlichen Bildungs-, Betreuungs- und Erziehungsinstitutionen wird durch die Corona-Pandemie unterstrichen. Im aktuellen Teil-Lockdown bleiben Kitas und Schulen weitgehend geöffnet. Dies unterstützt die Bildungs- und Erziehungsinstitutionen und wirkt Vernachlässigung, Gewalt und fehlender Lernbegleitung zumindest auf struktureller Ebene entgegen.

Gleichwohl bestehen nach wie vor strukturelle Barrieren, wie Fachkräftemangel und ein unzureichender Personalschlüssel. Die Sicherstellung kleiner Gruppen und/oder räumlicher Trennungen kann so spätestens bei Quarantäne oder Krankenschreibung nicht gewährleistet werden. Erste Erkenntnisse zum Infektionsgeschehen in Kitas erhöhen den sicheren Umgang im pädagogischen Alltag.

In Schulen hält das digitale Lernen nach wie vor schleppend Einzug, die technische Infrastruktur sowie qualifiziertes Personal fehlen oft und damit auch der Ausgleich bestehender Benachteiligungen.

Unsere Stellungnahme aus dem Frühjahr fokussierte auf Ungleichverhältnisse sowie Gefährdungen für Nutzende und Professionelle. Unsere Einschätzungen und Analysen bestätigten sich nicht nur, sondern wurden übertroffen. Für viele Menschen haben sich die soziale Teilhabe und finanzielle Absicherung verschlechtert und der gesellschaftliche Ausgleich der Krisenkosten ist ungeklärt. Der Blick auf die SAGE-Arbeitsfelder zeigt, dass Anerkennung, institutionelle Absicherung durch berufstypische-krisenerprobte Professionalität dort Erhalt und Ausbau ermöglichen, wo Sichtbarkeit hergestellt wird und finanzielle, organisationale sowie dialogische Spielräume bestehen. Wir sehen diese auch als Ergebnis der Konfliktbereitschaft von Nutzer_innen, Professionellen und ihren Verbündeten in Sozialverwaltung und -politik. Dass erst sie eine gewisse Daseinsvorsorge gewährleisten, scheint uns zu wenig. Es braucht mittel- und langfristige politische Strategien. Ziel sind krisen-feste öffentliche soziale Institutionen und Infrastrukturen. Das ist für uns Grund, erneut gemeinsam dazwischenzurufen!

Die Stellungnahme zur Corona-Pandemie und ihren Folgen - SAGE-Wissenschaftler_innen in Gesellschaftspolitischer Verantwortung im alice online Magazin:



¹ Link zur Stellungnahme: <https://opus4.kobv.de/opus4-ash/frontdoor/index/index/searchtype/all/docId/323/start/0/rows/10>

Covid-19 und die Situation in Krankenhäusern

Die Studie „COVID-19-Pandemie in Berlin und Brandenburg:

Eine Ist-Analyse in Krankenhäusern aus Sicht des Pflegemanagements“ beschreibt Herausforderungen und liefert Ergebnisse für die Pflegepraxis



Johannes Gräske

Der Ausbruch des neuartigen SARS-CoV-2 im Dezember 2019 in der chinesischen Stadt Wuhan stellt die Gesundheitssysteme vieler Länder vor große Herausforderungen. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) schätzte aufgrund beständig steigender Infektionszahlen am 11. März 2020 Covid-19 als Pandemie ein. Das Virus ist sowohl

über Tröpfcheninfektion als auch über Aerosole besonders schnell übertragbar und verursacht Symptome wie Husten, Fieber und Kurzatmigkeit.

Am 06.04.2020 gab es weltweit 1.321 Millionen bestätigte Infektionen. In Deutschland stiegen die Zahlen vom 06.03.2020 von 670 bestätigter Infektionen auf 103.374 am 06.04.2020. Problematisch sind schwere Verläufe, bei denen Erkrankte intensivpflichtig werden und

beatmet werden müssen. Dies betrifft alle Personengruppen, ganz besonders aber ältere Menschen und Menschen mit Vorerkrankungen.

Die Covid-19-Pandemie stellt somit die meisten Krankenhäuser vor besondere Herausforderungen. Vorwiegend sind die Bereiche Bettenkapazität, Personalsituation, Schutzausrüstung und Schulungsbedarf zu nennen, da diese im Fokus der aktuellen Diskussion stehen.

Es ist unklar, wie Krankenhäuser in den Bundesländern Berlin und Brandenburg während der Pandemie bezüglich dieser Themen aufgestellt sind. Vor diesem Hintergrund zielt die Studie darauf ab, eine Ist-Standsbeschreibung aller Krankenhäuser aus Sicht des Pflegemanagements in beiden Ländern zu erfassen und gegenüberzustellen.

Studienziel und -design

Im April 2020 führte das Team vom Bachelorstudiengang Pflege unter meiner Leitung eine online-basierte Befragung aller Krankenhäuser in Berlin und Brandenburg (n = 99) durch. Gefragt wurde nach strukturellen Kapazitäten und vorgenommenen Anpassungen, der Personalsituation, Schutzausrüstung und Schulungsmaßnahmen.

Ergebnisse der Studie

Die Wichtigkeit dieses Themas lässt sich anhand der Rücklaufquote von 31,3 Prozent ablesen. Die besonderen Herausforderungen bei der Bewältigung der Pandemie ließ eine niedrigere Rücklaufquote erwarten.

Zwar wurden Teststationen an Krankenhäusern weitestgehend problemlos etabliert, aber die Zusammenarbeit zwischen Teststationen und Laboren beim Probentransport und der Ergebnisübermittlung war in einigen Krankenhäusern problematisch. Digitale Infrastrukturen können hier ein Ansatz sein, die Prozesse zu verbessern.

Zusätzliche Isolations- und Beatmungskapazitäten konnten innerhalb kurzer Zeit sichergestellt werden. Dies betrifft sowohl Krankenhäuser im Flächenland Brandenburg als auch im urbanen Raum Berlin. Es werden Pläne erforderlich sein, damit notwendige medizinische Geräte (bspw. Beatmungsgeräte) in ausreichender Zahl sichergestellt werden können. Dazu gehören erhöhte Vorratshaltung oder ggf. kurzfristige Erhöhung von Produktionskapazitäten sowie die Verlagerung von Produktionsstätten ins Inland, um etwaige Qualitätsmängel oder unterbrochene Lieferwege zu vermeiden.

Im Rahmen der Pandemie kam es zu einem erhöhten Personalbedarf, welchen die Krankenhäuser mehrheitlich durch Umverteilung abdecken konnten.

Dies entspricht auch den Vorgaben nicht notwendige Behandlungen abzusagen. Dennoch geben rund die Hälfte aller teilnehmenden Pflegedirektor_innen an, nicht ausreichend Personal zu haben. Bei einer möglichen Umverteilung kann es bei Pflegenden zu Unzufriedenheit, Überforderung oder Motivationsverlust kommen. Daher ist fraglich, inwieweit ohne größere Hürden Personal beispielsweise auch zwischen Krankenhäusern temporär und situationsbezogen verteilt werden kann bzw. sollte.

Ausreichend Schutzmaßnahmen waren in den meisten Krankenhäusern vorhanden. Dies wurde sicherlich auch durch den vergleichsweise günstigen Verlauf der Pandemie in Berlin und Brandenburg unterstützt. Der Schutz von Menschen im Gesundheitswesen soll die sichere Ausübung des gesellschaftlich notwendigen Berufes gewährleisten. Dafür erfüllt er zwei wesentliche Funktionen, nämlich den Schutz des Personals, dessen Tätigkeit ein erhöhtes Infektionsrisiko birgt und den Schutz von Patienten und Mitmenschen, die durch den Kontakt mit Pflegenden indirekt einem ähnlichen Risiko ausgesetzt sind.

Schwerpunkte durchgeführter Schulungen Pflegenden beziehen sich vor allem auf die Intensivpflege und Pflege von beatmungspflichtigen Patient_innen. Zur besseren Vorbereitung auf künftige Lagesituationen, wäre ein Weg, regelhaft eine gewisse Anzahl an Pflegepersonen in den Intensivpflegebereich rotieren zu lassen. Dies ermöglicht dann, dass diese bei Bedarf leichter auf den Intensivstationen aushelfen können. Darüber hinaus gilt es auch Strategien zu entwickeln, dem grundsätzlichen Fachkräftemangel im Pflegeberuf entgegenzuwirken. Dies sollte nicht nur auf quantitativer Ebene geschehen, sondern eben auch auf qualitativer Ebene. Dazu gehört, dass Erkenntnisse aus der Bewältigung der Pandemie in künftige Ausbildungsinhalte einfließen, aber auch, dass neue Arbeitsfelder entwickelt werden. Dies trägt zur Profilbildung und somit zur Attraktivität des Pflegeberufes bei.

Positiv ist die Selbsteinschätzung der Pflegedienstleitungen, sich überwiegend gut vorbereitet zu fühlen, um während der Pandemie ihren Versorgungsauftrag ausführen zu können. ■

Kurzinformation/ Schnellleseüberblick

Titel der Studie

COVID-19-Pandemie in Berlin und Brandenburg: Eine Ist-Analyse in Krankenhäusern aus Sicht des Pflegemanagements

Erhebungszeitraum

06.04.2020–01.05.2020

Leitung

Prof. Dr. Johannes Gräske

Mitarbeitende

Sandra Lengert-Brzozowski, MSc
Fränze Neumann, MSc
Luisa Görsch cand. BSc
Maria Biniok, BSc, cand. MSc
Louise Koppe, MSc

Was ist (zu dieser Thematik) schon bekannt?

Krankenhäuser sind angehalten auf Pandemie-Lagen sowohl mit Personalanpassungen als auch Schutzmaßnahmen reagieren zu können.

Was ist neu?

Erstmals liegen für Berlin und Brandenburg Ist-Standsbeschreibungen vor.

Welche Konsequenzen haben die Ergebnisse für die Pflegepraxis?

Die Teilnehmenden sind vor allem strukturell gut vorbereitet, problematisch seien eine dauerhaft genügende Ausstattung mit Schutzkleidung und Personal. Es wurde ein erheblicher Schulungsbedarf festgestellt.

Kontakt

pflgestudiengang@ash-berlin.eu

Weitere Informationen:

Gräske J., Lengert-Brzozowski S., Neumann F., Görsch L., Biniok M., Koppe L. (2020): CoViD-19 Pandemie in Berlin und Brandenburg: Eine Ist-Analyse in Krankenhäusern aus Sicht des Pflegemanagements. Pflege (epub first)



Wir können lernen, mit Pandemien umzugehen

Prof. Dr. Uwe Bettig im Interview über die Lehren aus der Corona-Krise
für den Bereich Pflegemanagement

Vor welchen Herausforderungen stehen Pflegekräfte aktuell?

Ich habe zu Beginn der Pandemie eine Befragung unter Studierenden des Studiengangs Gesundheits- und Pflegemanagement gemacht. Es hat sich gezeigt, dass auf der einen Seite aufgrund des Fachkräftemangels eine Überlastung festzustellen war, auf der anderen Seite aufgrund des Wegfalls elektiver Eingriffe in den Krankenhäusern und des Vorhaltens von Intensivbetten Überstunden abzubauen waren, was gerade bei Studierenden zu Einnahmenausfällen geführt hat.

Auch die Wertschätzung der Pflege wurde sehr problematisch wahrgenommen, so wurde z. T. fehlende Schutzausrüstung bemängelt, ohne dass gezielt dazu informiert wurde. Ebenfalls sehr kritisch wurde wahrgenommen, dass nach Kontakt mit positiv getesteten Patient_innen keine Quarantäne angeordnet wurde, sondern ein Symptomtagebuch zu führen war.

Es hat sich sehr gezeigt, dass wir im Gesundheitssystem Vorhaltekapazitäten benötigen, d.h. Krankenhäuser können nicht permanent voll ausgelastet sein. Das ist im gegenwärtigen DRG-System aber sehr schwer abbildbar. Dieses

fördert/fordert ein stetiges Mehr an Fällen in immer kürzerer Behandlungszeit. Grundsätzlich ist zu hinterfragen, ob das Gesundheitswesen marktwirtschaftlichen Gesetzen folgen muss oder ob eine Gemeinwohlorientierung der bessere Weg ist.

Bessere Bedingungen für Pflegekräfte wurden bereits vor der Pandemie gefordert. Sehen Sie eine Chance, dass sich jetzt endlich etwas bewegt?

Wir sehen aktuell, dass die Pflege aus der DRG-Vergütung herausgelöst wird und so quasi das Selbstkostendeckungs-



© Francisco Avila_Hospital Clinic / flickr.com

prinzip zumindest für die Pflegekosten eingeführt wird. Das stellt eine Stärkung der Pflege (im Krankenhaus) dar, fraglich ist aber, wie sich das auf die Arbeitsbedingungen insgesamt auswirken wird.

Die Arbeitsbedingungen im Bereich der Stationären Pflege (Langzeitpflege) werden hiervon nicht berührt, ich fürchte auch, dass dieser Bereich durch die Reform der Pflegeausbildung weiter an Attraktivität verlieren wird. Insofern sehe ich hier sehr dringenden Bedarf, die Attraktivität der Arbeitsbedingungen zu stärken. So ist ein kritischer Punkt seit Langem die Verlässlichkeit der Dienstpläne. Pflegekräfte werden an eigentlich freien Wochenenden häufig trotzdem zu Diensten eingesetzt – auch eine Folge des Fachkräftemangels. Das ist mit familienfreundlichen Arbeitszeiten natürlich nicht vereinbar.

Auch die Bezahlung war und ist ein großes Thema, diese muss entsprechend der hohen Verantwortung und Bedeutung der Pflege angepasst werden.

Hier gibt es zumindest im öffentlichen Dienst richtige Schritte, die aber flächendeckend umgesetzt werden müssen.

Was braucht es für eine weitere Akademisierung in der Pflege?

Im europäischen Vergleich sind wir ja erst am Anfang der (Teil-)Akademisierung in der Pflege. Das Pflegeberufegesetz formuliert bereits, welche Aufgaben bei akademisierten Pflegefachleuten gesehen werden, so z. B. die Steuerung und Gestaltung hochkomplexer Pflegeprozesse auf der Grundlage wissenschaftsbasierter oder wissenschaftsorientierter Entscheidungen. Erwähnt werden auch das Voranbringen der Pflegeforschung und die Entwicklung von Leitlinien und Expertenstandards. Das sind große Aufgaben, denen eine entsprechend große Zahl an akademisch ausgebildeten Pflegekräften gegenüberstehen muss. Es sind ja viele neue Studiengänge entstanden und ich hoffe auf regen Zuspruch. Leider hat der Gesetzgeber keine Vergütung der Praxisphasen geregelt, was als großes Manko und echte Hürde der Akademisierung gesehen wird. Es wird sich zeigen, wie sich dies z. B. im Vergleich zur Ausbildung auf die Zahl der Bewerber_innen auswirken wird.

Inwieweit wird sich das Gesundheitswesen nach der Pandemie verändern / verändert haben?

Es hat sich bereits an der Diskussion um Bonuszahlung für Pflegekräfte (Corona-Pflegebonus) gezeigt, dass z. T. der Wille für Veränderungen fehlt bzw. die notwendigen Mittel nicht zur Verfügung gestellt werden. Pflegekräfte im Krankenhaus wurden hier zunächst vom Gesetzgeber nicht bedacht, viele Träger reagieren darauf jedoch mit hausindividuellen Lösungen. Zum Glück wird hier aktuell vom Gesetzgeber nachgebessert.

Auch das Scheitern einer Pflegekammer in Niedersachsen zeigt, dass berufspolitisch noch viel Arbeit geleistet werden muss; auch dieser Aspekt ist für unsere Studiengänge an der ASH Berlin wichtig.

Aktuell wird über die Anzahl der Krankenhäuser in Deutschland bzw. die

aufgestellten Krankenhausbetten diskutiert. Eine 2019 veröffentlichte Studie der Bertelsmann-Stiftung geht von Überkapazitäten aus, aber gerade die Corona-Krise hat gezeigt, dass wir in der Fläche eine gut ausgebaute Versorgung benötigen. Hier wird sich zeigen, welcher Ansatz sich letztlich durchsetzen wird.

Glauben Sie, dass es weitere Pandemien geben wird?

Ja, ich fürchte, dass wir uns schon aufgrund der Globalisierung auf weitere Pandemien einstellen müssen. Wir können aber lernen, mit Pandemien umzugehen. Deshalb bereiten mir Demonstrationen von Gruppen wie etwa „Querdenken 711“ inhaltlich, aber auch wegen der Nähe zu verfassungsfeindlichen Gruppierungen, große Sorgen. Mehr Solidarität mit vulnerablen Gruppen statt einer Abkehr von den getroffenen Sicherungsmaßnahmen sollte eigentlich das Gebot der Stunde sein. Gerade hier können aus Hochschulen heraus wichtige inhaltliche Impulse gesetzt werden.

Wie kann sich das Gesundheitssystem auf weitere Pandemien vorbereiten?

Die Corona-Krise hat gezeigt, dass wir Intensivbetten benötigen und vor allem gut geschultes Personal, dass z. B. die Beatmung von Patient_innen gewährleisten kann. Problematisch war die Versorgung der im Gesundheitswesen Tätigen mit Schutzausrüstung. Die Abhängigkeit vom Import dieser Güter sollte zumindest auf EU-Ebene beseitigt werden.

Die Akademisierung ist für mich weiterhin der Schlüssel zur Lösung solcher Herausforderungen. Lag der Fokus zunächst allein auf der Virologie, hat sich doch gezeigt, dass inter- und transdisziplinäre Ansätze notwendig sind, um die Herausforderungen einer Pandemie zu bewältigen. Wann sind Schulen und Kitas zu schließen? Wie lange darf dies andauern? Diese und weitere Fragen lassen sich nicht monodisziplinär lösen, sodass wir gut ausgebildete Kräfte im Gesundheits- und Sozialwesen benötigen – eine spannende Herausforderung auch für die wachsende Alice Salomon Hochschule Berlin. ■

Literatur: Bettig, U., Frommelt, M., Schmidt, R., (2011) Fachkräftemangel in der Pflege: Konzepte, Strategien, Lösungen. Medhochzwei.

„Wie soll es mit meiner Mutter weitergehen?“

Live-in-Betreuung durch osteuropäische Arbeitsmigrant_innen:
Transnationale Dienstleistung Care in Zeiten der Pandemie

Gudrun Piechotta-Henze



© Georg Arthur Pflueger / Unsplash

Ein reales familiäres Szenario im Jahr 2020: Die 85-jährige Großmutter lebt seit 60 Jahren in ihrem kleinen Haus. Sie ist demenziell erkrankt. Der Ehemann ist vor zehn Jahren verstorben, die beiden Töchter (55 und 50 Jahre) wohnen mit ihren Familien 150 km und 45 km entfernt. Beide sind berufstätig und müssen zum Teil ihre Kinder noch finanziell unterstützen, da diese studieren.

Die Großmutter ist kriegstraumatisiert und hat ihren Töchtern immer gesagt, dass sie niemals in einem Pflegeheim leben und sterben möchte, vielmehr bis zum Lebensende in ihrem selbsterbauten Haus wohnen bleiben möchte. Die Töchter haben diese Bitte immer ernst genommen und deshalb seit vier Jahren eine sogenannte Live-in-Betreuung über eine Agentur für die Mutter organisiert. Das heißt, im mehrwöchigen Rhythmus wechselt eine Frau aus Polen die jeweilige Betreuer_in bei der innerhäuslichen Versorgung „Rund-um-die-Uhr“ ab. Der Arbeitsmigrant_in stehen ein eigenes Zimmer und ein separates Badezimmer in der 1. Etage des Hauses zur Verfügung.

Bislang hat diese Form der Care-Arbeit, auch 24/7-Betreuung, 24-Stunden-Pflege oder Live-in-Arrangement genannt, relativ reibungslos funktioniert. Doch Anfang des Jahres

breitete sich das Corona-Virus auch in Europa aus. Die Pandemie und die damit einhergehenden Maßnahmen waren weitreichend: Grenzsicherungen wurden durchgeführt, Lockdowns verordnet, das Sozial- und Kulturleben „runtergefahren“, nach Todesfällen durch das Virus in Pflegeheimen wurden den Angehörigen wochenlang Besuche untersagt etc.

Auch die innerhäuslichen Betreuungen älterer Menschen durch Arbeitsmigrant_innen kamen im wahrsten Sinne des Wortes schnell „an ihre Grenzen“. Länderübergreifende Ein- und Ausreisen und der sonst übliche Betreuungswechsel waren damit innerhalb kurzer Zeit unterbrochen. Viele Arbeitsmigrant_innen versuchten noch schnell in

ihr Herkunftsland auszureisen, um dort für ihre eigene Familie sorgen zu können, andere kamen der Bitte nach, länger zu bleiben.

Wie viele Haushalte, Familien, ältere Menschen mit Betreuungsbedarf und Arbeitsmigrant_innen davon betroffen waren bzw. sind, kann niemand sagen. Erstaunlicherweise gibt es nicht einmal valide Daten bzgl. der Anzahl von Care-Arbeiter_innen für den expandierenden transnationalen Dienstleistungssektor. Orientiert man sich an den Schätzungen, muss diese Form der irregulären innerhäuslichen Versorgung mittlerweile aber als Regelversorgung betrachtet werden. Die Stiftung Warentest (2017) geht von 300.000 (vorwiegend) Frauen aus, die Care-Arbeit für die älteren Menschen in deutschen Haushalten ausführen. Der Verband für häusliche Betreuung und Pflege e. V. (VHBP) schätzt 250.000. Petermann, Jolly & Schrader berechnen auf dieser Grundlage, dass bei 2,3 wechselnden Betreuungspersonen im Haushalt „etwa 700.000 ausländische Betreuungspersonen“ in Deutschland pro Jahr tätig sind (Petermann, Jolly & Schrader, 2020, S. 99). „Verglichen mit der Anzahl der im Haushalt betreuten und nach SGB XI anerkannten Pflegebedürftigen im Jahr 2014 in Deutschland, würde demnach gut jeder zwölfte

Pflegehaushalt eine Live-in beschäftigen“, so Rossow & Leiber (2019, S.1).

Im Rahmen einer qualitativen – Pandemie-bedingt ausschließlich telefonisch durchgeführten – Befragung haben uns, Prof.in Dr.in Olivia Dibelius (Evangelische Hochschule Berlin, EHB) und mir, unter anderem vier Angehörige davon berichtet, wie sie angesichts der möglichen Ausreise der Betreuungskraft ohne die Aussicht auf den sonst üblichen persönlichen Wechsel regelrecht in Panik geraten sind. Sie wussten nicht, wie sie ohne die Care-Arbeiter_innen ihr eigenes Leben, ihre Berufstätigkeit, Familienarbeit und die Versorgung des Elternteils, organisieren sollten.

„Ich kann es nicht beschreiben, wir waren nahe an der Grenze und haben gedacht, dass wir das nicht mehr stemmen können. Ich wusste einfach nicht, was passiert, wenn Frau L. jetzt weggeht und niemand neues kommen kann. Wie soll es mit meiner Mutter weitergehen? Die Pflegeheime haben Aufnahmestopp, die haben ja niemanden mehr aufgenommen.“
(Frau Wolter)

Das „Wegbrechen“ der dritten – informellen und illegalisierten – Versorgungssäule war für die Angehörigen und die zu versorgenden Menschen, aber auch für das Gesundheitssystem ein „Worst-Case-Szenario“. In der Corona-Krise gab es über Wochen keine alternativen realistischen Versorgungsmöglichkeiten für die in ihren Haushalten lebenden Menschen. Viele ambulante Pflegedienste konnten keine neuen „Kund_innen“ aufnehmen, die stationären Langzeiteinrichtungen keine neuen Bewohner_innen, Tagesstätten hatten geschlossen, Unterstützungen durch Demenzhelfer_innen wurden abgesagt.

Die befragten Angehörigen haben schließlich alles persönlich Mögliche unternommen, damit „ihre“ Care-Arbeiter_in im Haushalt des Elternteils bleibt. So haben sie auf ausdrücklichen Wunsch der Betreuer_in mit großem Aufwand etwa Desinfektionsmittel und Masken zur Verfügung gestellt, bezahlten Urlaub angeboten und die Care-Worker_in innerhalb Deutschlands zu Verwandten mit dem Auto gefahren und ihre Rückfahrt ebenfalls kostenlos durchgeführt. Die Betreuer_innen haben in allen Fällen schließlich einer mehrmonatigen Verlängerung des Vertrages zugestimmt, was bei ihnen selber zur Überforderung geführt haben dürfte.

Die Angehörigen fühlten sich mit den Herausforderungen durch die Pandemie, mit der Angst, nicht zu wissen, wie das

Familienmitglied versorgt werden soll, wenn die delegierte Care-Arbeit wegbricht, allein gelassen. So resümierte eine Angehörige:

„... es hat mich wahnsinnig erzürnt, in Medien immer davon zu hören, dass die Spargelbauern unbedingt ihre Erntehelfer kriegen müssen, oder immer wieder diskutiert wurde, wann die Grenzen geöffnet werden können, damit die Leute wieder in Urlaub fahren können. Das hat mich sehr erzürnt. Wir, die Angehörigen, haben ja keine Lobby, hinter uns steht ja kein Bauernverband. Wir stehen mit allem alleine da und müssen das irgendwie versuchen zu regeln.“
(Frau Wolter)

Zudem befanden sie sich durch diese Versorgungsform – die sie als „richtig“ und als „Glücksfall“ für den alten Menschen, für den Vater mit Unterstützungsbedarf oder die kriegstraumatisierte, demenziell erkrankte Mutter – bezeichnen, in einem moralischen Dilemma. Sie blicken durchaus kritisch auf die transnationale Delegation von Care-Arbeit, da sie in Deutschland immer noch „feminisierte Schattenarbeit“ ist. Gefordert werden Entidealisierung der familiären Fürsorge, Sichtbarmachung der nicht legalen Arbeits- und Versorgungssituationen und eine Lobby für pflegende Angehörige. Ein wichtiger Schritt in diese Richtung wäre:

„... Anlaufstellen zu haben. (...) Diese Anlaufstellen müssten einen unterstützen dabei, wie man diese Frauen anstellen kann, kranken- und sozialversichert. Warum denn nicht? Es ist doch möglich bei den Handwerkern, bei den Männern. (...) Ich als Angehörige habe dazu keine Zeit. Also, wichtig wäre eine Anlaufstelle, staatlich organisiert, die sich um Sozialversicherung usw. kümmert. Dann wäre auch die Ausbeutung dieser Frauen nicht mehr gegeben. In der heutigen globalen Welt könnten sich die Frauen an diese Vermittlungsstellen wenden, hier sollte es jemanden geben, der auch polnisch spricht. Hier fehlt es an Lobby für die Frauen.“
(Frau Schmidt)

Übereinstimmend fordern die Angehörigen Anerkennung, Wertschätzung und Legalisierung von transnationaler Sorgearbeit für ältere Menschen sowie Lobbyarbeit für pflegende Angehörige und die Betreuer_innen der delegierten Care-Arbeit in der Häuslichkeit. ■

Literatur:

- Petermann, A., Jolly, G. & Schrader, K. (2020). Fairness und Autonomie in der Betreuung in häuslicher Gemeinschaft – Ergebnisse einer empirischen Studie. In B. Städtler-Mach & H. Ignatzki (Hrsg.), Grauer Markt Pflege. 24-Stunden-Unterstützung durch osteuropäische Betreuungskräfte (S. 99–121). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Rossow, V. & Leiber, S. (2019). Kein Schattendasein mehr. Entwicklungen auf dem Markt der „24-Stunden-Pflege“. Aus Politik und Zeitgeschichte. Zeitschrift der Bundeszentrale für Politische Bildung, 69(33–34), 37–42. Verfügbar unter <https://www.bpb.de/apuz/294927/kein-schattendasein-mehr-entwicklungen-auf-dem-markt-fuer-24-stunden-pflege> [30.04.2020]
- Stiftung Warentest (2017): Trautes Heim, da will ich sein, 5, S. 86–95

Die Lungenleistung mit den Patient_innen erhöhen

Physiotherapie für intensivpflichtige Patient_innen während der Corona-Pandemie

Petra Kühnast und Claudia Winkelmann



Modifizierte Dehnlagerung in Seitenlage links kombiniert mit Ölmassage



Streichende Massagetechniken in Bauchlage zur Unterstützung des Atmungssystems

© Universitätsklinikum Leipzig

Physiotherapeut_innen sind relevante Teamplayer in der intensivmedizinischen Versorgung, welche hohe und komplexe Anforderungen an alle Beteiligten stellt. Im Zuge der Corona-Pandemie haben sich die Anforderungen weiter erhöht. Über das Virus lag wenig gesichertes Wissen vor. Die Teams sind in Bezug auf Übertragungswege und neu einzulübende Handlungsabläufe und -strukturen verunsichert, wie zum Beispiel geänderte Hygiene- und neue Therapiemaßnahmen. Nach Expert_innenmeinung sollte Physiotherapie während der Akut- und der frühen Rehabilitationsphase den Patient_innen appliziert werden.¹ Die Faculty of Intensive Care Medicine empfiehlt in ihren *Guidelines for the Provision of Intensive Care Service (GPICS)*², tägliche – d. h. sieben Mal pro Woche mit nächtlicher Rufbereitschaft – Physiotherapie für intensivpflichtige Patient_innen sicherzustellen. Zwar existiert derzeit kein evidenzbasierter Standard zur Physiotherapie intensivpflichtiger Patient_innen mit Covid-19-Infektion, jedoch kann eine Übertragung aus anderen intensivpflichtigen Diagnosen beatmeter Patient_innen erfolgen und somit abgeleitet werden, dass Physiotherapeut_innen hier einen klinischen Versorgungsauftrag haben. Leitsymptome bieten daher eine erste Orientierung.³ Im Fall von Patient_innen mit Covid-19 auf der Intensivstation steht die Funktionsstörung des Atmungssystems im Vordergrund. Die Therapieoptionen erfolgen verbal und nonverbal. Der verbal und nonverbalen Ebene durch persönliche Ansprache und empathische Stimm- und Sprachführung kommt unter der Bedingung erheblich reduzierter Besuchszeiten eine besondere Relevanz zu. Zu den nonverbalen Optionen gehört im Kontext vor allem das Berühren. Durch professionelle Berührungen, d. h. manuelle Techniken entsprechend der Leitsymptome, können Physiotherapeut_innen in der Akutphase passive und aktive Atmungstechniken applizieren und darüber beruhigend auf Patient_innen wirken. So können Stress und Ängste minimiert werden. Nach der Akutphase ist Physiotherapie unerlässlich, die Lunge, die mitunter über Wochen kontinuierlich bei der Ein- und Ausatmung unterstützt wurde, vom Beatmungsgerät zu entwöhnen (Weaning). Die Beatmungsgeräte sind in der Zwischenzeit so optimiert, dass die Eigenleistung der Lunge berücksichtigt werden kann. Über sie wird gerade nur so viel sauerstoffangereicherte Luft in die Lunge gepumpt, wie es die Lungenleistung der Patientin/ des Patienten nicht schafft.⁴ Physiotherapeut_innen haben in der Rehabilitationsphase die Aufgabe, die Lungenleistung mit den Patient_innen zu erhöhen, die entsprechende Muskulatur zu trainieren sowie Gewebe- und Gelenkbeweglichkeit (Faszien) zu gewährleisten, um beatmungsassoziierte Schäden zu vermeiden bzw. zu reduzieren. Neben aktiven mobilisierenden Maßnahmen, die den Kreislauf anregen, die Durchblutung fördern und die Atmungsfunktion der Patient_innen verbessern können, werden bspw. Manuelle Therapie, Lagerungen und Faszientechniken sowie Konzepte, wie die Reflektorische Atmungstherapie, angewendet. Wesentlich in beiden Phasen ist, dass sich Physiotherapeut_innen als Teil des Behandlungsteams begreifen und für die optimale Versorgung der ihnen anvertrauten Patient_innen die Verantwortung als physiotherapeutische Expert_innen übernehmen. ■

¹ Klarmann/Nydahl: Struktur multiprofessioneller Kompetenzen und Arbeitsfelder auf einer Intensivstation. In: Höppner/Kühnast/Winkelmann (Hrsg.)(2020): Potentiale der Physiotherapie erkennen und nutzen. Von der Kompetenz zur Performanz in der Gesundheitsversorgung. Medhochzwei. Heidelberg. S. 229-243.

² Faculty of Intensive Care Medicine: Guidelines for the Provision of Intensive Care Service (GPICS) (2019). www.ficm.ac.uk/sites/default/files/gpics-v2.pdf [Letzter Zugriff: 20.07.2020].

³ Bundesarbeitsgemeinschaft für Rehabilitation e. V. (BAR)(Hrsg.)(2018): Rehabilitation. Vom Antrag bis zur Nachsorge – für Ärzte, Psychologische Psychotherapeuten und andere Gesundheitsberufe. Springer. Heidelberg.

⁴ www.draeger.com/de_de/Hospital/Application-And-Consulting/Entwohnung [Letzter Zugriff: 20.07.2020].

Sterben

Physiotherapeutische Versorgung im häuslichen Umfeld während der Pandemie – ein Erfahrungsbericht

Petra Kühnast

Ungewöhnliche Zeiten fordern heraus, neue Wege zu gehen und neue Erfahrungen zu sammeln. So unternahm ich während der Pandemie einen ungewöhnlichen Schritt im Rahmen der häuslichen Versorgung. Die Pandemie hatte Deutschland erreicht, erste einschneidende Lockdown-Maßnahmen wurden umgesetzt, als sich meine physiotherapeutische Arbeit mit meinem 91-jährigen langjährigen Haus-Patienten, Herrn Beck, veränderte. Herr Beck litt an Knochen- und Prostatatumor (seit 2010) sowie an den Folgen eines linksseitigen Schlaganfalls (2015). Im Vordergrund der Behandlung standen allgemein mobilisierende und stabilisierende physiotherapeutische Maßnahmen. Sein Ziel war es, so mobil wie möglich zu bleiben. Das gelang Herrn Beck bis zum 27.03.20 relativ gut. Doch ab diesem Tag kippte sein gesundheitlicher Zustand.

Die hausärztliche Versorgung durch seine langjährige Ärztin war sichergestellt. Transfusionen und einige kleinere Änderungen in der Medikation folgten. Dennoch ging es Herrn Beck jeden Tag schlechter und seine Selbstständigkeit nahm kontinuierlich ab. Ich kam in diesen Tagen täglich und verschob meinen Behandlungsschwerpunkt in Richtung Transfer vom Bett zur Toilette und wieder zurück. Frau Beck, selbst 89 Jahre alt, konnte ihrem Mann nur begrenzt helfen. Die Situation war für alle Beteiligten unbefriedigend. Es wurde deutlich, dass eine bessere Lösung gefunden werden musste. Die pflegerischen Anforderungen nahmen deutlich zu. Deshalb wurde Frau Beck aktiv, eine Pflegeeinrichtung für die Versorgung im Haus zu organisieren. Der mittlerweile pflegebedürftige Zustand von Herrn Beck erforderte mindestens dreimal täglich eine Pflegekraft. In Zeiten von Covid-19 sind jedoch auch die ohnehin enorm geforderten Pflegekräfte am Rande ihrer Möglichkeiten.

Keine Einrichtung konnte zeitnah ihre Unterstützung zusichern. Mindestens 10 Tage Wartezeit, inklusive Wochenende und Osterfeiertage waren zu überbrücken. Auch Tagesbetreuungen in Alteinrichtungen oder im Krankenhaus standen bei Familie Beck zur Diskussion. Doch auch das war zu dieser Zeit keine hilfreiche und attraktive Option. Zum einen nahmen Alteinrichtungen aufgrund der Corona-Pandemie keine Patienten auf und ein Platz auf der Warteliste war zu diesem Zeitpunkt nicht hilfreich. Zum anderen waren in den Alteinrichtungen und Krankenhäusern keine Besuche erlaubt. Keine Besuchsmöglichkeiten sind für ein sechzig Jahre glücklich verheiratetes Ehepaar eine ziemliche Zumutung. Keine Frage, dass dies nicht die erste Wahl für die Becks war. Die Voraussetzungen haben uns ernüchtert und nach einfacheren pragmatischen Lösungen suchen lassen. Vor dem Hintergrund von Covid-19 haben wir zusammen überlegt, was eine gute und tragbare Lösung sein könnte. Die Risikoabwägung spielte dabei eine genauso große Rolle, wie die Abwägung des Nutzens für Herrn und Frau Beck. Da ich in diesen Tagen täglich zu den Becks fuhr, stand ich in sehr engem Kontakt mit ihnen über ihre Situation und unterstützte die Suche nach einer Lösung. Auch die behandelnde Ärztin, mit der ich seit 17 Jahren im Team zusammenarbeite, versuchte für die schwierige Situation eine Lösung zu finden. Gemeinsam entschieden wir, dass vorerst ich die Betreuung umfassend übernehmen würde, bis nach Ostern eine Pflegeeinrichtung Kapazitäten zur Versorgung hätte. Da ich einen relativ langen Anfahrtsweg hatte und die Betreuung von Herrn Beck in meinen Augen mehr als dreimal täglich erfolgen musste, ging ich einen ungewöhnlichen Schritt und zog für voraussichtlich mindestens sieben Tage bei den Becks ein.



© Privat

Während des Lockdowns zog Petra Kühnast zu ihrem 91 Jahre alten Patienten um ihn während seiner letzten Tage begleiten zu können

Die Entscheidung fiel mir nicht schwer. Zum einen konnte und wollte ich die beiden in ihrer Not nicht allein lassen. Zum anderen habe ich Herrn und Frau Beck in den Jahren kennen- und schätzen gelernt. Das gemeinsame Arbeiten an unseren Zielen hat mir immer viel Freude gemacht. Herr Beck war ein gebildeter Ästhet mit Liebe zu Lyrik und Prosa und einer der letzten Zeitzeugen russischer Kriegsgefangenschaft. Frau Beck ist eine wache, hoch engagierte quirlige Frau, die sich jahrelang für die

**„Meine Arbeit bei
den Becks nenne ich,
verwandt zur
aktivierenden Pflege,
fürsorgende Therapie“**

Wiedergutmachung für russische Kinder in deutscher Kriegsgefangenschaft einsetzte.

Herr Beck hatte sich in seiner Patientenverfügung gegen lebensverlängernde Maßnahmen bspw. einer Magensonde ausgesprochen. Es war gut, dass sich die Becks mit dem Thema „Wie möchte ich nicht sterben“ auseinandergesetzt hatten und für sich eine konsequente Entscheidung getroffen hatten. Im weiteren Verlauf erwies sich die Patientenverfügung als sehr hilfreich, denn Herr Beck verschluckte sich bei allem, was er zu sich nahm, war unglaublich erschöpft und immer schwerer ansprechbar. Der Hausärztin waren die Inhalte der Patientenverfügung bekannt. Und so war klar, dass wir dem Ehepaar die Tage – die letzten Tage des Herrn Beck – noch so schön wie möglich machen wollten.

Zwar breitete sich Schwermut und große Traurigkeit aus, aber die beiden Becks waren erfahren genug, dass im Leben jeder Moment zählt. So trafen wir gemeinsam Vorbereitungen für die kommenden Tage. Es gab genug zu organisieren. Wir brauchten einen Toilettenstuhl, außerdem Windeln, Creme zur Wundversorgung und später Mundstäbchen für die Mundhygiene. Unterstützung bekamen wir von der berufstätigen Tochter. Das Risiko durch das Covid-19-Virus hatte sich leider auf ihre Besuche erheblich ausgewirkt. Sie kam fast täglich, mit Mund-Nasen-Schutz und Blei im Herzen, weil Nähe und gemeinsame Trauer in Zeiten von Covid-19 unvereinbar waren. Essenzielle Momente waren Zeiten, in denen intensiver Austausch über Bedürfnisse und Wünsche erfolgte. Das Wohlbefinden von Herrn Beck stand im Zentrum unserer Handlungen. Klar hatte ich auch ein Auge auf Frau Beck. Sie war mit der Situation psychisch und physisch überfordert und so flossen meine Ideen zu ihrer Entlastung in unsere Gespräche ein. Z.B. übernahm ich den Telefondienst, damit Frau Beck mehr Zeit und Ruhe hatte, sich zu ihrem Mann zu setzen und ich behandelte abends ihren Nacken, damit sie sich ein klein wenig entspannte und vielleicht sogar ein paar Stunden schlafen konnte. Die letzten

Tage mit den Becks werden mir in guter Erinnerung bleiben. Ich blieb neun Tage und acht Nächte bei ihnen. Am 16.04.20 starb Herr Beck friedlich in den Armen seiner Frau, begleitet von der Ärztin und mir, seiner Physiotherapeutin.

Das Glück war, dass es die Hausärztin gab, die tatsächlich ins Haus kam. Das ist in unserer gesundheitlichen Versorgung nicht selbstverständlich. Außerdem hat mir meine private Situation die Freiheit gelassen, die Becks zu unterstützen. Grundsätzlich ist eine umfassende Versorgung jedoch nur mit mehreren Kräften und im interdisziplinären Team sicherzustellen. Die Versorgungsstrukturen in unserem Gesundheitssystem sehen vor, dass Physiotherapeut_innen solche und ähnliche Fälle im palliativen Team begleiten können. Der Physiotherapie wird hierin zwar Bedeutung beigemessen, ihr Potenzial bleibt jedoch weit hinter ihren Möglichkeiten. Palliative Teams in der häuslichen Versorgung arbeiten nicht flächendeckend im Bundesgebiet. In der Arbeit mit den Becks habe ich Möglichkeiten gesehen, wie Physiotherapie mit neuen Handlungsmöglichkeiten – der pflegerischen Betreuung – in die häusliche Versorgung eingebunden werden könnte. Das ist zwar noch Zukunftsmusik, aber darüber gemeinsam nachzudenken lohnt allemal. Meine Arbeit bei den Becks nenne ich, verwandt zur aktivierenden Pflege, fürsorgende Therapie. Physiotherapeutische Maßnahmen zur Vermeidung von Komplikationen wurden umgesetzt, parallel wurden im gesamten Prozess sowohl der Patient als auch die Angehörigen über Symptomverschlechterungen aufgeklärt und beraten. Wir realisierten gemeinsam eine größtmögliche Teilhabe am Leben. Außerdem wurden pflegerische Maßnahmen umgesetzt. Darüber hinaus begleitete ich die Becks emotional. Sterben emotional zu begleiten ist nicht nur traurig. Wir haben aktiv und mit enger kommunikativer Abstimmung dafür gesorgt, dass es schöne und befriedigende Momente geben konnte. Herr Beck (05.07.1928–16.04.2020) und seine Bedürfnisse waren im Mittelpunkt all unserer Bemühungen. ■

Auswirkungen der Corona-Pandemie auf die Klient_innen der Physio- und Ergotherapeut_innen

Heidi Höppner

Der Bericht von Petra Kühnast hat mich bewegt. Ist das professionell – wurde die Kollegin von anderen gefragt? Es ist menschlich und – wie sie berichtet – äußerst lehrreich.

Was die Corona-Pandemie konkret für die Klient_innen in der Physio- und Ergotherapie bedeutet, lässt sich aktuell lediglich den verschiedenen Erlebnisberichten von Patient_innen, von Therapeut_innen oder Ärzt_innen entnehmen.

Ich wage, eine Einschätzung der Effekte der Pandemie auf Klient_innen/Patient_innen der ambulanten Ergo- und Physiotherapie in drei Phasen zu differenzieren. Weder für die Patient_innen noch für die Heilmittelerbringenden lassen sich Auswirkungen zum jetzigen Zeitpunkt umfassend bewerten.

März bis Mai 2020:

Therapeut_innen gehören nun zu den erklärten systemrelevanten Berufen – ohne verfügbare Schutzkleidung. Der Rückgang an Therapie ist dramatisch und die existenzielle Krise wird sehr verschieden bewältigt. Die Betreuung in stationären Einrichtungen (Seniorenheime, Einrichtungen für Menschen mit Handicap, ...) fand quasi nicht mehr statt. Lücken im Plan werden mit Klient_innen von der Warteliste gefüllt.

Mai bis Juni 2020:

Die öffentliche Unterstützung sowie Rettungsschirme der Regierung erreichen auch die Therapeut_innen. Videotherapie ist (bis zum 30.6.) erlaubt und digital wird Neuland betreten. Hygienekonzepte sind etabliert. Hausbesuche wurden mit – i. d. R. selbst organisierter Schutzkleidung – durchgeführt. Nicht alle Patient_innen – insbesondere die zu Risikogruppen gehörenden – bekommen wieder Therapie. In stationären Einrichtungen ist ein (Nicht-)Zugang für Therapeut_innen sehr verschieden geregelt.

Juli 2020 – heute:

Von einer Unterversorgung von Patient_innen in häuslicher Umgebung kann ausgegangen werden. Wenig öffentlich ist die konkrete aktuelle Verordnungspraxis von Ärzt_innen, die Risiken abwägen müssen: das Infektionsrisiko ihrer Patient_innen und das Risiko der Nicht-Therapie z. B. durch Stillstand oder Rückschritte in der Rehabilitation, z. B. nach einem Schlaganfall oder Unfall. Unklar bleiben auch Folgen der Nicht-Therapie.

Gesellschaftlich haben Therapieberufe durch die „Systemrelevanz“ an öffentlicher Wahrnehmung gewonnen. Wie und unter welchen konkreten Bedingungen sie jedoch ihrer Verantwortung für die Bevölkerungsgesundheit gerecht werden konnten, ist gegenwärtig offen. Erst Heilmittelstatistiken von 2020 und systematische Nachverfolgung durch Forschung (Qualifizierungsarbeiten) werden die Auswirkungen in Zeiten der Pandemie verdeutlichen – insbesondere auch für die Patient_innen.

Heidi Höppner ist Professorin für Physiotherapie mit dem Schwerpunkt Förderung von Gesundheit und Teilhabe.

„Die kindheitspädagogische Perspektive fehlt.“

Professor_innen des Studiengangs Erziehung und Bildung in der Kindheit positionieren sich zum Lockdown von Kitas und Grundschulen in der Corona-Krise.

Rahel Dreyer

Mit der exponentiellen Ausbreitung von SARS-CoV-2 in Deutschland setzte in der dritten und vierten Märzwoche das Verbot der Kindertagesbetreuungsangebote sowie des Unterrichts und der ergänzenden Förderung und Betreuung an den Schulen ein. In dieser Zeit durften nur Kinder, deren Eltern beide in Betrieben der kritischen Infrastruktur arbeiten und die Betreuung ihrer Kinder anders nicht sicherstellen konnten, die Notbetreuung in Kitas und Schulen nutzen.

Bereits bei der Einführung des gesellschaftlichen Lockdowns haben verschiedene Verbände – wie z. B. der Weltärztebund durch seinen Präsidenten Montgomery – argumentiert, dass ein umfassender Lockdown auch problematisch sei, da der Weg aus dem Lockdown wieder heraus viel schwieriger sei als der hinein.

Wir Professor_innen aus dem Studiengang Erziehung und Bildung in der Kindheit vermissten in den dafür verantwortlichen Expert_innengruppen Vertreter_innen aus dem Bereich der frühen Bildung, die eine kindheitspädagogische Perspektive in die Entwicklung von Konzepten aus dem Lockdown einbringen.

Aus diesem Grund hatten wir gemeinsam eine Stellungnahme zum Lockdown von Kitas und Grundschulen in der Corona-Krise verfasst, welche wir breit an die Politik streuten und die erfreulicherweise eine große Resonanz erfuhr.¹

Unsere Kolleg_innen aus den kindheitspädagogischen Studiengängen der Evangelischen Hochschule Berlin und Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin stützten uns in dieser Initiative. Auch der Studiengangtag Pädagogik der Kindheit – das gemeinsame Sprachrohr aller kindheitspädagogischen

¹ www.ash-berlin.eu/fileadmin/Daten/Bachelor-Studiengaenge/EBK/Downloads_f%C3%BCr_beide_Studienformen/Stellungnahme_EBK_Professor_innen_ASH_Berlin.pdf



Studiengänge Deutschlands, integriert unter dem Dach des Fachbereichstages Soziale Arbeit und des Erziehungswissenschaftlichen Fakultätentages – schlossen sich offiziell unserer Stellungnahme an. Ebenso unterstützten viele Verbände und Träger unsere Positionierung.

Nur kurze Zeit später kam es tatsächlich zu ersten politischen Entscheidungen, wie der Weg aus dem Lockdown in Kitas und Schule zu gestalten sei.

Im Beschluss der Jugend-Familienministerkonferenz der Länder (JFMK) vom 28. April 2020 wurde ein vierphasiger Stufenplan vorgelegt (vgl. JFMK & BMFSJ 2020). Nach der ersten Phase der eingeschränkten Notbetreuung setzte in den meisten Bundesländern – wie auch in Berlin – bis Ende April die zweite Phase mit einer flexiblen und stufenweisen Erweiterung der Notbetreuung ein. In dieser Phase wurde die Notbetreuung auf weitere Berufsgruppen ausgedehnt und auch für Kinder von Alleinerziehenden sowie für Kinder aus prekären Lebenslagen geöffnet. Große Herausforderungen zeigte insbesondere die dritte Phase mit einem eingeschränkten Regelbetrieb. Dieser beinhaltete Zugangsmöglichkeiten für immer mehr Kinder, wenngleich mit einem deutlich geringeren Betreuungsumfang als vertraglich vereinbart war. Außerdem kam es zu Veränderungen in den pädagogisch-konzeptionellen Ausrichtungen im Hinblick auf die Gruppenstrukturen und Organisationsformen in den Kitas und Schulen, in den Bring- und Abholsituationen sowie in sensiblen Prozessen wie der Eingewöhnung von neuen Kindern. Die starken Vorstrukturierungen und Vorgaben im pädagogischen Alltag waren für viele Kinder ungewohnt und führten zu eingeschränkten Partizipationsmöglichkeiten der Kinder. Maßnahmen des Infektionsschutzes standen auch häufig im Widerspruch zu den Bedürfnissen junger Kinder. Ständig neue Regelungen im Hinblick auf Corona-Maßnahmen und neue Verordnungen verlangten viel Flexibilität von allen Beteiligten. Seit kurzer Zeit sind mit Beginn der vierten Phase wieder alle Bundesländer in den vollständigen Regelbetrieb

gewechselt. Sowohl für die Kitas als auch für die Schulen bedeutet das allerdings nicht, dass sie wieder arbeiten wie vorher. Die Hygienevorschriften und die notwendigen pädagogischen Maßnahmen orientiert an den kindlichen Bedürfnissen miteinander vereinbart zu bekommen, stellt bis heute eine große Herausforderung dar (vgl. Dreyer 2020). Der Spagat, den pädagogische Fachkräfte zwischen professionellen Ansprüchen und vorhandenen Ressourcen täglich zu leisten haben, wird unter Corona-Bedingungen noch einmal besonders deutlich.

Viele Studien haben bereits vor der Pandemie deutlich gemacht, dass die hohen Anforderungen nicht mit den gegebenen Rahmenbedingungen übereinstimmen (vgl. Viernickel et al. 2013; Viernickel, Nentwig-Gesemann & Weßels 2013; Schreyer et al. 2015).

Die strukturellen Mangelbedingungen haben sich insbesondere durch den Fachkräftemangel, welcher durch den hohen Anteil an Risikogruppen und Erfordernissen durch kleine und konstante Gruppen noch einmal verstärkt wurde, im Rahmen von Corona deutlich verschärft. Hier zeigt sich ein schwerwiegendes Dilemma: Allzu oft kann, wie auch zuletzt der „Ländermonitor frühkindliche Bildung“ und die begleitende Fachkräfte-Studie „HiSKiTa“ unter Beweis stellten, insbesondere in den Kitas nur noch eine Betreuung, aber keine verlässliche Bindung und die darauf basierende Bildung geboten werden.

Wir – die Professor_innen des Studiengangs Erziehung und Bildung in der Kindheit – werden diesen Prozess weiter begleiten und unsere breite Expertise durch ein starkes und gewachsenes Team mit unserem nach wie vor als Leuchtturm in der kindheitspädagogischen Hochschullandschaft wahrgenommenen Studiengang weiter einbringen. ■



Zur Stellungnahme:

Literatur:

Bock-Famulla, K.; Münchow, A.; Frings, J.; Kempf, F. & Schütz, J. (2020). Länderreport Frühkindliche Bildungssysteme 2019. Transparenz schaffen – Governance stärken. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.

Dreyer, R. & Schmude, C. (Hrsg.) (2020). Stellungnahme der Professor_innen des Studiengangs Erziehung und Bildung in der Kindheit der Alice Salomon Hochschule Berlin zum Lockdown von Kitas und Grundschulen in der Corona Krise. Berlin: ASH. www.ash-berlin.eu/fileadmin/Daten/Bachelor-Studiengaenge/EBK/Downloads_f%C3%BCr_beide_Studienformen/Stellungnahme_EBK_Professor_innen_ASH_Berlin.pdf

Dreyer, R. (2020): Eingewöhnung unter Corona Bedingungen. Vortrag bei der digitalen Vortragsreihe des nifbe „Kita in Corona-Zeiten“ am 15. September 2020. www.nifbe.de/images/nifbe/Aktuelles_Global/2020/RDreyer_2020_Vortrag_nifbe_002.pdf

JFMK & BMFSJ (2020): Beschluss der Jugend- und Familienministerkonferenz (JFMK) gemeinsam mit der Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend vom 28.04.2020. Gemeinsamer Rahmen der Länder für einen stufenweisen Prozess zur Öffnung der Kindertagesbetreuungsangebote von der Notbetreuung hin zum Regelbetrieb im Kontext der Corona-Pandemie. www.bmfsfj.de/blob/155140/5a66b0c67a42c6c52e6a15b098d76401/jfmk-beschluss-wiedereinstieg-kinderbetreuung-data.pdf

Klusemann, S.; Rosenkranz, L. & Schütz, J. (2020): Professionelles Handeln im System Perspektiven pädagogischer Akteur_innen auf die Personalsituation in Kindertageseinrichtungen (HiSKiTa). Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.

Schreyer, I.; Brandl, M.; Nicko, O. & Krause, M. (2015). Arbeitsplatz KiTa: Zwischen Engagement und Verausgabung. Ausgewählte Ergebnisse der bundesweiten Studie „Arbeitsplatz und Qualität in Kitas“ (AQUA). In: A. König, H. R. Leu & S. Viernickel (Hrsg.), Forschungsperspektiven auf Professionalisierung in der Frühpädagogik (S. 197–214). Weinheim: Beltz Juventa.

Viernickel, S.; Nentwig-Gesemann, I.; Nicolai, K.; Schwarz, S. & Zenker, L. (2013). Schlüssel zu guter Bildung, Erziehung und Betreuung – Bildungsaufgaben, Zeitkontingente und strukturelle Rahmenbedingungen in Kindertageseinrichtungen. Berlin: Paritätischer Wohlfahrtsverband.

Viernickel, S.; Nentwig-Gesemann, I. & Weßels, H. (2014). Professionalisierung im Feld der Frühpädagogik – zur Rolle von strukturellen Rahmenbedingungen und Organisationsmilieus. In: K. Fröhlich-Gildhoff, I. Nentwig-Gesemann & N. Neuß (Hrsg.), Forschung in der Frühpädagogik VII. Schwerpunkt: Profession und Professionalisierung (S. 135–171). Freiburg im Breisgau: FEL.

Kinderschutz in Zeiten von Kontaktbeschränkungen



© Sharon McCutcheon / pexels

Bei einem virtuellen Kamingespräch diskutierten Studierende, Absolvent_innen und Lehrende des Masterstudiengangs Kinderschutz sowie Praxispartner_innen über Herausforderungen, Missstände und Erfolge der letzten Monate.

Regina Rätz und Lucia Druba

Während des Lockdowns stand die sozialpädagogische Kinderschutzarbeit vor enormen und unerwarteten Herausforderungen. Soziale Isolation, der Wegfall von offenen Unterstützungsangeboten, von Kitas und Schulen und die große Frage: Wenn es die originäre Aufgabe der Sozialen Arbeit im Kinderschutz ist, mit Familien in Kontakt zu kommen, wie kann man dem in Zeiten von strengen Kontaktbeschränkungen gerecht werden?

Das Kooperationsnetzwerk „Qualitätsentwicklung in Wissenschaft und Praxis“ (QE-WiPrax)¹ des weiterbildenden berufsbegleitenden Masterstudiengangs „Kinderschutz – Dialogische Qualitätsentwicklung in den Frühen Hilfen und im Kinderschutz“ der ASH Berlin traf sich daher im Juni via Zoom

zum „Kamingespräch – Kinderschutz in Zeiten von Kontaktbeschränkungen“. Damit wurde ein Raum für Dialog, zum Erfahrungen-Austauschen und Reflektieren angeboten, wie die sozialpädagogische Kinderschutzarbeit während der Corona-Pandemie umgesetzt wurde und wird, sowie darüber, welche Ideen es für einen erfolgreichen Umgang mit den gestellten Herausforderungen gibt – auch im Hinblick auf die Zukunft.

Fünfzehn Teilnehmende – Studierende und Absolvent_innen des M.A. Kinderschutz, Lehrende sowie Praxispartner_innen aus Trägern der freien Kinder- und Jugendhilfe, aus dem Jugendamt (öffentlicher Träger der Kinder- und Jugendhilfe) und dem Gesundheitsamt – berichteten von ihren Erfahrungen der letzten Monate, von den Herausforderungen,

Missständen sowie Erfolgen. Persönliche Eindrücke und fachliche Einschätzungen wurden gleichermaßen geteilt. Die Beiträge machten deutlich, wie wichtig solch eine Möglichkeit zum ernsthaften und feinfühligem Dialog ist – und dass dies auch im virtuellen Raum möglich ist.

Einige zentrale Inhalte im Hinblick auf die sozialpädagogische Kinderschutzarbeit während der Corona-Pandemie, kristallisierten sich im Laufe der Veranstaltung heraus. Diese werden im Folgenden in drei Punkten zusammengefasst:

1. Verlässliche Kooperationen müssen bereits vor einer Krise aufgebaut werden

Sehr deutlich wurde, welch enorme Disparitäten sich (vor sowie auch mit

¹ Das Kooperationsnetzwerk arbeitet seit seiner Gründung im Jahr 2015 engagiert für einen gegenseitigen Wissenstransfer zwischen der Hochschule und der praktischen Sozialen Arbeit – im Sinne der Förderung von solidarischer, demokratischer und dialogischer Kinderschutzarbeit.

Corona) in der sozialpädagogischen Kinderschutzpraxis zeigen, was die Fachlichkeit und Haltung gegenüber den Familien betrifft.

Was vor Corona gut funktionierte, funktioniert auch trotz Corona gut: Wo schon vorher solidarisch und demokratisch mit Familien gearbeitet wurde, konnte auch während des Lockdowns, über kreative und individuelle Formen der Sozialen Arbeit, der Kontakt aufrechterhalten werden – Familien konnten somit, trotz der Ausnahmesituation, durchaus beständig durch die Fachkräfte unterstützt werden. Wo schon vor Corona Kooperationen zwischen öffentlichen und freien Trägern partnerschaftlich gestaltet wurden und gut funktionierten, wurden auch während der Krise tragfähige Wege und Lösungen der Zusammenarbeit gefunden.

Allerdings zeigte sich im Gegenteil auch, wo Kooperationen und Fallarbeit fachlich nicht gut aufrechterhalten werden konnten – dort, wo die Strukturen bereits vor Corona fragil und wenig partnerschaftlich-unterstützend waren. Die Mängel der technischen und digitalen Ausstattung (vor allem der Jugendämter) zeigten sich als nunmehr existenzbedrohend für die Aufrechterhaltung einer fachlich guten und erfolgreichen Arbeit. Es wurde deutlich: Hier bedarf es dringender Veränderung und Weiterentwicklung!

2. Die Pandemie verschärft soziale Ungleichheiten

Die Beobachtungen und Erfahrungen der Teilnehmenden bestätigten zudem, dass die Pandemie soziale Ungleichheiten verschärft/e. Menschen, die vor Corona bereits von Armut betroffen oder in prekären Arbeitsverhältnissen waren, wurden nunmehr existenziellen Bedrohungen ausgesetzt. Das Homeschooling setzt Zeit, Wissen, vorhandene Computertechnik und familiäre Stabilität voraus

– wenn diese Ressourcen nicht vorhanden sind, entstehen bei den jungen Menschen Bildungslücken und -nachteile, die möglicherweise nicht oder lediglich sehr schwer wieder aufgeholt werden können. Menschen, die ohnehin von physischen und psychischen oder altersbedingten Einschränkungen betroffen sind, werden durch die Pandemie enormen Belastungen ausgesetzt, die ihre Gesundheit bzw. gesellschaftliche Teilhabe zusätzlich erschweren.

Diese Einschätzungen der Fachkräfte des Netzwerkes werden durch aktuelle Ergebnisse einer Kooperationsstudie der Universitäten Hildesheim, Frankfurt und Bielefeld bestätigt (vgl. Andresen et al. 2020a; Andresen et al. 2020b).

3. Verantwortung für die Gewährleistung von Menschenrechten und Menschenwürde übernehmen

Durch den Wegfall der öffentlichen Verantwortung bzw. der Unterstützungsstrukturen im sozialen Umfeld, waren Familien während des Lockdowns auf sich selbst verwiesen. Die sozialpädagogischen Fachkräfte sind nun in der Gefahr, diese Bedingungen einer fehlenden familienfreundlichen Umwelt nicht ausreichend zu reflektieren und Defizite allein den Familien zuzuschreiben. Die Jugendämter kommen in Gefahr, Kinderschutz vor allem als ein repressives Eingreifen in Familien zu praktizieren. Hierdurch werden jedoch lediglich soziale Ungleichheiten, Ungerechtigkeiten und Gewaltverhältnisse gestützt und deren Reproduktion gefördert, anstatt nachhaltige Verbesserungen und den Schutz von jungen Menschen zu gewährleisten.

Menschenrechte und Menschenwürde wurden im Kontakt zu den Familien nicht durchgängig aufrechterhalten – das machten die Berichte der Teilnehmenden deutlich. Dass Fachkräfte der Sozialen Arbeit dabei selbst aktiv beteiligt sind, macht, nach allen Erfahrungen des

Unrechts und der Gewalt in sozialen Institutionen, mehr als nachdenklich. Manche macht es auch fassungslos und wütend.

Vor sowie auch während und nach dem Lockdown zeigte und zeigt sich gute Soziale Arbeit in besonderem Maße daran, inwieweit die Fachkräfte bereit sind, Verantwortung zu übernehmen – nicht nur für sich selbst und nicht nur im Rahmen ihrer professionellen Rolle und Aufgaben, sondern auch für andere Menschen und insbesondere für vulnerable Mitglieder der Gesellschaft, die Adressat_innen der Sozialen Arbeit sind. Die Erfahrungen der Teilnehmenden des Kamingesprächs während der Corona-Pandemie beschrieben eindrücklich, dass es für gute und erfolgreiche Soziale Arbeit und eben auch Kinderschutzarbeit, neben der Fachlichkeit, dem Wissen und dem Können, ganz wesentlich auf die humane Gestaltung sozialer Dienstleistungen und die professionelle Haltung gegenüber Menschen ankommt. Dazu gehören: die menschenwürdige soziale Unterstützung, das ehrliche Interesse am Gegenüber, das Nicht-Wegschauen, das An- und Ausprechen, das Zupacken, das konkrete Hilfe-Leisten, die persönliche Involviertheit, der direkte Kontakt, das wirkliche Für-jemanden-da-Sein!

Ausblick

Die Teilnehmenden waren sich einig, dass sie das Format des virtuellen Kamingesprächs sehr gerne wiederholen und sich auf diesem Wege wiedertreffen und austauschen möchten. Diesem Wunsch wird selbstredend nachgekommen. Auch der Folgetermin ist offen für alle Interessierten – bitte melden Sie sich dafür bei Lucia Druba. ■

Kontakt:

Koordinatorin des Netzwerkes
Lucia Druba
lucia.druba@ash-berlin.eu

Literatur:

Andresen, S.; Lips, A.; Möller, R.; Rusack, T.; Schröer, W.; Thomas, S.; Wilmes, J. (2020a): **Kinder, Eltern und ihre Erfahrungen während der Corona-Pandemie. Erste Ergebnisse der Studie „JuCo – Erfahrungen und Perspektiven von jungen Menschen während der Corona-Maßnahmen“**. Hildesheim: Universitätsverlag Hildesheim.

Andresen, S.; Lips, A.; Möller, R.; Rusack, T.; Schröer, W.; Thomas, S.; Wilmes, J. (2020b): **Kinder, Eltern und ihre Erfahrungen während der Corona-Pandemie. Erste Ergebnisse der bundesweiten Studie KiCo**. Hildesheim: Universitätsverlag Hildesheim.

Bildung gerecht gestalten?!

Die Corona-Pandemie und ihre Folgen für die Soziale Arbeit und Pädagogik

Madeleine Holeschovsky und Paula Maether

Aus der im Mai 2020 veröffentlichten Stellungnahme¹ von Wissenschaftler_innen der ASH Berlin „SAGE-Wissenschaftler_innen in gesellschaftspolitischer Verantwortung. Eine Stellungnahme zur Corona-Pandemie und ihren Folgen“ geht die dringende Notwendigkeit hervor, strukturelle Bildungsungleichheiten abzubauen, die nicht erst seit der Corona-Pandemie diskutiert werden. In der Stellungnahme sehen sich die Wissenschaftler_innen in der Verantwortung, „durch Vorschläge von Maßnahmen und zuverlässigen Strukturen einer Verstärkung von Ungleichheiten und Menschenrechtsverletzungen während und nach der Pandemie“ entgegenzutreten. Dabei plädieren sie für ein Engagement „an der Seite von Nutzer_innen des Hilfesystems sowie von Beschäftigten und Trägern des Sozial-, Gesundheits- und Bildungswesens“.

Als Studierende im Master Praxisforschung in Sozialer Arbeit und Pädagogik möchten wir die Initiative der ASH-Wissenschaftler_innen aufgreifen. Anhand der Themen „gesellschaftliche Widersprüche“ und „Digitalisierung in Bildungsinstitutionen“ wollen wir Bildungsungerechtigkeit in der Sozialen Arbeit und Pädagogik aufzeigen.

Die Schule als Katalysator gesellschaftlicher Widersprüche

„Wir vom Hort haben versucht, während der Schließung die Kinder unserer Klassen telefonisch zu erreichen“, erzählt ein Kollege, der als Erzieher in einer Neuköllner Grundschule tätig ist. „Kinder, die ich nicht per Telefon kontaktieren konnte, habe ich zu Hause besucht, das war mehr eine Initiative einiger Kollegen als ein Konzept der Grundschule oder des Senats.“

An diesem Beispiel aus der pädagogischen Berufspraxis wird die Logik eines neoliberalen Modells der individuellen Verantwortung deutlich: Die Schule in Eigenverantwortung ist im Berliner Schulgesetz von 2004 verankert. Nachdem in den Vorjahren viele Stellen abgebaut worden waren, entließ der SPD/PDS-Senat die Schulen in das eigenverantwortliche Management der Misere. Zunächst konnte mit diesem Leitbild das positive Bild von mehr Freiheit im Sinne pädagogischer Entwicklungsmöglichkeiten assoziiert werden. (Werle 2008). Die Erfahrungen vieler Kolleg_innen spiegeln aber ein ganz anderes Bild wider. Die Eigenverantwortung wird zur Verwaltung des Mangels, die Selbstständigkeit entpuppt sich als Scheinselbstständigkeit (Werle 2008).

In der aktuellen Pandemie-Situation, in der Schulen und Horte Pandemie-Pläne und Hygienekonzepte erarbeiten und entscheiden müssen, droht insbesondere Schulen mit strukturellen Mängeln und chronischem Personalmangel eine

Überforderung, zumal sich diese Schulen meist an Orten mit einer hohen Armutsquote befinden, wie eine Studie des WZB feststellt (Helbig & Nikolai 2019).

So finden die Worte des französischen Soziologen Pierre Bourdieu ihre Bestätigung: „Wer im Bildungssystem einer Klassengesellschaft auf ‚Chancengleichheit‘ oder ‚-gerechtigkeit‘ hofft, hängt einer Illusion an“ (Butterwegge 2020). Die Folgen der Ökonomisierung machen vor der öffentlichen Daseinsvorsorge nicht halt, weder vor Schulen und Horten, noch vor Kitas. Aus unserem Berufsverständnis der Sozialen Arbeit und Pädagogik heraus sollten die Einrichtungen unseres Bildungssystems in der Betrachtung gesellschaftlicher Spaltungsprozesse eine weit-aus wichtigere Rolle spielen, einerseits hinsichtlich der aktuell vieldiskutierten Defizite digitaler Ausstattungen, aber vor allem bezüglich grundlegender Voraussetzungen, also Personal, Klassengrößen, Schulgebäude, Aufenthaltsqualität und nicht zuletzt der Schulsozialarbeit.

Digitalisierung

Durch die Schließung sämtlicher Schulen und Kindertagesstätten mussten schnellstmöglich Lösungen für digitales Lernen gefunden werden. Allerdings ist der Einsatz von digitalen Medien nicht für alle gleichermaßen nutzbar. Zudem wird der Bildungsbereich Medien deutschlandweit zwar überwiegend in den Bildungs- und Lehrplänen erwähnt, jedoch trifft dies nicht auf alle 16 Bundesländer zu. Das könnte eine mögliche Erklärung dafür sein, dass einem Drittel der Schüler_innen die Kompetenz fehlt, digitale Medien kritisch, kreativ, reflexiv und produktiv zu nutzen (Eickelmann 2020), was Schüler_innen und Lehrer_innen bei der Nutzung von Lernplattformen zusätzlich herausforderte. Auch ist zu berücksichtigen, dass vor der Corona-Pandemie nur 53 Prozent der Lehrer_innen einen guten Überblick darüber hatten, welche Möglichkeiten digitale Medien in der Unterrichtsgestaltung bieten (Institut für Demoskopie IfD-Allensbach Umfrage 2014). Was an dieser Stelle verdeutlicht, wie wichtig es ist, Medienbildung bereits in der Ausbildung angehender Sozialarbeiter_innen und Pädagog_innen intensiver zu fördern. Zwar sollten mit dem DigitalPakt Schulen besser mit digitaler Technik ausgestattet (BMBF) und Medienbildung auch in Kindertagesstätten immer mehr als Gesamtauftrag gesehen werden (Lepold & Ullmann 2018), jedoch zählt der Einsatz digitaler Medien insbesondere in Kitas immer noch nicht zum festen Bestandteil. Hinzu kommt, dass in Deutschland längst nicht alle Haushalte im Besitz eines digitalen Endgerätes mit Internetzugang sind. Besonders Kinder aus Familien mit

¹ <https://alice.ash-berlin.eu/forschung/news/corona-fordert-gesellschaftspolitische-verantwortung/>

niedrigem sozioökonomischem Status sind hier betroffen. Allein in Deutschland leben 2,8 Millionen Kinder und Jugendliche in Armut (Bertelsmann Stiftung 2020). Weder verfügen sie über die nötige technische Ausstattung, um z. B. auf Lernplattformen zuzugreifen oder wichtige Informationen zu erhalten. Noch haben sie aufgrund von oftmals fehlenden oder zu kleinen Wohnräumen die Möglichkeit, sich zum Lernen zurückzuziehen und eine angemessene Lernumgebung zu schaffen. Weiterhin sollten Familien mit Migrationshintergrund berücksichtigt werden. Aus dem Kinder- und Jugendmigrationsreport 2020 des Deutschen Jugendinstituts geht hervor, dass Schüler_innen mit Migrationshintergrund oftmals im deutschen Bildungssystem benachteiligt sind, was vorrangig auf Nachteile innerhalb der Familie zurückzuführen ist. Dazu zählen unter anderem die elterlichen Bildungsabschlüsse sowie die Familiensprache (DJI 2020). Folglich konnten Eltern mit sprachlichen Barrieren ihren Kindern nur unzureichend Unterstützung im Homeschooling bieten, wodurch die betroffenen Kinder wiederum stärker benachteiligt waren. Bereits benachteiligte Familien wurden also durch die Corona-Pandemie zusätzlich stark belastet.

Die Rolle der Schulsozialarbeit

Die Bildungsungleichheit, die es vor Corona bereits gab, wurde durch die Pandemie an vielen Stellen verstärkt. „Die Fokussierung auf eine Kompensation von (digitaler) Bildungsinfrastruktur wird allein wohl keinen durchschlagenden Erfolg bei der Verhinderung sich vergrößernder Ungleichheiten durch die Corona-Pandemie erzielen können. Zusätzlich sind es, und das ist nicht neu, Beziehungen, Haltungen, die Qualität von Schule und Unterricht sowie eine Reflexion von normativen Zieldimensionen und Steuerungslogiken des Bildungssystems, die in den Blick zu nehmen sind und auch im bildungsöffentlichen Diskurs thematisiert werden sollten“ (Bremm/Racherbäumer 2020). Hinzuzufügen wäre wohl auch das Vorhandensein und die Rolle der Schulsozialarbeit.

Die Corona-Pandemie legt die Ungleichheiten im Bildungssystem auf schonungslose Weise offen. Daten, die bereits bekannt waren, etwa der Mangel an schulischer Infrastruktur in benachteiligten Bezirken, aber jahrelang strategisch getarnt waren, kamen ans Licht und wurden thematisiert (vgl. WZB 2019). Man plädiert für eine geeignete Infrastruktur, die mehr Online-Möglichkeiten anbietet, aber über überfüllte Klassenräume, marode Schulgebäude und den Mangel an Schulsozialarbeit sowie an Lehrkräften vor allem in sogenannten „Brennpunkt-Schulen“ wird wenig gesprochen.

Auch die unterschiedlichen ökonomischen und sozialen Realitäten der Kinder während der „Homeschooling-Programme“ wurden nicht adäquat wahrgenommen.

Was ist also zu erwarten, wenn zu den absehbaren Folgen der Pandemie gehören wird, dass sich die Schere zwischen Armut und Reichtum weiter öffnen wird? Wie entwickeln sich soziale Kompetenzen und Solidarität, also Befähigungen, die unsere Schulen vermitteln sollen, in einer kapitalistischen Welt, die zuvorderst Konkurrenzfähigkeit einfordert und sich in erster Linie an Produktivität und den Profitraten der Finanzmärkte orientiert?

Dies sind Fragen, mit denen wir uns in der Sozialen Arbeit und Pädagogik auseinandersetzen sollten, denn „der weit verbreitete Terminus ‚Bildungsarmut‘ ist missverständlich, weil er Ursache und Wirkung vertauscht; Menschen sind nämlich selten arm, weil es ihnen an Bildung fehlt: Häufiger fehlt es ihnen an Bildung, weil sie arm sind“, wie der Politikwissenschaftler Christoph Butterwegge in einem Artikel der ver.di-Zeitung Publik vom August 2020 schreibt.

Die Autorinnen studieren im Master Praxisforschung in Sozialer Arbeit und Pädagogik.

Der Artikel entstand im Seminar Ungleiche Kindheiten – Perspektiven auf Bildungs- und Teilhabechancen.

Literatur:

- Bertelsmann Stiftung. Kinderarmut in Deutschland Factsheet unter: https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/GrauePublikationen/291_2020_BST_Factsheet_Kinderarmut_SGB-II_Daten_ID967.pdf zuletzt zugegriffen am 03.09.2020
- Birgit Eickelmann Unterricht: Gefährdet Corona Chancengleichheit? Unter <https://www.ndr.de/kultur/After-Corona-Club-mit-Birgit-Eickelmann,eickelmann104.html> zuletzt zugegriffen am 31.08.2020
- Bremm, Nina/Racherbäumer Kathrin (2020): Dimensionen der (Re-)Produktion von Bildungsbenachteiligung in sozialräumlich deprivierten Schulen im Kontext der Corona-Pandemie. In: Fickermann, Detlef/Edelstein, Benjamin [Hrsg.]: „Langsam vermisst ich die Schule ...“. Schule während und nach der Corona-Pandemie. Waxmann, Münster; New York. (Die Deutsche Schule: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Bildungspolitik und pädagogische Praxis. Beiheft; 16)
- Bundesministerium für Bildung und Forschung. DigitalPakt Schule. Das sollten Sie jetzt wissen unter: <https://www.bmbf.de/de/wissenswertes-zum-digitalpakt-schule-6496.php> zuletzt zugegriffen am 03.09.2020
- Butterwegge, Christoph (2020a): Wo eine Villa ist, ist auch ein Weg. In: Publik, Zeitschrift ver.di, Nr 5, Berlin 2020
- Butterwegge, Christoph (2020b): Die zerrissene Republik. Beltz Juventa, Weinheim
- Deutsches Jugendinstitut: Kinder- und Jugendmigrationsreport 2020. Datenanalyse zur Situation junger Menschen in Deutschland unter: https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/dasdji/news/2020/DJI_Migrationsreport_2020.pdf zuletzt zugegriffen am 03.09.2020
- Helbig, Marcel, Nikolai, Rita (2019) Bekommen die sozial benachteiligten Schüler*innen die „besten“ Schulen? Eine explorative Studie über den Zusammenhang von Schulqualität und sozialer Zusammensetzung von Schulen am Beispiel Berlins. Discussions Paper BZW Berlin
- Institut für Demoskopie Allensbach (2014): Digitale Medienbildung in Grundschule und Kindergärten unter: https://www.telekom-stiftung.de/sites/default/files/files/media/publications/ergebnisse_allensbach-umfrage_gesamt.pdf zuletzt zugegriffen am 01.09.2020
- Lepold, Marion; Ullman, Monika (2018): Digitale Medien in der Kita. Alltagsintegrierte Medienbildung in der pädagogischen Praxis. Verlag Herder GmbH
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest KIM-Studie 2018. Kindheit, Internet, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 6–13-Jähriger unter: https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/KIM/2018/KIM-Studie_2018_web.pdf zuletzt zugegriffen am 01.09.2020
- SAGE-Wissenschaftler_innen in gesellschaftspolitischer Verantwortung. Stellungnahme zur Corona-Pandemie und ihren Folgen unter: <https://www.ash-berlin.eu/hochschule/presse-und-newsroom/news/news/sage-wissenschaftler-innen-in-gesellschaftspolitischer-verantwortung/> zuletzt zugegriffen am 03.09.2020
- Werle, Hermann (2008): Die scheinselfständige Schule. MieterEcho Nr. 326, Berlin



Statt Jugendliche erziehen zu wollen, sollten sich Wissenschaft und Praxis ein Beispiel an den Jugendlichen nehmen

Jennifer Hübner

Alles anders oder doch alles wie immer? Die krisenerprobte Jugendarbeit im Corona-Modus

Ausgewählte (Nicht-)Strategien eines
Handlungsfeldes in der Sozialen Arbeit

Nicht erst seit Beginn der Corona-Pandemie steht die Jugendarbeit vor Herausforderungen. Im Getümmel investitionsschwerer Expansionen in Kitas und Ganztagschulen sowie steigender Ausgaben für Erziehungshilfen ist es schwer, sich zu behaupten. Insofern ist Selbstkritik Bestandteil von professioneller Sozialer Arbeit. Sie lässt in diesem Fall fragen, ob und wenn ja, welchen Anteil man eigentlich selbst zum aktuellen Zustand beigetragen hat oder durch jugendpolitische Abstinenz eben auch nicht.

Auch in dieser Krise zeigen sich die umworbenen Dominanzen unserer zeitgenössischen Bildungslandschaften. Jugendarbeit, soll – wie man hört – auch noch dazu gehören, leider angeführt durch Normative wie Lernen oder Erziehung. Wie viel Bildung diese Landschaften inhärent haben, vor allem welche, ist selten Gegenstand der Debatte. Der Landschaftsbegriff inszeniert sich als rostig gewordener Klammeraffe einer nicht definierten, gar beliebigen Masse – der auch während Corona nicht so genau weiß, was er tun soll. Obwohl die Bildungslandschaft in ihrer Syntax ein Produkt der Postmoderne ist, ist ihre Diskussion tradiert. Automatisch denkt man bei Bildungslandschaft an Augenhöhe und Kooperation – weniger an Unklarheit, gar Beliebigkeit. Eine Beliebigkeit, die sich im Dickicht buschiger Bildungslandschaften nicht gerade nachvollzieh- und



© Jeremy Thomas / Unsplash

evaluierbar macht, damit aber auch Jugendarbeit tangiert. In ihrer fehlenden handlungspraktischen Diskussion um Abgründe und Logiken der verschiedenen Bildungssysteme, damit aber auch ihrer erwartbaren Knoten, Brücken und Lösungen, führt sie vor allem zu einem: Stillstand. Stillstand, den dieses Gefüge derzeit nicht gerade braucht und der durch einen aufgeblähten Schleier einen Diskurs blockiert, der gerade jetzt so dringend geführt werden sollte. Was bedeutet der Bildungsbegriff für ein Jahr der Epidemie im 21. Jahrhundert? Systemrelevanz Kita, Digitalisierungsprogramme für Schule. Und Jugendarbeit? Medial und politisch disputiert, treffen die Systeme der ‚Bildungs‘landschaften dann eben doch da aufeinander, wo Menschen sich begegnen: im Stadtteil. Dabei ist Bildung doch gerade für Jugendarbeit so essenziell, vielleicht sogar der Steigbügel, um wie auch immer geartete Krisen zu meistern. Es ist der Anfang und das Ende einer Diskussion, die müde macht.

Im Hinblick auf Jugendarbeit verstärkt die Corona-Pandemie einen Konflikt, der auch vorher nicht gelöst werden wollte. Die Jahrtausendwende führte zum PISA-Schock und Jugendarbeit verheddert sich

bis heute (noch) in undurchsichtigen Präventionspraktiken, die nicht auf externe Anrufungen allein zurückzuführen sind. Hausaufgaben-Hilfe zur Eingliederung in die Mehrheitsgesellschaft oder Gewaltprävention – alles Angebote, die Narrative produzieren, (wieder) hervorrufen und junge Menschen als zu erziehende /unterstützende Gesamtkohorte betrachten. Und auch jetzt lassen die Kürzungen sogenannter freiwilliger Leistungen, etwa wegen fehlender Mindereinnahmen durch die Corona-Pandemie, auf sich warten. Wenn überhaupt wird es vereinzelt Proteste geben und auch hier wird uns das Bild der schwächtigen Jugendlichen begegnen. „Jugendarbeit ist wichtig, um Jugendliche von der Straße zu holen“ – lauten redundante Legitimationen, die – wenn wir ehrlich sind – doch eher auf andere Felder und weniger auf Jugendarbeit hinweisen. Bevorstehende Kürzungen brauchen einen solidarischen Fingerzeig auf den eigenen Auftrag etwa durch Protest, Provokation, vorher aber auch Rollenklarheit, Diskurs, Beteiligung und nicht Rückgriffe auf eine Jugendhilfe aus dem 19. Jahrhundert.

Statt Jugendliche erziehen zu wollen, sollten sich Wissenschaft und Praxis ein Beispiel an den Jugendlichen nehmen. Ein Blick in die Geschichte der Jugendarbeit zeigt, dass sie es waren, die sich erwachsenenorientierte Orte wie Spinnstuben

oder Wirtshäuser zu jugendlichen Zwecken zugänglich machten. Höhepunkt war die Jugendzentrumsbewegung und das Entwickeln selbstverwalteter Jugendclubs in den 70er-Jahren. Der prominente Terminus „Corona-Partys“ verblasst bei diesen Erinnerungen und konjungiert den ohnehin vorhandenen Mainstream-Blues: Jugendliche hören zu laut Musik, lassen ihren Müll liegen und würden auch jetzt ihre Masken nicht fachgerecht tragen. Ähnlich wie der Jugendarbeit wird auch der Jugend ein miefendes Kollektiv-Versagen attestiert, wenngleich sie als verursachende und Jugendarbeit als aufräumende Gestalt in dem Szenario figuriert wird.

Welche Frage also sollte sich Jugendarbeit in Zeiten von Corona stellen? Sollte Überwindung das ausgewiesene Ziel sein? Was ist schon Überwindung? Und vor allem: Was ist anders, wenn man als Jugendarbeit etwas überwunden hat? Zeitgenössische Vergleichshorizonte in Anbetracht sinkender Ausgaben und fragwürdiger Prioritätensetzung einer sich verändernden Jugendhilfe gibt es in Sachen Erfolgsmessung nicht. Denn ob mit oder ohne Corona sind die Herausforderungen von Jugendarbeit in der Logik des deutschen Organisations- und Funktionsprinzips fiskalisch und semantisch strukturell angelegt. Fehlende Verpflichtung per Gesetz, mangelnde Präsenz in Hochschulen, knappe Kassen, unattraktive Berufswahl und prekäre Beschäftigungsverhältnisse machen sie auch so nicht zur Gewinnerin der Sonntagsfrage. Krisen gibt es also nicht nur von außen, hier sind sie Teil des Phänomens selbst.

Am Ende des Tages muss sich die Jugendarbeit also die Frage gefallen lassen: In welcher Landschaft will ich mit welcher Bildung arbeiten, auf welchen Straßen möchte ich fahren und in welchem Gefährt will ich sitzen? Habe ich Interesse an einer Umgehungsstraße oder einem Sammelparkplatz? Oder verstehe ich mich eher als Lastenfahrrad mit einem eigenen Bildungsbegriff auf dem Gepäckträger, der dafür steht, nicht nur die Krise, sondern auch das eigene Jammern zu überwinden? Jugendarbeit begleitet junge Menschen bei der Entwicklung einer kritischen Distanz zu gesellschaftlichen Normalitäts-, Unterordnungs- und Verwertungsanforderungen (Groß 2017). Sie fördert Selbstermächtigungsprozesse und das Streben nach Handlungsfähigkeit (vgl. ebd.). Doch Bildung ist eben mehr als ein pädagogischer Auftrag, sie meint auch Haltung und im Sinne des sozialpädagogischen Tripelmandates immer auch politisches Handeln! Bildung kann man nicht nur mit sich selbst erledigen. Sie steht immer im Verhältnis zu anderen. Es reicht daher nicht, kritisch zu sein und Strukturen zu hinterfragen, man muss auch auf die Welt einwirken, sich kritisch am Diskurs beteiligen und die Wahrheit immer wieder und neu unter demokratischen Gesichtspunkten (mit-)gestalten (Biri 2017). Für Jugendarbeit ist dieser Diskurs zeitlos. Denn während andere in ihren Bildungslandschaften (noch) die Parkraumbewirtschaftung übernehmen, hat Jugendarbeit dank ihrer frechen, geradlinigen und kreativen Art doch eigentlich das Potenzial, Kinder und Jugendliche diese selbst gestalten zu lassen. Auch in Corona-Zeiten. ■

Jennifer Hübner ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin an der ASH Berlin.



Teilhabe und Inklusion ausgebremst

Die Auswirkungen der Corona-Pandemie für behinderte Menschen

Swantje Köbsell

Im öffentlichen Diskurs kommen behinderte Menschen kaum vor; sie werden in der Regel der „Risikogruppe“ zugeschlagen oder sind ganz unsichtbar. Tatsächlich gehören viele, auch junge Menschen mit Beeinträchtigungen zu der Gruppe, für die eine Infektion mit Covid-19 schwerwiegende Folgen haben kann. Viele zum Eindämmen der Pandemie getroffene Maßnahmen betreffen sie jedoch in besonderem Maße und beschneiden ihre Rechte auf Selbstbestimmung und Teilhabe drastischer als für die Mehrheitsgesellschaft. Behinderung wirkt hier wie ein Brennglas; vor der Pandemie bestehende Ungleichheiten werden mit zum Teil dramatischen Auswirkungen für die Betroffenen verstärkt – dies widerspricht Art. 3 Abs. 3 des Grundgesetzes, nach dem niemand wegen seiner Behinderung benachteiligt werden darf, wie auch der UN-Behindertenrechtskonvention, die Deutschland ratifiziert hat. Eine solche Benachteiligung war z. B. die anfänglich fehlende

Barrierefreiheit der Informationen zu den Corona-Maßnahmen. Erst auf Drängen von Behindertenselbsthilfe und anderer Organisationen wurde die Gebärdendolmetschung von Pressekonzferenzen und die Veröffentlichung von Informationen in Leichter Sprache erreicht.

Viele behinderte Menschen sind im Alltag auf Hilfe angewiesen. Diese wird entweder in stationären Wohnformen oder in privaten Wohnungen erbracht. Wer im Alltag auf persönliche Assistenz oder pflegerische Hilfen angewiesen ist, kann kein Social Distancing praktizieren, vielmehr führt dies zu einem erhöhten Risiko, sich mit Covid-19 zu infizieren. Denn selbst, wenn die behinderte Person das Haus nicht mehr verlässt, um das Infektionsrisiko zu senken: Sie hat keinen Einfluss darauf, wie achtsam die Assistent_innen agieren bzw. das Personal in Einrichtungen außerhalb der Arbeit ist. Wären sie im Privatleben Abstand, tragen sie – wo nötig – einen

Mund-Nasen-Schutz oder messen sie dem keine Bedeutung bei, treffen sich mit vielen Menschen und besuchen große Feiern? Die Infektion zunächst einzelner Personen in stationären Einrichtungen führt – wie sich gezeigt hat –, oftmals zur Infektion ganzer Wohngruppen, Stationen oder sogar Häuser. Dies ist für die Bewohner_innen ein großes gesundheitliches Risiko und führt auch zu personellen Engpässen, die wiederum die angemessene Versorgung gefährden können.

Für Nutzer_innen persönlicher Assistenz stellt sich das Problem anders, aber nicht weniger dramatisch dar: Erkrankt ein_e Assistent_in aus dem Team, müsste die/der Assistenznehmer_in als primäre Kontaktperson in Quarantäne – wie jedoch soll dann die Versorgung sichergestellt werden? Dies ginge dann nur unter Bedingungen wie auf Quarantänestationen, die Assistenzdienste müssten entsprechende Schutzkleidung zur Verfügung stellen – viele waren schon mit der Beschaffung von Masken überfordert. Wenn die/der Assistenznehmer_in selbst erkranken sollte und ins Krankenhaus muss, kann die eigene Pflegeassistenz nicht mitgenommen werden. Dies erhöht die Gefährdung über die Infektion hinaus, da im Krankenhaus niemand um die Besonderheiten in der Versorgung der/des Assistenznehmer_in weiß und auch keine personellen Ressourcen bzw. ausreichend Zeit für die angemessene Versorgung von Patient_innen vorhanden sind, die bei vielen Tätigkeiten unterstützt werden müssen. Diese Situation führt bei den Assistenznehmer_innen zu permanentem psychischem Stress, da ihre Versorgung, auf die sie existenziell angewiesen sind, ständig bedroht ist.

Für Menschen mit sogenannten geistigen Behinderungen bedeuteten die Maßnahmen zur Bekämpfung der Pandemie ein schlagartiges Ende der für sie wichtigen gewohnten Abläufe, da Tagesstätten und Werkstätten geschlossen wurden. Die behinderten Menschen mussten in ihren Wohneinrichtungen oder bei den (oft alten) Eltern bleiben. Die Wohneinrichtungen haben für Ganztagsversorgung keine personalen Kapazitäten; Eltern waren vor eine oftmals überfordernde Situation gestellt. Therapien und Freizeitaktivitäten fielen schlagartig weg. Regelungen zur Abmilderung dieser Situation gab es nicht, es sei denn, die Träger der jeweiligen Wohn-, Tages- oder Werkstätten entwickelten kreative Lösungen.

Auch die Diskussion um die sogenannte Triage, also die Frage, wer im Falle der Überlastung des Gesundheitssystems behandelt wird und wer nicht, hat für behinderte Menschen eine ganz andere, bedrohliche Brisanz als für Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft. Im April 2020 veröffentlichte die Deutsche interdisziplinäre Gesellschaft für Intensiv- und Notfallmedizin (DIVI) Entscheidungshilfen für den Fall, dass die Kapazitäten des Gesundheitssystems nicht mehr ausreichen, um alle Patient_innen zu versorgen.¹ Zwar wurde betont, dass Alter und Behinderung bei der Zuteilung von Gesundheitsleistungen

keine Rolle spielten. Vielmehr sollten „objektive Kriterien“ die Grundlage für die Entscheidungen bilden. Hierzu gehöre auch die Erhebung einer bestehenden „Gebrechlichkeit“, z. B. mittels der neunstufigen Clinical Frailty Scale. Personen, die dauerhaft und umfassend auf Unterstützung angewiesen sind, werden dort in die Stufe 7 eingruppiert. Damit haben viele behinderte Menschen, unabhängig von Alter und allgemeinem Gesundheitszustand, deutlich schlechtere Chancen, bei der Zuteilung knapper Gesundheitsleistungen berücksichtigt zu werden. Entsprechend wurde diese lebensbedrohliche Benachteiligung behinderter Menschen und ihrer Organisationen massiv kritisiert.

Nach einer längeren Phase niedriger Infektionszahlen wurden viele Maßnahmen gelockert, doch auch hier wurden behinderte Menschen benachteiligt, wie z. B. durch die nach wie vor rigiden Besuchsregelungen in Wohneinrichtungen, die nur zögerliche Öffnung der Werkstätten oder die Tatsache, dass Gruppenreisen für behinderte Menschen nach wie vor untersagt sind.

Mit den wieder steigenden Infektionszahlen und den zu erwartenden verschärften Maßnahmen geht es nun darum, Lösungen zu entwickeln, die behinderte Menschen nicht benachteiligen. Sinnvoll wäre die Einführung eines Disability Mainstreamings, also die kritische Betrachtung aller Maßnahmen im Hinblick darauf, ob sie sich für behinderte Menschen negativer auswirken können als für die als nichtbehindert geltende Mehrheit. Der Deutsche Behindertenrat, ein Aktionsbündnis von Verbänden chronisch kranker und behinderter Menschen, hat am 25. September ein Papier veröffentlicht, das zahlreiche Forderungen enthält, mittels derer der verstärkten Benachteiligung behinderter Menschen während der Pandemie entgegengewirkt werden soll.² So soll sichergestellt werden, dass durch die Pandemie Teilhabe, Selbstbestimmung und Inklusion behinderter Menschen nicht stärker ausgebremst werden, als unbedingt notwendig. ■

Swantje Köbsell

ist Professorin für Disability Studies.

Mehr zum Thema auf aliceonline:

Digitaler Abbau von Barrieren

Ein Interview über die Herausforderungen von Studierenden mit Behinderung oder/und einer chronischen Erkrankung im Online-Semester



¹ www.divi.de/joomlatools-files/docman-files/publikationen/covid-19-dokumente/200417-divi-covid-19-ethik-empfehlung-version-2.pdf.

² Das Papier ist hier zu finden, es erläutert noch genauer die Corona-bedingten Benachteiligungen behinderter Menschen: www.deutscher-behindertenrat.de/ID255655.



Für Menschen, die auf der Straßen leben, hat es gravierende Folgen, wenn andere Menschen während des Lockdowns zu Hause bleiben

#stayhome – ohne home?

Corona-Pandemie und kein Dach über dem Kopf

Christina Swolana

#stayhome. Ein Hashtag, einfach und präzise. Die sozialen Medien waren gerade zu Beginn der Pandemiezeit voll davon. Zu Hause bleiben, sich selbst und andere schützen. Hände waschen, Maske auf, Abstand halten und soziale Kontakte minimieren, gar meiden. Sollte doch an sich alles kein Problem für uns sein – oder? Aber was ist mit denjenigen Menschen, die gar kein Zuhause haben?

In der Nacht vom 29. auf den 30. Januar 2020 zählten 2.741 Freiwillige in Berlin Personen, die auf der Straße leben. Insgesamt wurden 1.976 obdachlose Menschen in der „Nacht der Solidarität“ erfasst. Es wird davon ausgegangen, dass die tatsächliche Zahl weitaus höher ist, da sich Menschen vor der Zählung versteckt haben oder eventuell gar nicht aufgefunden wurden. Mindestens 1.976

Seelen ohne ein Dach über dem Kopf. Das alleine nur in Berlin. Zur Zeit der Zählung hatte das Thema Obdachlosigkeit große Medienpräsenz. Doch dann kam das Virus.

Covid-19 traf uns alle wie ein Schlag. Dabei sind die Schläge unterschiedlich verteilt. Die einen trifft es hart, die anderen am härtesten. „Die schwächsten Glieder der Gesellschaft werden am meisten getroffen, wenn die Herausforderungen am größten sind“, schreiben Jürgen Schneider und Anselm Böhmer (2020) in ihrem Artikel „Wohnungslos in der Pandemie“.

In meinem Studium der Sozialen Arbeit bot sich mir die Möglichkeit, Susanne Gerulls Wohnungslosen-Seminar zu besuchen. Im zweiten Semester, welches online stattfand, war auch

selbstverständlich Corona ein Thema. Im Etherpad sammelten meine Kommiliton_innen und ich gemeinsam Gedanken. Die Liste mit Überlegungen, welche Auswirkungen der Corona-Pandemie wohnungslose Menschen im Besonderen treffen, ist sehr lang.

Generell sind obdachlose Menschen der Gefahr, sich selbst mit dem Virus anzustecken, maßlos ausgesetzt. Gerade im Lockdown wurden öffentliche Toiletten und Gebäude geschlossen, somit gab es keinen Zugang mehr zu Hygienemaßnahmen oder Trinkwasser.

Zudem gehören obdachlose Menschen zu der Gefährdeten-Gruppe, denn die meisten leiden unter einer chronischen Bronchitis. „Die Volkskrankheit der Obdachlosen“, wie der Sozialarbeiter und Allgemeinarzt Gerhard Trabert aus

Mainz, der sich ehrenamtlich engagiert, in einem Artikel für die Zeit (ebd. in Lobenstein 2020) sagte. Generell ist der Gesundheitszustand von auf der Straße lebenden Menschen nicht sehr gut. Selbst harmlose Erkrankungen können lebensgefährlich werden, da sie keinen Ort zum Auskurieren haben. Viele obdachlose Menschen besitzen keine Krankenversicherung und es bestehen zu wenige medizinische Versorgungsangebote. Mit der Pandemie mussten die wenigen Einrichtungen teilweise schließen oder deren Zugang wurde eingeschränkt.

Der Lockdown hatte ebenfalls zur Folge, dass viele Einrichtungen, somit auch die niederschweligen Hilfsangebote, geschlossen wurden oder nur auf Nothilfe liefen. Das heißt, die Tafel gab kein Essen mehr aus, Suppenküchen mussten schließen, Konsumräume boten keinen Schutzraum für drogenabhängige wohnungslose Menschen mehr, Streetwork fand kaum statt und nicht einmal die Wäsche konnte gewaschen werden. Das Job-Center stellte die Arbeit im Lockdown für die Öffentlichkeit soweit ein, dass niemand persönlich vorbeikommen durfte und die Tagessätze für obdachlose Menschen nicht ausbezahlt werden konnten.

Angst und Ungewissheit durch die Pandemie sorgen für ein erhöhtes Stresslevel, dem obdachlose Menschen im Allgemeinen schon ausgesetzt sind. „Wo schlafe ich heute Nacht?“ „Bekomme ich meine Euro für eine warme Mahlzeit zusammen?“ „Kann ich noch Futter für meinen Hund besorgen?“ Diese Fragen müssen nun noch ganz anders beleuchtet werden. Grundsätzlich geht für obdachlose Personen ihre komplette Tagesstruktur verloren. Für Menschen, die auf der Straße leben, hat es gravierende Folgen, wenn andere Menschen zu Hause bleiben. Schnorren/betteln, Straßenzeitungen verkaufen oder

Pfandflaschen sammeln, diese Einnahmequellen funktionieren nicht im Lockdown. Hinzu kommt die Schwierigkeit, dass Menschen eine noch größere Berührungsangst haben, aus Angst sich anzustecken. Die Hemmschwelle, einer Person Bargeld zu geben, ist größer als zuvor. Viele obdachlose Personen waren bzw. sind auch nie richtig aufgeklärt worden. Ihnen fehlt es an Informationen, wie sie sich und andere Menschen schützen können. Nicht alle Menschen haben Zugang zu Nachrichten und nicht alle können lesen oder sprechen Deutsch. Mit Einführung der Pflicht zur Mund-Nasen-Bedeckung in Supermärkten und den öffentlichen Verkehrsmitteln mussten nun auch obdachlose Personen irgendwie solch einen Schutz organisieren. Ohne Geld ist das nicht so einfach.

Ein weiterer Aspekt, den ich hier nennen möchte, sind die „Infektionsschutzmaßnahmen für Sammelunterkünfte“. Viele Unterkünfte mussten ihre Bettenzahl reduzieren, durften keine Menschen mehr aufnehmen oder können im Allgemeinen den Hygienemaßnahmen nicht gerecht werden. Dies hat zur Folge, dass noch mehr Menschen auf der Straße landen, die eigentlich einen Platz in einer Unterkunft bekommen hätten. Es wurde gefordert, leerstehende Hotels oder Hostels mit schutzlosen Obdachlosen zu belegen. In Mainz wurde dies, anders als in Berlin, mithilfe des Arztes Gerhard Trabert für Menschen, die zur Risikogruppe gehören, umgesetzt. Einfach war das auf politischer und organisatorischer Ebene nicht.

Es darf auch nicht unberücksichtigt bleiben, dass es Menschen gibt, die freiwillig bzw. schon sehr, sehr lange auf der Straße leben. Bei diesen Betroffenen kommt es zu Ängsten bezüglich einer zwanghaften Unterbringung. Wie ist es, sich in Räumen aufzuhalten, obwohl man das gar nicht gewöhnt ist? Für viele Menschen ist es Normalität vier Wände

um sich herum zu haben, für andere birgt es die Gefahr eines „Lagerkollers“.

Menschen, die auf der Straße leben und z. B. aus anderen EU-Staaten kommen, mussten sich auch gerade zu Beginn der Pandemiezeit und beim eventuellen zweiten Lockdown die Frage stellen: „Werde ich in der Stadt, wo ich mich gerade aufhalte, geduldet oder werde ich in andere Städte oder Länder abgeschoben?“ (Schneider/Böhmer 2020) Schließlich wird die Aufmerksamkeit viel mehr auf die gerichtet, die sich nicht an Vorschriften halten.

Die Zivilgesellschaft und Vereine zeigen viele spontane und kreative Ansätze obdachlose Menschen zu unterstützen. Zum Beispiel kochen und verteilen Initiativen Essen oder errichteten in der Zeit des Lockdowns eine mobile Handwaschstation. Aber auch viele Ehrenamtliche, die Hilfe und Unterstützung für Obdachlose bieten, gehören in den meisten Fällen selbst zur Risikogruppe.

Auf der Ebene der Politik, besonders in Berlin, ist trotz etlicher Forderungen, beispielsweise von der Selbstvertretung wohnungsloser Menschen, nicht viel unternommen worden.

Zum Abschluss ein passendes Zitat von Schneider und Böhmer (2020): „Es bedarf der politischen und der zivilgesellschaftlichen Reflexion darauf, wie Solidarität und sozialer Zusammenhalt aller möglich werden, und es bedarf einer neuen Selbstverständigung Sozialer Arbeit. Vor allem aber müssen alle Menschen über ein Mindestmaß an Wohnen, Gesundheit, Bildung und Teilhabe verlässlich verfügen können.“ ■

Christina Swolana
studiert Soziale Arbeit.

Quellen:

Lobenstein, Caterina (2020): Obdachlosigkeit: Pandemie, ganz unten, Die Zeit, Nr. 20/2020: <https://www.zeit.de/2020/20/obdachlosigkeit-corona-krise-armut-pandemie-krankheit-wohnungslosigkeit> (letzter Zugriff: 26.08.2020)

Schneider, Jürgen & Böhmer, Anselm (2020): Wohnungslos in der Pandemie. In: Böhmer, Anselm; Engelbracht, Mischa; Hünersdorf, Bettina; Kessl, Fabian; Täubig, Vicki (Hrsg.): Soz Päd Corona. Der sozialpädagogische Blog rund um Corona: <https://sozpaed-corona.de/wohnungslos-in-der-pandemie/> (letzter Zugriff: 26.08.2020)

Herrschaft der Zahlen

Die neue Sehnsucht nach der naturwissenschaftlichen Expertokratie

Arnd Pollmann

Im April 2020 und damit inmitten der sich ausbreitenden Corona-Epidemie hat das „Wissenschaftsbarometer Corona Spezial“¹ einen medialen Trend bestätigt, der sich aufmerksamen Beobachter_innen bereits während der Klimadebatte aufgedrängt haben mag: Im Angesicht kollektiver Gefährdungslagen erweist sich die Wissenschaft als Krisengewinnlerin. Drei von vier der in diesem Wissenschaftsbarometer interviewten Personen bestätigten, dass sie auf die wissenschaftliche Forschung vertrauen und hoffen, dass auch die Verantwortlichen in der Politik ihr Handeln an den Expertisen von Wissenschaftler_innen ausrichten. Im Jahr davor sah das nicht einmal jede zweite der befragten Personen so. Zwei von drei der Interviewten begrüßten zudem ausdrücklich die öffentlich und medial inszenierte Kontroverse, die mit Blick auf sich widersprechende virologische Ansichten der Lager „Drosten“, „RKI“, „Keculé“ oder „Streeck“ ergeben hatte. Dabei war und ist auch weiterhin anzunehmen, dass diese beiden empirischen Befunde eng miteinander verknüpft sind: Das Vertrauen in die Wissenschaft ist gewachsen, eben *weil* sich die Expert_innen dieser Republik so erfrischend widersprachen – und zwar zunehmend ja auch sich selbst.

Der falsche Singular

Mit ein wenig Abstand stellt sich folgende Frage: Sollen sich die Wissenschaften über ihre steigenden Beliebtheitswerte freuen? Dazu eine persönliche Anmerkung vorweg: Ich muss gestehen, dass ich mich als Philosoph von dieser Euphorie nicht mitumarmt fühle. Ich sage das nicht, um Mitleid zu erregen, sondern weil es da ein echtes, politisch folgenreiches Problem der selektiven Wahrnehmung gibt. Unendlich viele Kolleg_innen aus unterschiedlichsten anderen Fachdisziplinen sind in diese Euphorie ebenfalls nicht eingeschlossen – und in der aktuellen Krise ja auch kaum gefragt gewesen. Auf Expertisen etwa des Verfassungsrechts, der Demokratietheorie, der Ökonomie, Soziologie, Psychologie oder Psychiatrie wurde in der akuten Corona-Krise lange Zeit verzichtet. Und wer würde behaupten, dass auch das Vertrauen in die Sozialarbeitswissenschaft, die frühkindliche Pädagogik, die Pflegewissenschaften oder die

Gendertheorie gestärkt wäre? Daraus ergibt sich das erste von insgesamt vier Teilproblemen: Die gängige Rede von „der“ Wissenschaft im Singular ist völlig irreführend.

Das szientistische Missverständnis

Damit hängt direkt auch das zweite Problem zusammen: Viele Menschen und auch große Teile der Medien teilen ein „szientistisch“ verkürztes Wissenschaftsverständnis. Der Szientismus behauptet, die gesamte Welt müsse strikt nach dem Vorbild „harter“ Naturwissenschaften erforscht und beschrieben werden. Alle anderen Welterklärungen, die nicht in Zahlenkolonnen denken, gelten als unwissenschaftlich. Und so wurde in der Krise rasch als epidemiologisch suspekt, als intellektuell infektiös oder gar als *#Covidiot* gebrandmarkt, wer aus Sicht einer Nicht-Naturwissenschaft die normative Kraft des faktischen Shutdowns infrage stellte. Fast jede Kritik am virologischen Diktat galt als unsolidarisch und verantwortungslos. Und vor allem: als völlig unwissenschaftlich. Der prominente Wissenschaftsjournalist Ranga Yogeshwar etwa hielt den Kritiker_innen entgegen: „Virologen haben keine Meinung, die haben Fakten“.² Das ist nicht nur ein merkwürdig vermessen Selbstverständnis davon, worum es in den Wissenschaften geht. Denn diese sind keineswegs im Besitz von Fakten, sondern sie versuchen allenfalls, „wahre“ Theorien darüber zu formulieren. Noch viel irritierender ist der Umstand, dass so im Umkehrschluss der gesamte nicht-naturwissenschaftliche Rest der Wissenschaften wie eine Art Meinungsjournalismus behandelt und abgekanzelt wird. Was wäre, wenn plötzlich eine Virologin mit der evolutionsbiologischen These hinzuträte, wir sollten dem Virus danken, weil er die Gesellschaft von ihren schwächsten Elementen befreit? Sind das dann Yogeshwars „Fakten“ oder ist es eben doch nur eine Meinung, die einer objektiven Begründung und Überprüfung bedarf, und zwar nicht zuletzt auch mithilfe nicht-naturwissenschaftlicher Theorien.

Wissenschaftliche Angstimpulse

Das dritte Problem betrifft die epidemische Angst und Unruhe der letzten Monate: Während die Wissenschaften früher



eher Garanten der Besonnenheit waren – im Gegensatz etwa zu pseudowissenschaftlichen Verschwörungstheorien jeglicher Couleur – konnte man schon während der durch Greta Thunbergs Weckruf „I want you to panic!“ befeuerten Klimadebatte oft das Gefühl haben, dass die heftigsten Angstimpulse derzeit direkt *aus* den Wissenschaften kommen. Man denke im Fall von Corona nur an die sehr frühe, bereits im Februar verlautbarte Ankündigung der virologisch nicht immer gut beratenen Kanzlerin, dass sich 60–70 % der Bevölkerung anstecken werden.³ Mit einem tödlichen Virus? Sollte man nicht davon ausgehen dürfen, dass die viel gerühmte Virologie so etwas möglichst zu verhindern hilft? War das ein notwendiges Wachrütteln seitens der Bundesregierung oder eher doch pandemische Panikmache? Hinzu kam und kommt bis heute die virologische Uneinigkeit in so gut wie allen entscheidenden Fachfragen. Es mag sympathisch wirken, wenn sich die gehypte Forscherperson „fallibilistisch“ im Sinne von Karl Popper gibt, d. h. fehleranfällig und lernfähig. Aber vier Expert_innen, fünf Meinungen? Was als selbstkritische Relativierung wissenschaftlicher Wahrheitsanmaßungen daherkommt, ist nicht zuletzt auch ein Indiz dafür, dass diese vermeintlich „harte“ Naturwissenschaft ihren Gegenstand wohl noch nicht genug erforscht hat. Da schlägt die wissenschaftliche Versicherung mitunter in unwissenschaftliche Verunsicherung um.

Quasi-religiöse Heilserwartungen

Was derzeit aber vor allem irritiert, ist viertens die verkappte Heilserwartung, die der Virologie entgegenströmt. Offenbar erhofft man sich von ihr nicht bloß nacktes Überleben, sondern Auswege aus Angst und Kontingenz. Selbst wenn das bedeuten würde, wochenlang das Haus nicht verlassen zu dürfen. Wenn die aktuelle Wissenschaftsgläubigkeit vor allem in diese Richtung weist, dann ist sie Ausdruck eines tiefen

Missverständnisses, was Wissenschaften zu leisten vermögen: Anders als Religionen oder ideologische Weltbilder liefern die Wissenschaften keine Lösungen für praktische Alltagsprobleme. Sicher, man erhofft sich von ihnen wichtige Informationen für praxisrelevante Entscheidungen, sonst würde man sie nicht öffentlich durch Steuergelder alimentieren. Aber die Wissenschaften selbst lösen immer nur *theoretische* Probleme. Die Krümmung einer revolutionär neuen Linse etwa muss wissenschaftlich errechnet werden. Aber praktikabel wird sie erst durch die Person, die sie am Ende schleift. Erst dann ist das praktische Problem der optischen Vergrößerung gelöst. Die Lösung und Entscheidung politischer Probleme übrigens obliegt – selbst in der Gefährdungslage einer Epidemie – dem *demos* und damit demokratischen Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen. Deshalb zeugt die in der letzten Zeit offenbar anschwellende Sehnsucht nach einer wissenschaftlichen Expertokratie, die nicht nur berät, sondern uns diese Entscheidungen abnimmt, eher von demokratischer Unreife. An die Stelle einer kritischen Deliberation der politisch zentralen Frage, wie wir als Gesellschaft zusammenleben wollen, sollte nicht einfach die gehorsame Unterwerfung unter das virologische Diktat treten. Man könnte dann zwar noch von „Politik“, aber bald schon nicht mehr von einer *Politik der Freiheit* sprechen. ■

Eine frühere Version dieses Artikels ist am 10. Mai 2020 als Philosophischer Wochenkommentar in der Sendung „Sein und Streit“ auf Deutschlandfunk Kultur zu hören gewesen.

Arnd Pollmann ist Professor für Ethik und Sozialphilosophie.
Kontakt: pollmann@ash-berlin.eu

¹ Siehe www.wissenschaft-im-dialog.de/projekte/wissenschaftsbarometer/wissenschaftsbarometer-corona-spezial/ (Stand: 10. Juli 2020). Eine erneute Befragung im Mai 2020 hat die nun folgenden Ergebnisse leicht nach unten korrigiert.

² Nachzuhören auf www.br.de/radio/bayern2/sendungen/radiowelt/ranga-yogeshwar-phasen-der-corona-pandemie-100.html (Stand: 10. Juli 2020).

³ Siehe www.bundesregierung.de/breg-de/themen/coronavirus/merkel-zu-corona-1729780 (Stand: 10. Juli 2020).



© Corriente Clasista Rene Salamanca

Kampf gegen den Hunger während der Pandemie. Volksküche in der Provinz Buenos Aires Argentinien

Blick über den Tellerrand

Digitaler Austausch über die sozialen und kulturellen
Auswirkungen der Pandemie

Andrea Plöger

Am Anfang dieses Semesters gab es viele Pläne für Begegnungen im Rahmen der Sozialen Kulturarbeit mit unseren internationalen Kooperationspartner_innen, wie die Fortsetzung des Austausches mit der Bob Schapell School of Social Work von der Universität Tel Aviv oder den Beginn einer Kooperation mit dem Fachbereich Soziale Arbeit der Universität Kreta. Ein Ergebnis der Fortsetzung von Kooperationen im Online-Modus ist die Serie „Blick über den Tellerrand“ auf der Website der ASH Berlin. In der Serie kommen internationale Kooperationspartner_innen sowie Studierende und Lehrende der ASH Berlin zu den Auswirkungen der Pandemie und den dadurch entstehenden Herausforderungen für die Soziale (Kultur-)Arbeit zu Wort.

„Die Pandemie der Ungleichheit muss gestoppt werden“

So lautet die Überschrift eines Artikels der Tutorin und Studentin im Masterstudiengang Praxisforschung, Paula

Maether. Zu Beginn des Sommersemesters saß sie in Argentinien bei ihrer Familie fest. Wieder in Berlin, schrieb sie: „Wir sind die Lunge der Nachbarschaften, sagen die Nachbarn und Nachbarinnen, die die Verantwortung für die Suppenküchen übernommen haben, die sich zu Hunderten vermehren. Es sind die Frauen, die am stärksten betroffen und zugleich die Trägerinnen der Selbsthilfe sind. Zusammen mit den Kindern sind die Frauen durch die obligatorische Quarantäne erheblich belastet – oft mit ihren Angreifern eingesperrt. Angst und Unsicherheit sind offensichtlich, die häusliche Gewalt nimmt rapide zu und in zehn Tagen Ausgangssperre werden 11 Frauen und ein Kind ermordet. Aber auf der anderen Seite sind es vor allem die Frauen, die der Krise mit größter Kraft begegnen, eine Kraft, die ihre Wurzeln in der Geschichte der argentinischen Frauenbewegung hat.“¹

Begonnen haben wir die Serie mit einem Artikel von Konstantina Kranou,

Sozialarbeiterin und Erwachsenenbildnerin, Beraterin von NGOs, Menschenrechtsprojekten und Universitäten, vor allem im Bereich der Internationalen Sozialen Arbeit mit Geflüchteten. Sie schrieb: „Eine Quarantäne in einem völlig überfüllten Camp ohne adäquate sanitäre Einrichtungen und Müllabfuhr, ohne eine zuverlässige Trinkwasserversorgung und ohne medizinische Hilfe und mit der Bedrohung durch Angriffe von Anhängern der neonazistischen Strömungen und Parteien in Griechenland: Dies ist die derzeitige Situation auf den griechischen Inseln.“²

Die Pandemie trifft Menschen in Verhältnissen, die bereits von groben Menschenrechtsverletzungen gekennzeichnet sind

Auch die Lage von Geflüchteten in Israel, von denen viele im Süden von Tel Aviv leben, spitzte sich durch die Pandemie weiter zu, wie Dr. Nora Korin-Langer, Fakultätsmitglied an der Bob Shapell

School for Social Work an der Universität Tel Aviv (TAU) und Lior Birger, Lehrbeauftragte an der TAU, Doktorandin, Sozialarbeiterin und Aktivistin für Flüchtlingsrechte, schrieben: „In den vergangenen Monaten hatte die Covid-19-Pandemie verheerende Auswirkungen auf Asylsuchende in Israel. Schätzungen gehen davon aus, dass zwischen 70–90 Prozent der Menschen in den Communities ihre Arbeit verloren haben. Viele waren nicht in der Lage, ihre Mieten zu bezahlen. [...] Die alltäglichen Kämpfe in der Community wurden extrem.“³

Wie in Israel, so hat auch in Europa die Pandemie bereits bestehende Menschenrechtsverletzungen verschärft und offengelegt. Die Lage von Geflüchteten auf den griechischen Inseln war bereits zuvor bestimmt durch die Dublin-Regelungen, das „Hot Spot Modell“, sowie die Folgen des Türkei Deals.⁴ Am Tag nachdem das Camp Moria auf Lesbos in der Nacht vom 8. auf den 9. September abgebrannt ist, schreibt Konstantina Kranou nun: „Es gibt keine andere Lösung, die Menschen müssen endlich diese Hölle verlassen und weiterziehen dürfen. Griechenland diene als Festungsgraben für die Festung Europa. Ein sehr teuer und hoffnungsloser Graben.“

„Das Ausrufezeichen hinter Solidarität“

In einem Online-Austausch zur Sozialen Kulturarbeit zwischen Studierenden aus Tel Aviv und Berlin mit Konstantina Kranou wurde klar, dass die Soziale Kulturarbeit ihre Möglichkeiten zur Artikulation und Intervention nutzen kann und sollte. In der Sphäre der Kultur manifestiert sich die gesellschaftliche Auseinandersetzung um Macht und Herrschaft, Ausschlüsse sedimentieren sich und werden kaschiert bzw. durch den Habitus naturalisiert. Die Debatte, die das Feuer in Moria angestoßen hat, verdeutlicht

genau dies: Wie unter einem Brennglas sehen wir die Auswirkungen von gesellschaftlicher Segregation, Exklusion und rassistischer Aggression zu einem Diskurs gerinnen, der Rechtlosigkeit und Gewalt den Weg bahnt.

Die Sphäre der Kultur bietet jedoch ebenfalls den Raum für ein Infragestellen des Status quo, sowie Interventionen, wie sie auch in der Online-Serie beschrieben werden: In der Werkstatt „Soziale Kulturarbeit“ berichten Studierende von der zunehmend bedrohlichen Situation, in der die Menschen in den Projekten, die die Studierenden im Wintersemester kontaktiert hatten, sich nun inmitten der Pandemie befinden. Lotta Höfer, Studierende im zweiten Semester des Bachelorstudiums der Sozialen Arbeit arbeitete mit ihrer Gruppe zum Thema „Soziale Kulturarbeit mit und von Rom*nja und Sinti*zze in Berlin“. Im Seminar berichtete sie in einer Online-Videokonferenz von ihren Erfahrungen als Rumänisch-Dolmetscherin in einem Streik von Erntehelfer_innen aus Rumänien und schrieb in unserer Serie: „Was mir bleibt, als ich mich irgendwann auf den Weg nach Berlin mache, ist ein großes Fragezeichen: Ein Fragezeichen hinter den Arbeitsbedingungen, den Unterbringungen, der ungewissen Zukunft der Arbeiter_innen und deren Familien. Aber noch größer ist das Ausrufezeichen, das über den ganzen Geschehnissen steht, die ich hier nur ansatzweise umreißen konnte. Das Ausrufezeichen hinter Solidarität: Denn Verantwortung beginnt da, wo Machtlosigkeit aufhört.“⁵ ■

Andrea Plöger

ist Professorin für Soziale Kulturarbeit mit Schwerpunkt Medienpädagogik.
Kontakt: ploeger@ash-berlin.eu

¹ www.ash-berlin.eu/hochschule/presse-und-newsroom/news/news/die-pandemie-der-ungleichheit-muss-gestoppt-werden-argentinien-und-die-pandemie/

² www.ash-berlin.eu/hochschule/presse-und-newsroom/news/news/solidaritaet-mit-den-gefluechteten-auf-den-griechischen-inseln-und-im-grenzgebiet-tuerkei-griechenlan/

³ www.ash-berlin.eu/hochschule/presse-und-newsroom/news/news/asylsuchende-in-israel-in-zeiten-von-covid-19-antwort-der-sozialen-kulturarbeit-und-des-transkultur/

⁴ <https://alice.ash-berlin.eu/seitenwechsel/news/moria-eine-vorhergesagte-tragoedie/>

⁵ www.ash-berlin.eu/hochschule/presse-und-newsroom/news/news/spargel-und-erdbeeren-solidaritaet-mit-streichenden-erntehelferinnen-in-bornheim/

Was hier nicht steht, finden Sie dort:

alice ONLINE

Hintergründe
Interviews
Reportagen
Erfahrungsberichte



alice.ash-berlin.eu

Systemrelevant, systemkritisch, systemtransformationsrelevant

Der neue Podcast:

„Im Krisenmodus – Soziale Arbeit zwischen Ausnahmezustand und Aufbruch“

Rainer Fretschner, Hedwig Rosa Griesehop, Hans-Ullrich Krause und Bastian Vogel

Soziale Arbeit kennt sich mit Krisen aus und bietet Unterstützung an bei der Bewältigung von krisen- und konfliktvollen Situationen. Wenn sich die Gesellschaft jedoch im Ausnahmezustand befindet, kann das nicht ohne Auswirkungen auf die Soziale Arbeit bleiben. Die gegenwärtige Pandemie und alle politischen Maßnahmen zu ihrer Eindämmung haben direkte und indirekte Auswirkungen auf die Arbeitsbedingungen von Sozialarbeiter_innen und auf die Lebenswelten der Adressat_innen: Kontaktverbot und Abstandsgebot, Quarantäne und Selbst-Isolation, Hygienemaßnahmen und Desinfektion, lange Gegenwarten und Zukunftsängste. Vor dem Virus sind alle gleich. Aber stimmt das wirklich?

Ein Blick in die Praxis der Sozialen Arbeit unter Bedingungen der Pandemie zeigt ein ambivalentes Bild – wie könnte es auch anders sein.

Sozialarbeiter_innen berichten von der digitalen und analogen Nichterreichbarkeit von Klient_innen, von sichtbaren und häufig unsichtbaren Gewaltverhältnissen. Sie haben Einblicke in die gelingenden und weniger gelingenden Bewältigungsstrategien von Kindern und Jugendlichen sowie von Menschen mit (chronischen) Erkrankungen oder Behinderungen im Umgang mit dem Kontaktverbot. Sie wissen, wie ältere Menschen mit der (medizinischen) Unsicherheit und der gesellschaftlichen Etikettierung und Stigmatisierung als „Risikogruppe“ umgehen.

Der Verbundstudiengang BASA-online hat zu Beginn der Pandemie ein Online-Forum eingerichtet, in dem Studierende ihre Erfahrungen in schriftlicher Form teilen und diskutieren konnten. Studierende der Sozialen Arbeit, die ihr Studium berufsbegleitend absolvieren, berichten darin über

die Normalität im Ausnahmezustand, über die dadurch hervorgerufenen Doppel- und Mehrfachbelastungen, über Auswirkungen auf Lebens- und Arbeitsbedingungen (Stichwort: Home-office) und über die Notwendigkeit und Schwierigkeit, kreative und angemessene Lösungen im Sinne der Adressat_innen zu entwickeln.

Das Podcast-Team (Hedwig Rosa Griesehop, Rainer Fretschner, Hans-Ullrich Krause und Bastian Vogel) wollte dieses Momentum nicht verstreichen lassen und den Stimmen aus der Praxis der Sozialen Arbeit ein moderiertes Forum zur Verfügung stellen, die dort gesammelten Einsichten und Ideen thematisch zu sortieren, analytisch einzuordnen und professionspolitisch und hochschuldidaktisch auszuwerten. Die Studierenden hatten ein ausgeprägtes Bedürfnis, über ihren beruflichen Alltag im Ausnahmezustand zu berichten



SAGE machen – Der Wissenschaftspodcast der ASH Berlin

Unter dem Titel SAGE machen – Der Wissenschaftspodcast der Alice Salomon Hochschule Berlin stellen wir Projekte aus Lehre, Studium und Forschung der ASH Berlin vor. Die Beiträge kann man ab sofort auf dem Soundcloud-Kanal der Hochschule nachhören.

SAGE steht als Akronym für Soziale Arbeit, Gesundheit sowie Erziehung und Bildung im Kindesalter – also die Themenfelder, in denen die Hochschule umfassende Expertise vorweisen kann ... und beherzt anpackt. SAGE machen eben!

soundcloud.com/alicesalomonhochschule



und ihre Ideen zur Veränderung bzw. Verbesserung der Situation vorzustellen. Vielen Studierenden war dabei bewusst, dass die finanziellen Spielräume für die Soziale Arbeit nach der Krise deutlich enger sein werden und die Notwendigkeit zur politischen Einflussnahme und für kreative Problemlösungen deshalb zunehmen wird. Um die Systemrelevanz der Sozialen Arbeit auch über die Zeit des Ausnahmezustands hinweg deutlich zu machen, war es sinnvoll, die Erfahrungen und das Praxiswissen der Studierenden zu nutzen.

Aus diesem Forum ist später die Podcast-Reihe „Im Krisenmodus – Soziale Arbeit zwischen Ausnahmezustand und Aufbruch“ hervorgegangen, die sich in loser Reihe mit aktuellen Herausforderungen der Sozialen Arbeit vor dem Hintergrund grundlegender gesellschaftlicher Veränderungen aus der spezifischen Perspektive von Studierenden, Lehrenden und Vertreter_innen aus Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit auseinandersetzt. Wir wollen uns in unserer Podcast-Reihe mit der Frage auseinandersetzen, was es im übertragenen Sinne heißt „systemrelevant, systemkritisch, systemtransformationsrelevant“ zu sein. Wir wollen Sozialarbeiter_innen und Sozialpädagogen_innen aus unterschiedlichen Handlungsfeldern zu Wort kommen lassen und hören, was sie aus der Praxis Sozialer Arbeit zu berichten haben. Dabei sehen wir folgende Punkte, die es zu fokussieren gilt und die auch als Anregung zur Diskussion gedacht sind:

1. Die komplizierte Lage im Hinblick auf Gesundheit, Politik, Wirtschaft und Soziales genauer zu verstehen und abzuleiten, wie sich Soziale Arbeit weiter und neu entwickeln wird und entwickeln muss.
2. Die Arbeitsanforderungen und Arbeitsbedingungen sowie die professionellen Haltungen der handelnden Fachkräfte wahrzunehmen und Ableitungen für Ausbildung und fachliche Anforderungen zu entwickeln.
3. Die Soziale Arbeit auch als politische Profession zu begreifen und ihren Beitrag zur Verteidigung und Weiterentwicklung der Demokratie zu stärken.
4. Erkenntnisse zu produzieren, wie soziale Gerechtigkeit in der Gesellschaft besser und verlässlich hergestellt werden kann.

Aus den Beiträgen des Podcasts lässt sich die besondere Systemrelevanz der Sozialen Arbeit in Zeiten des Ausnahmezustands deutlich herauslesen – und es lassen sich daraus auch sozialpolitische, professionspolitische und curriculare bzw. hochschuldidaktische Schlussfolgerungen für die Zeit danach ableiten, auch wenn die neue Normalität der Sozialen Arbeit eine andere sein wird, als vor der Pandemie. Zuhörer_innen erhalten hier Aufschluss darüber, welche Herausforderungen es gilt anzunehmen, welche Innovationspotenziale die Corona-Pandemie für die Praxis Sozialer Arbeit sichtbar macht, welche kritischen

Schlussfolgerungen aus den Corona-bedingten Veränderungen in der Praxis zu ziehen sind und welche schon vor der Pandemie bestehenden Probleme innerhalb der Praxis Sozialer Arbeit durch das „Brennglas“ Corona verstärkt sichtbar gemacht wurden.

Die Podcast-Reihe „Im Krisenmodus – Zwischen Ausnahmezustand und Aufbruch“ basiert somit auf zwei Säulen, denen wir die kommenden Ausgaben thematisch wie folgt zuordnen:

Im Krisenmodus – Berichte aus der Praxis Sozialer Arbeit

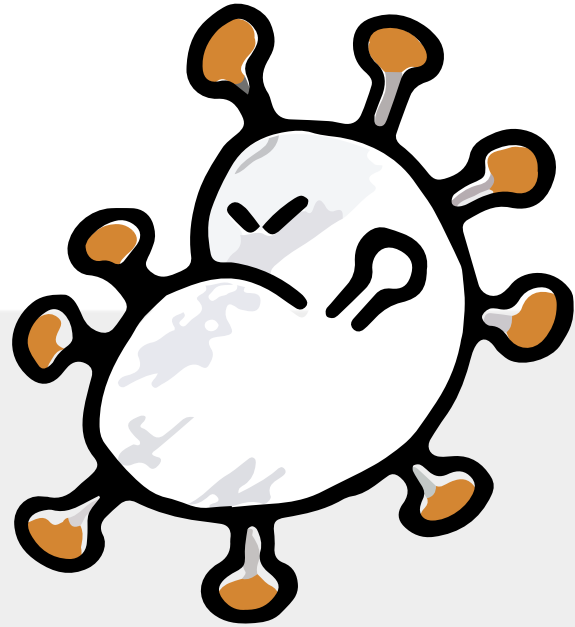
Hier berichten Studierende aus der Praxis der Sozialen Arbeit, wie sie mit dem Ausnahmezustand umgehen und wie sich die Suche nach einer neuen Normalität gestaltet.

Im Krisenmodus – Innovationen in der Praxis Sozialer Arbeit

Hier werden Beiträge veröffentlicht, die zeigen wie sich die Praxis methodisch, theoretisch, interaktiv und partizipativ auf die Suche nach Innovationen begeben hat.

SYSTEMRELEVANTE HELDEN im ALLTAG!





systemrelevant

Hochschulleben und Corona

Die Corona-Pandemie hat auch auf das Hochschulleben der ASH Berlin große Auswirkungen. Die meisten Hochschulangehörigen arbeiten seit März im Homeoffice, Lehre findet bis auf wenige Ausnahmen online statt. Auf den folgenden Seiten berichten Hochschulangehörige von ihren Erfahrungen der letzten Monate.

Spagat zwischen Forschung, Lehre und Familie

Hürrem Tezcan-Güntekin über ihren Alltag als Professorin im digitalen Sommersemester

Hürrem Tezcan-Güntekin

Die SARS-CoV-2-Pandemie hat zweifelsfrei Einfluss auf alle Menschen genommen – mit unterschiedlichen Umgangsmöglichkeiten. In diesem Beitrag möchte ich Einblick in den Alltag einer Public Health-Wissenschaftlerin während der Pandemie geben, der sich in drei zentrale Aspekte gliedern lässt: 1. Lehre kurzfristig online anbieten, 2. laufende Forschungsprojekte weiterführen und Corona-bezogene Forschungsprojekte beantragen und 3. einen Rundum-Familienalltag mit all seinen Herausforderungen bewältigen.



Hürrem Tezcan-Güntekin im Homeoffice

Kurzfristige Umstellung der Lehre auf Online-Formate

Kurz nach dem Lockdown, den es auch erst einmal kognitiv und emotional zu verdauen galt, begann das Sommersemester und damit die Herausforderung, alle Lehrveranstaltungen online anzubieten. Online-Tools hatte ich bereits hier und dort in der Lehre umgesetzt

und ich war auch Mitglied einer E-Learning-Gruppe für qualitative Methoden an der ASH Berlin. Praktisch hatte ich im Hinblick auf die Online-Umsetzung kompletter Module jedoch keine Erfahrung. Besonders schwer fiel mir, richtig einzuschätzen, wie viel Anteil synchroner und asynchroner Lehre einerseits für die Studierenden in unterschiedlichen Lebenslagen hilfreich und andererseits für mich machbar wären. Die Entscheidung fiel dahingehend, dass ich das Kolloquium komplett synchron und ein Modul zu sozialen Determinanten von Gesundheit und Krankheit zu großen Teilen asynchron anbot. Das synchrone Kolloquium funktionierte sehr gut. Bei dem zweiten Modul fehlte mir – und den Rückmeldungen zufolge auch den Studierenden – der direkte Kontakt und der Austausch mit den Lehrenden, woraufhin ich kurzerhand zusätzliche Online-Diskussionsrunden anbot, die auch gerne angenommen wurden. Während des Semesters das komplette Design der gut durchdachten Veranstaltung zu ändern – da war ich unsicher, weil ich annahm, dass dies Irritationen bei den Studierenden auslösen könnte. Die Rückmeldungen zeigten, dass einige der Studierenden die teilweise asynchronen Anteile mit von uns erstellten Screencasts und bereits vorhandenen E-Learning-Einheiten zum Thema sehr begrüßten und einige Studierende die fehlende kontinuierliche Begleitung durch Lehrende während der Kleingruppenarbeiten kritisierten. Ich ziehe daraus die Konsequenz für das kommende Semester, dass ich alle Module synchron anbiete, um mit den Studierenden in engem Kontakt zu bleiben, und vor allem

Vorlesungen aufzeichne, wenn die Studierenden damit einverstanden sind. Dadurch soll gewährleistet werden, dass Studierende, die aus unterschiedlichen Gründen nicht teilnehmen können, die Vorlesung nachträglich anhören können.

Emotional eine große Herausforderung für mich war die Tatsache, dass ich bei einigen Studierenden des wöchentlich synchron stattfindenden Kolloquiums Anzeichen zunehmender Erschöpfung und Belastung sowie Ohnmacht wahrgenommen habe und unsicher war, wie ich damit umgehen sollte. Generell ein offenes Ohr anbieten oder direkt die einzelnen Personen fragen, ob sie mit mir darüber sprechen möchten? Letzteres empfand ich jedoch selber als übergriffig und versuchte bei jeder Lehreinheit einige Minuten vorher bzw. nachher online zu bleiben und mit den Studierenden in ein informelles Gespräch zu gehen. Das führte dazu, dass einige Studierende darüber hinaus um kurze Einzelgespräche baten und die eigene Situation mit mir besprachen.

Laufende Forschungsprojekte unter Corona-Bedingungen fortführen

Die Fortsetzung bereits laufender Forschungsprojekte (z. B. ein IFAF-gefördertes Projekt zu Polypharmazie bei älteren chronisch erkrankten türkischstämmigen Menschen) gestaltete sich insofern schwierig, als dass wir noch in der Phase der qualitativen Erhebungen waren, als der Lockdown kam. Das bedeutete, dass unsere Zielgruppe für Interviews – ältere chronisch Erkrankte und Ärzt_innen, Pflegefachpersonen und Apotheker_innen – allesamt mit

„Die Pandemie führte
zu neuen Fragestellungen,
in deren Verantwortung ich mich
und meine Kolleg_innen sah.“

anderen, existenziellen Dingen beschäftigt waren: sich selber zu schützen oder andere Menschen zu versorgen. Es ist ethisch fraglich, in dieser Situation a) die chronisch Erkrankten mit einem Face-to-Face-Interview zu gefährden und b) die Energie und Zeit von Professionellen der Gesundheitsversorgung in dieser höchst anspruchsvollen und anstrengenden Zeit mit der Teilnahme an einem Forschungsprojekt zu binden. Oder ist es dann erst recht notwendig, deren Perspektive einzuholen? Diese ethischen Entscheidungen stellten mich als Wissenschaftlerin und mein Team einerseits vor die Entscheidung, die Interviews weiterhin durchzuführen und andererseits kam die Frage auf: Wie stelle ich die Erhebung von Face-to-Face auf online um, sodass alle ethischen und Datenschutzaspekte – wie informierte Einwilligung und Datenspeicherung – erfolgen können? Es ist ohnehin sehr schwer, ältere Menschen mit Migrationshintergrund als Teilnehmende für Forschungsprojekte zu gewinnen, da eine große Unsicherheit besteht, insbesondere wenn auf der Einverständniserklärung unterschrieben werden soll. Dazu gehören ein solider Vertrauensaufbau im Vorfeld und viel Zeit, um alle Fragen zu beantworten. Ohne direkten Kontakt wurde diese Barriere noch höher und die Erhebungen nahmen mehr Zeit in Anspruch. Im Verlauf der Pandemie erkannten wir als Forschungsteam auch, dass die Auswirkungen der Schutzmaßnahmen und die Gefahr, die von der Pandemie für chronisch Erkrankte ausgeht, ebenfalls Gegenstand der Analyse sein müssen und wir diese Entwicklung nicht ignorieren können, da Auswirkungen auf die

Kontinuität ärztlicher Besuche und des Medikationsmanagements möglich sein könnten. Wir führten eine Nacherhebung und damit 10 weitere Interviews durch, was den ohnehin verlangsamten Projektverlauf ebenfalls beeinflusste. Dies konnte durch eine Verlängerung des Projektes durch das IFAF aufgefangen werden.

Die Pandemie führte aber auch zu neuen Fragestellungen, in deren Verantwortung ich mich und meine Kolleg_innen sah. Das Projekt „Zurück in die Pflege: Zwischen „Sollen“, „Wollen“ und „Können“ – Berufsidentitäten von Pflegefachkräften in Krisensituationen am Beispiel der SARS-CoV-2-Pandemie“ haben wir im Forschungsteam in zusätzlichen Tag- und Nachtschichten durchgeführt, weil die Erhebungen dazu genau zu dem Zeitpunkt durchgeführt werden mussten, als der Aufruf an alle Pflegefachpersonen erfolgte, in der Versorgung zu unterstützen. Hier wird der Zwiespalt zwischen dem Erkennen einer dringenden Forschungsnotwendigkeit und dem Schutz eigener Ressourcen sehr deutlich: Wenn ich erkenne, dass ein Thema mit dem Handwerkszeug, das ich beherrsche, untersucht werden muss und ich dieses Forschungsdesiderat erkannt habe, sehe ich mich in der Pflicht, diese Untersuchung durchzuführen. Liegen hierfür keine Ressourcen zeitlicher oder finanzieller Art vor, endet es zumeist bei einem Raubbau am eigenen Körper, weil dafür die Zeit genutzt wird, die eigentlich nicht vorhanden ist.

Das bildet sich auch in vielfältigen Forschungsanträgen als Reaktion auf Ausschreibungen für Forschungsprojekte mit Corona-Bezug ab, die ebenfalls

Ressourcen binden und zusätzlich zu allen anderen Verpflichtungen als Workload hinzukommen.

Familienalltag bewältigen

Nicht zuletzt zwang der Lockdown mich dazu, einen für mich komplett ungewohnten Alltag zu leben, in dem die Abgrenzung zwischen Arbeitszeit, Familienzeit und Zeit für mich nicht mehr vorhanden war. Ich musste dreimal am Tag Essen zubereiten und zu Hause Orte finden, an denen ich in Ruhe meine Lehrveranstaltungen führen und arbeiten konnte – das war zu Beginn auch mal das Gewächshaus, weil es mir sehr schwer fiel, Familienorte zu Arbeitsorten zu transformieren. Vom Umgang mit dem Homeschooling, das die Rollen in der Familie noch einmal auf ganz andere Weise auf den Kopf stellte, fange ich besser gar nicht erst an ... Die Hoffnung, dass weitere Wellen ausbleiben, ist vorhanden und fühlt sich leider recht utopisch an. ■

Hürrem Tezcan-Güntekin

ist Professorin für „Interprofessionelle Handlungsansätze mit Schwerpunkt auf qualitativen Forschungsmethoden in Public Health“.

Mehr zum Thema

auf aliconline:

Lesen Sie weitere Erfahrungsberichte von Professor_innen im aliconline Magazin: <https://alice.ash-berlin.eu/hochschulleben/>



Eine mediale Illusion

Wissenschaftliche Mitarbeiterin Christine Blümke im Interview über die Vereinbarkeit von Homeoffice und drei Kindern zu Hause

Seit wann arbeiten Sie im Homeoffice?

Bereits zwei Wochen, bevor die Schulen aufgrund von Corona geschlossen wurden, waren meine zwei Jungs schon mit Grippe und Mittelohrentzündung zu Hause, sodass ich schon etwas früher in diese spezielle Phase gestartet bin.

Wie haben Sie sich darauf vorbereiten können?

Da ich regelmäßig die Möglichkeit nutze, auch von zu Hause aus zu arbeiten, war es in der ersten Phase nicht so schwierig. Ich habe tolle Kolleginnen, die mich unterstützen und auch Rücksicht nehmen. Erst als dringend ein Zugang zu Dokumenten notwendig wurde, die an der Hochschule gespeichert oder papierbasiert vor Ort sind, wurde es etwas schwieriger. Als klar wurde, diese Phase ändert sich erstmal nicht, war ein Umdenken meinerseits erforderlich. Eine Situation für zwei Wochen zu planen und Grenzen des Machbaren auszuloten, ist etwas anderes als für drei Monate.

Wie läuft die Arbeit im Homeoffice? Haben sich bereits Strukturen verändert etc.?

Welche Vor- und Nachteile können Sie schon erkennen?

Ein klarer Vorteil ist die Zeitersparnis, da die langen Wege an die ASH Berlin und auch die Pendelei zwischen der ASH Berlin und der Döbelner Straße

entfallen. Ebenso ist die relativ flexible Zeiteinteilung ein klarer Vorteil. Da ich drei Kinder zwischen 4 und 10 Jahren zu Hause zu betreuen habe, wäre es mir ohne die zeitliche Flexibilität nicht möglich gewesen, überhaupt der Arbeit weiter nachzugehen. Die Gefahr sich gerade dadurch ständig zu überfordern, ist jedoch – zumindest bei mir – sehr groß. Ich arbeite die ersten Stunden bevor die Kinder aufstehen, dann zwischendurch und auch noch, wenn sie bereits wieder im Bett sind. Dennoch hat das Homeoffice aktuell nichts mit dem Homeoffice von früher zu tun. Der Tagesablauf wird flankiert von vielen Meetings, die zeitlich auch auf die größere Flexibilität zurückgreifen, aber auch von permanenten Störungen und Ablenkungen durch die Kinder. Der klare Vorteil, den Homeoffice früher bot, in Ruhe ohne Störungen sich einem Thema zu widmen und etwas wegzuarbeiten, entfällt bei mir aktuell nahezu völlig. Das schafft natürlich Unzufriedenheit auf vielen Ebenen.

Wie klappt die Vereinbarung von Homeoffice und Familie?

Mit Kindern, die sich über einen längeren Zeitraum entweder noch nicht selber beschäftigen können, wie mein 4-Jähriger oder noch Betreuung für das Homeschooling benötigen, wie meine 10-Jährige oder der 8-Jährige, kann ich kaum von wirklicher Vereinbarkeit sprechen, das halte ich eher für eine mediale Illusion. Wir handhaben ein „Nacheinander“ nach einem strikten Zeitplan, für

den die Zeitfenster akribisch festgelegt sind und in die sich alle einfügen müssen, damit es „funktioniert“. Familie zu Hause bedeutet aber nicht nur, dass das eigene Homeoffice an die Grenzen gerät, sondern auch mehr Tätigkeiten, die im Haushalt dazukommen. Jetzt werden alle Mahlzeiten zu Hause eingenommen, einkaufen, Essen machen, Spülmaschine ein- und ausräumen etc. Ich wusste gar nicht, dass meine Kinder so viel essen und über die Unordnung, die dabei zusätzlich entsteht, denke ich am besten gar nicht nach.

Was würden Sie sich für Eltern während der Corona-Krise wünschen?

Zum Glück hat das Wetter mitgespielt, ich wünsche mir also weiterhin gutes Wetter, damit die Kids zwischendurch und ich natürlich auch, mal raus können. Ein Essenslieferservice wäre toll, der würde wirklich entlasten. Ich habe einen Teil des Sonderurlaubs genutzt, um diese Zeiten zu entzerren, dafür bin ich sehr dankbar, diese Möglichkeit gab es nicht überall. Auch ist die Vertrauensarbeitszeit natürlich ein gut gemeintes Angebot. Die Arbeit macht nur leider niemand anderes, da natürlich aktuell besonders viel ansteht, sodass selbst in diesen Zeiten eher Überstunden anfallen.

Gibt es auch positive Effekte?

Ich begrüße die grundsätzliche Offenheit für Digitalisierung, die sich durch

„Entschleunigung,
so ein zeitgeistträchtiges Wort,
hat für mich nochmal
an Bedeutung gewonnen.“



Christine Blümke an ihrem Arbeitsplatz im Homeoffice

diese Krise eingestellt hat und das Hinterfragen, ob alle zukünftigen Treffen und Sitzungen immer in Präsenz an der Hochschule stattfinden müssen. Durch die Möglichkeiten des Homeoffice lässt sich doch eine Menge Lebenszeit sinnvoller als in überfüllten Verkehrsmitteln oder auf der Straße verbringen. Dass es an der ASH Berlin jetzt die Möglichkeit eines VPN-Zugangs gibt, schätze ich als einen Vorteil, nur leider stellt sich dieses auf meinem Rechner in der aktuellen Version so klein dar, dass ich diesen kaum nutzen kann. Sonst habe ich den Eindruck, dass an der ASH Berlin allgemein zügiger auf E-Mails geantwortet wird, was mir meine Arbeit sehr erleichtert. Aber ich merke auch, wie wichtig mir der Austausch mit meinen Kolleginnen ist, der so „zwischen den Zeilen,

zwischen Tür und Angel“ stattfindet – den vermisste ich sehr.

Was war ein besonders schönes Erlebnis während dieser besonderen Zeit?

Das hat jetzt nichts mit der Arbeit zu tun, aber meine zwei Jungs haben sich in dieser Zeit richtig kennen- und lieben gelernt, die beiden sind so richtig zusammengewachsen. Der Kleinere spielt geduldig alleine bis der „Große“ mit seinen Schulaufgaben fertig ist und dann geht es raus zum gemeinsamen Spielen, mit allem was ihnen so über den Weg läuft. Die beiden brauchen keine Spielsachen mehr und abends landen beide glücklich und müde zusammen in einem Bettchen. Das ist schön zu sehen. Oder wie erfinderisch

meine Tochter und ihre Freundinnen waren. Eine Zeit lang gab es in der Klasse einen Zoom-Stundenplan für gemeinsame Aktivitäten, die nichts mit Schule zu tun hatten. Stadt-Land-Fluss spielen, zusammen etwas basteln oder backen oder über die Verschmutzung der Ozeane oder ein gelesenes Buch diskutieren.

Was nehmen Sie bisher aus dieser besonderen Zeit mit?

Ich habe jedenfalls in dieser Zeit gelernt, dass weder ich, noch wir als Familie immer und überall dabei sein müssen. Entschleunigung, so ein zeitgeistträchtiges Wort, hat für mich nochmal an Bedeutung gewonnen. Öfter Nein sagen und mal ein ganzes Wochenende nur zu Hause bleiben – ohne dabei im Homeoffice zu arbeiten – klingt für mich jetzt großartig. ■

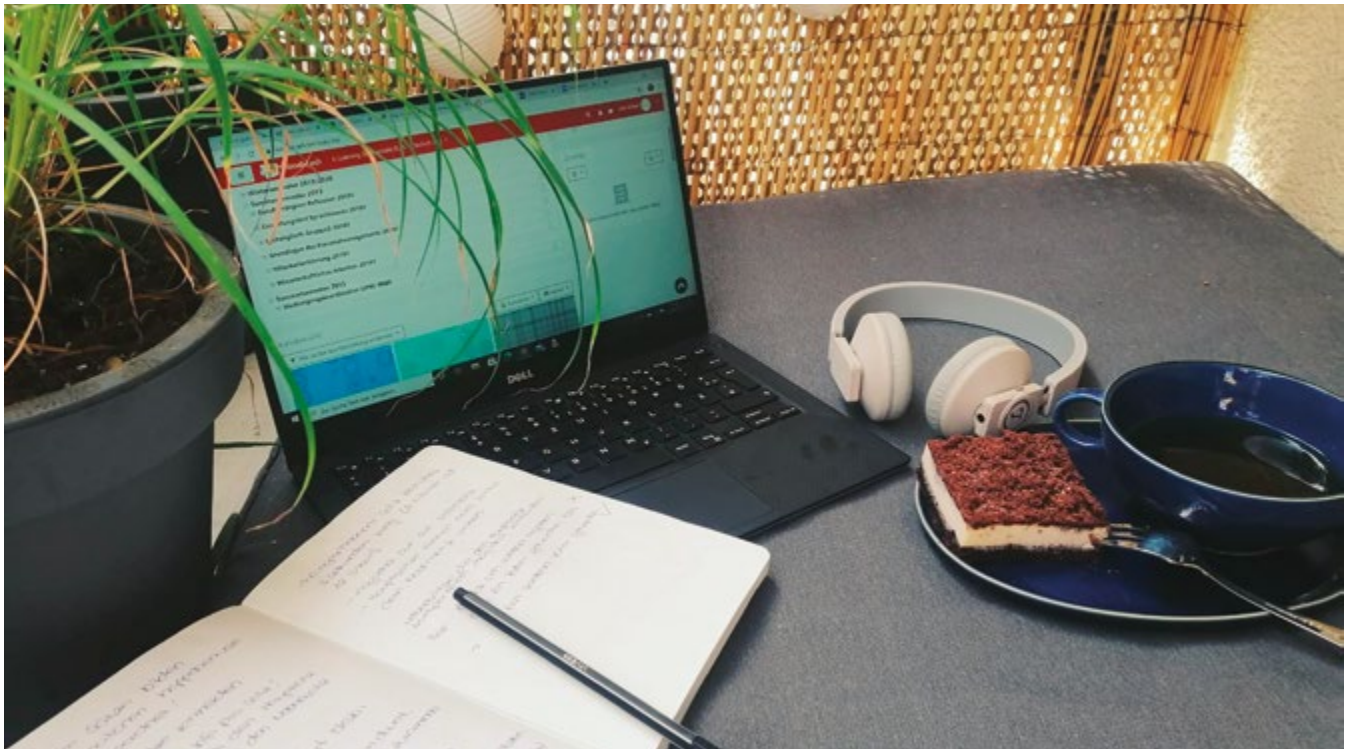
Christine Blümke

ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt Health Care Professionals, in dem der neue Bachelorstudiengang Interprofessionelle Gesundheitsversorgung – online entwickelt wurde.

Das Interview führte Barbara Halstenberg.

„Kann mich jeder gut hören?“

Impressionen aus dem Online-Semester im Studiengang Gesundheits- und Pflegemanagement



Neuer Arbeitsplatz während des Online-Semesters: Julia Hubers Balkon

Julia Huber

„Kann mich jeder gut hören?“ ist womöglich der meistgehörte Satz im Sommersemester 2020, das aufgrund der Corona-Pandemie an deutschen Hochschulen nicht nur verspätet, sondern auch völlig anders startete: Online. Wenn ich das Wort Online-Semester höre, schießen mir direkt verschiedenste Gedanken durch den Kopf. „Wie entspannt, im Pyjama und mit Kaffee den Vorlesungen lauschen“ – „Nicht jeden Morgen eine Stunde mit der Bahn nach Hellersdorf fahren.“ – „Keine Zeit mehr durch lange Pausen zwischen den Vorlesungen verlieren.“ Zugegebenermaßen hat ein Semester online durchzuziehen durchaus seine Reize. Doch bereits am ersten Tag des Semesters muss ich feststellen: Vorstellung

und Realität liegen weit auseinander. Um das Online-Semester möglichst persönlich zu gestalten, wird an der ASH Berlin die Software „Zoom“ für Videokonferenzen genutzt. Die Studierenden erhalten vor Beginn der Seminare die Zugangsdaten über Moodle, die hochschulinterne Lernplattform, um sich in Konferenzen einzuwählen. Ein funktionstüchtiger Computer, Mikrofon, Kamera und vor allem eine stabile Internetverbindung sind Voraussetzungen, um an den Seminaren und Vorlesungen teilnehmen zu können.

Montagmorgen um 10:00 Uhr beginnt die erste Vorlesung: Organisation und Kommunikation, ein Modul aus dem 3. Semester des Studiengangs Gesundheits- und Pflegemanagement.

Pünktlich und hoch motiviert sitze ich vor meinem Laptop, wähle mich sachgemäß ein und siehe da: Ich kann den Dozenten und einige meiner Kommiliton_innen sehen. Die Begeisterung ist jedoch nur von kurzer Dauer. Keine fünf Minuten später bricht die Internetverbindung ab. Ich versuche mich erneut einzuwählen. Erfolglos. Kurz darauf erreicht mich und meine Kommiliton_innen eine E-Mail von unserem Dozenten: Serverüberlastung. Er zeichnet das heutige Seminar auf und stellt es uns auf Moodle zur Verfügung. Er hofft, bis zum nächsten Seminartermin alle technischen Schwierigkeiten beseitigt zu haben.

Durch das Online-Semester müssen sich Studierende und Lehrende der

„Ohne Kreativität,
Disziplin und vor allem
gegenseitiges Verständnis
ist dieses Semester
nicht möglich.“

Hochschule an ein ganz neues Format der Lehre gewöhnen. Räumliche Distanz und technische Schwierigkeiten stellen täglich alle Beteiligten vor neue Herausforderungen. Ohne Kreativität, Disziplin und vor allem gegenseitiges Verständnis ist dieses Semester nicht möglich.

Um 12:00 Uhr beginnt das zweite Seminar. Recht im Gesundheitswesen bei Prof. Dr. Ines Darnedde, Professorin für Recht an der ASH Berlin. Das Zoom-Meeting verläuft ohne technische Komplikationen. Prof. Dr. Darnedde strukturiert ihre Online-Vorlesung ähnlich zur Präsenzveranstaltung, sodass wir uns schnell einfinden und konzentriert mitarbeiten können. Im Verlauf des Seminars fällt auf, alle Studierenden haben die gleichen Zweifel gegenüber der Mikrofonfunktion: „Hallo? Kann mich jeder gut hören?“ wurde von fast allen Student_innen als Einstieg in eine Wortmeldung genutzt. Kurzes Abwarten, ob die Gesichter auf dem Bildschirm nicken und die Beteiligung am Unterrichtsgeschehen kann beginnen.

Die Kommunikation während des Online-Semesters ist nicht nur aufgrund der technischen Problematiken beeinträchtigt. Der persönliche Austausch zwischen und während den Seminaren fehlt – sowohl den Studierenden als auch den Lehrkräften. Im diesjährigen Sommersemester ist es

leider nicht möglich in der Mittagspause entspannt zusammen in der Mensa der Hochschule zu sitzen, Gruppenarbeiten zu organisieren und über Privates zu sprechen. Stattdessen werden in WhatsApp-Gruppen Fragen geklärt und man verabredet sich für Gruppenarbeiten zu Zoom-Meetings.

Nach eineinhalb Stunden ist das Seminar bei Frau Prof. Dr. Darnedde beendet. Erschöpft klappe ich den Laptop zu und habe den ersten Tag im Online-Semester geschafft. Anstrengend. Höchst konzentriert auf den Laptop zu starren, die schlechte Tonqualität und vor allem die vielen verschiedenen Hintergründe der Kommiliton_innen erschweren es sehr dem Unterricht adäquat zu folgen. Zudem gibt es zu Hause doch mehr Ablenkungen, als ich es vorerst erwartet habe. Das Klingeln des Postboten, die laute Unterhaltung der Nachbarn im Treppenhaus und hausinterne Renovierungsarbeiten sind echte Konzentrationskiller.

Sowohl den Dozent_innen, als auch den Studierenden ist schnell klar: Ein Seminar als Videokonferenz ist sehr viel anstrengender, als zusammen im selben Raum über Themen zu diskutieren und Neues zu lernen. Daher werden in diesem Semester die Seminare zeitlich komprimiert und es wird ein Hauptaugenmerk auf das Selbststudium gelegt. Die Lehrenden der ASH Berlin stellen Literatur und Lehrmaterialien auf Moodle zur Verfügung, sodass sich die Student_innen zeitlich flexibel mit dem Stoff auseinandersetzen können. Dies hat den großen Vorteil, dass es keine zeitlichen Überschneidungen von Seminaren und Vorlesungen zwischen den Semestern gibt und dadurch die Möglichkeit besteht, Module aus höheren Semestern zu belegen. Allerdings fordert das Selbststudium sehr viel Disziplin und Selbstorganisation von den Studierenden. Gerade für Student_innen mit Kindern, die zusätzlich zum selbstständigen Lernen mit der Betreuung ihrer Kinder und Homeschooling belastet werden, ist dieses Semester eine besondere Herausforderung.

Ich entscheide mich in der ersten Woche des Sommersemesters dafür, die Möglichkeit anzunehmen, Module aus höheren Semestern zu belegen. Dadurch bekomme ich schon in den ersten Tagen einen guten Einblick über die verschiedenen Konzepte und Methoden, welche die Lehrenden für das Online-Semester nutzen. Beispielsweise gestaltete Prof. Dr. Lutz Schumacher, Professor für Personalmanagement und Organisationsentwicklung in Einrichtungen des Gesundheits- und Sozialwesens der ASH Berlin, sein Seminar „Spezielles Personalmanagement“ sehr strukturiert und studierendenfreundlich. Er stellt Präsentationen und Literatur auf Moodle bereit und nutzt die einstündige Zoomkonferenz für die Beantwortung von Fragen und die Diskussion ausgewählter Themen. Andere Lehrende setzen auf Gruppenarbeiten, die sich als weniger geeignet für die Online-Lehre herausstellen.

Alles in allem ist dieses Semester eine Herausforderung, nicht nur für Student_innen sondern auch für Dozent_innen. In den folgenden Monaten werden viele an ihre persönlichen Grenzen stoßen und über sich hinaus wachsen müssen. Alle hoffen darauf, sich bald wieder in der ASH Berlin zu treffen und zusammen lernen zu können. ■

Julia Huber

studiert im 3. Semester Gesundheits- und Pflegemanagement.

Mehr zum Thema

auf alice online:

„Ich hatte das gesamte Semester
über keinen persönlichen

Kontakt zu meinen
Kommiliton_innen.“

Interview mit
Studentin Isabel Klein



Im Grunde war alles wie immer. Nicht.

Subjektive Wahrnehmungen der Online-Lehre unter Pandemie-Bedingungen von einer Masterstudentin

Laurette Rasch

Zu Beginn des Jahres zeichnete sich ab, dass der Beginn des Sommersemesters sich nicht nur verzögern, sondern dass ein spontaner Wechsel in die Welt der digitalen Lehre nötig sein würde. Etliche Studierende des Masterstudiengangs Public Health meldeten sich, um die Gestaltung der digitalen Lehre zu unterstützen. Aus Semestern im Ausland, beruflicher Erfahrung oder persönlicher Affinität zu digitalen Medien, wurden Kompetenzen zusammengeführt, die diesen Wechsel nicht nur aufregend¹, sondern auch lehrreich werden ließen. Oder wie es eine Freundin formulierte: „Gamers – welches/r Headset/Kopfhörer bringt mich smooth in die Online-Lehre?“

Vor- und Nachteile der verschiedenen Medien bezüglich Datensicherheit wurden diskutiert und entsprechende Hinweise an die Lernenden verschickt. Handhabbarkeit und vorhandene Lizenzen waren entscheidend, als es darum ging, welche digitalen Werkzeuge den Lehrenden und Lernenden zur Verfügung gestellt wurden.

Als auf Berliner Straßen die Polizeikontaktverbote durchsetzte und das Demonstrationsrecht soweit eingeschränkt war, dass nicht einmal Schuhe ohne Menschen darin auf die Situation von Menschen aufmerksam machen durften, denen das „Zu-Hause“-Bleiben durch Umstände wie Flucht oder Wohnsitzlosigkeit unmöglich ist, begann „zoomend“ die digitale Lehre. Die von ASH-Professor Raimund Geene unterrichteten Veranstaltungen waren die Bereiche Gesundheitsförderung und Prävention.

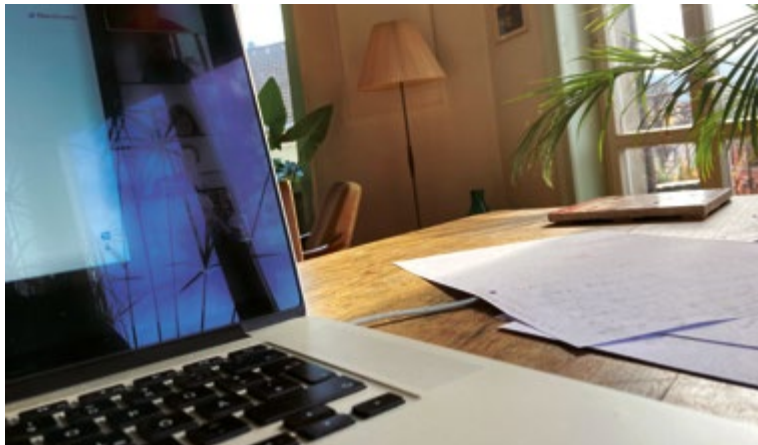
Die Umstellung der Inhalte auf neue Medien erforderte etwas Mut und Anpassungsvermögen (ein Gastvortrag wurde auf dem Kopf stehend gehalten, ein anderer verzögerte sich um 15 Minuten, während hinter den Kulissen geklärt wurde, wer eigentlich den digitalen Raum öffnen kann, ...), im Grunde war alles wie immer. Nicht.²

Die Studierenden, wie die studentische Lehr-Unterstützung und der Dozent saßen im jeweiligen „Homeoffice“. Limitationen der räumlichen Gestaltung der eigenen vier Wände, die Kapazität des zur Verfügung stehenden Datenvolumens und auch die Bedeutung des sich Bewegens auf Wegen zu und zwischen Veranstaltungen wurden deutlich³. Während Menschen in Gesundheitsberufen den Mangel an Schutzkleidung anprangerten, große Firmen erklärten, keine Mieten zahlen zu können und digitale Partys eine rauschende Clubszene zu ersetzen versuchten, begleiteten manche neben dem Studium Kinder im Alltag, übten sogenannte systemrelevante Berufe aus oder empfanden die Zeit durch gleichzeitiges mindestens An-zwei-Orten-präsent-Sein als herausfordernd.

Genug Gründe, einen Teil des forschenden Lernens im Semester dem Thema SARS-CoV-2 zu widmen. Diskutiert wurde zum Semesterauftakt mit Eugen Januschke vom Forschungsprojekt *„Keine Rechenschaft für Leidenschaft!“ Aids-Krise und politische Mobilisierung in den 1980er- und frühen 1990er-Jahren in Deutschland*. Hier wurden Fragen nach dem „Recht auf Ungesundheit“ vor dem Hintergrund der Gemeinwohlorientierung von Pandemieplänen thematisiert,

die Vergleichbarkeit der Mund-Nasen-Bedeckung mit Zeiten der „Kondomisierung von Sexualität“ im Zusammenhang mit HIV und AIDS und die Idee von Gesundheit als wichtigstes Staatsprinzip wie in Juli Zehs *„Corpus Delicti“* beschrieben angesprochen, sowie auf die Beachtung verschiedener Lebenslagen hingewiesen. Dagmar Sissolak, Leiterin des Gesundheitsamtes Ostprignitz-Ruppin, berichtete bei ihrem virtuellen Besuch über Maßnahmen des öffentlichen Gesundheitsdienstes im Umgang mit der SARS-CoV-2-Pandemie. Berichte aus der Praxis der Straßensozialarbeit bei Gangway e. V. und der Arbeit der Selbsthilfe Kontakt- und Informationsstelle (SEKIS) in Berlin verdeutlichten die Auswirkungen von Covid-19 im Alltag unterschiedlicher Menschen. Ergänzend stellte die Doktorandin der Charité Sophie Herrmann den Prozess des Promovierens in Zusammenarbeit mit dem Robert Koch-Institut zum Thema der Betrieblichen Gesundheitsförderung dar. Dr. Katja Aue und Doreen Kanehl gaben Einblick in die Durchführung von Forschungsstandanalyse und systematischer Literatur-Recherche und Maximilian von Heyden (FINDER e. V.) stellte Konzepte zu evidenzbasierter Gesundheitsförderung und Prävention vor.

Die Studierenden meldeten besondere Bedarfe an: Neben dem im Zitat beschriebenen Alleine-gelassen-Werden in asynchronen Formaten und dem fehlenden Pausengeplänkel aufgrund der geltenden Kontaktverbote, machten sich körperliche Beschwerden bemerkbar. War in Funk, sozialen Medien und Fernsehen regelmäßig die Rede von der Bedeutung des „Workout“ im „Homeoffice“,



„[Das] war das Modul in dem ich am meisten mitgearbeitet habe (auch außerhalb des Seminars), weil wir eben immer diese Live-Sessions hatten. In Modulen in denen die Vorlesungen nur aufgezeichnet wurden und gar kein persönlich-digitaler Austausch mehr stattfand und man quasi alles alleine erarbeiten musste, war es wahnsinnig zäh am Ball zu bleiben. Also: Good job! In der derzeitigen Lebenssituation habt ihr organisatorisch alles richtig gemacht :).“

Rückmeldung im Rahmen einer Mid-Term Leherevaluation

ist das Konzept der bewegten Pause für den gesunden Rücken und andere Gliedmaßen in der Hochschul-Lehre noch zu etablieren. Betriebliches Gesundheitsmanagement umfasst – mindestens an der Berlin School of Public Health – weder explizite Angebote für Studierende, noch ist eine Ausweitung des Hochschulsports in die Digitalität im Sommersemester gelungen.

Veranstaltungsintern ließ sich durch eine geschickte Nutzung der interaktiven Zoom-Funktion ‚Breakout-Room‘ (kurzzeitige Austauschgelegenheit in digitaler Kleingruppe) eine deutliche Veränderung in der Bereitschaft zur Kameranutzung wahrnehmen. Zu überprüfen, ob Bewegungsanregungen⁴ diesen Effekt verstärken oder eher hemmen, bleibt eine Herausforderung für das kommende hybride Semester.

Die erarbeiteten Projektentwürfe der Studierenden zu Themen wie zum Beispiel Drogengebrauch junger queerer Geflüchteter, der Alltagsrealität Alleinerziehender, chronische Erkrankungen von Menschen in Obdachlosigkeit und Transitionserfahrungen von Ausbildungsabsolvent_innen bildeten das breite Spektrum der Zugänge von Public Health und den Folgen der Pandemie ab.

Im Sommer der verstärkten Diskussion um strukturellen Rassismus nach

den Attentaten in Halle und Hanau und den Black Lives Matter-Demonstrationen, der temporären Abschaffung des Vermummungsverbotes und der deutlich spürbaren Erderwärmung erlaubt der Rückblick festzustellen: Dieser spontane Einstieg in die digitale Lehre war eine bereichernde Erfahrung. Es gab positive Rückmeldung von Teilnehmenden zur inhaltlichen Ausgestaltung der Veranstaltung zur Gesundheitsförderung, wie zu der entstandenen sozialen Nähe im Rahmen der Lehrveranstaltungen und der als positiv wahrgenommenen Begleitung in der Online-Lehre durch Tutor_innen. Und die durchgehend hohe Präsenz der Studierenden ohne Anwesenheitsverpflichtung zeugt von der Bedeutung der Anstrengung digitale Präsenz zu zeigen. „Also: Good Job!“ ■

Laurette Rasch

ist Studentin im Masterstudiengang Public Health.

Mehr zum Thema auf alic online: Zwischen Küche und Wohnzimmer

Studentin Isabella Theilig über ihre Erfahrungen im Online-Semester 2020



¹ Der Blogbeitrag Digitally Drunk von Simon Strick beschreibt unterschiedliche Aspekte des Einstiegs in die Online-Lehre aus der Perspektive von Lehrenden. <https://www.zfmedienwissenschaft.de/online/blog/digitally-drunk>

² Christian Heinke und Kolleg_innen geben Hinweise zur Umsetzung digitaler Lehre im Ausnahmezustand. <https://mediarep.org/handle/doc/14513>

³ Das feministische Netzwerk FemTechNet berichtet von langjährigen Erfahrungen mit digitalen Lehr-Formaten und macht Vorschläge zur Umsetzung unter Pandemiebedingungen. <https://femtechnet.org/feminist-pedagogy-in-a-time-of-coronavirus-pandemic/>

⁴ Annette Krauss setzt sich u. a. in der Arbeit „Rocking Chairs“ mit der Frage auseinander, was passiert, wenn individuelle Bewegungspraktiken gemeinschaftlich eingesetzt werden. <http://hiddencurriculum.info/HCI1.pdf>



Sommersemester 2020 – ein Reisecheck

Ergebnisse einer Umfrage unter Studierenden des Studiengangs Erziehung und Bildung in der Kindheit zum digitalen Semester während der Covid-19-Pandemie

Jennifer Carell

Studieren ist eine Gruppenreise und in der Regel haben wir einen großen Koffer voller Möglichkeiten dabei. Doch wie sieht diese Reise unter der Covid-19-Pandemie und ihren Reisebeschränkungen aus? Welche Leuchttürme der digitalen Lehre konnten die Student_innen bestaunen und wer erlitt Schiffbruch auf unserer gemeinsamen Reise? Welche Bewertungen und Empfehlungen geben die Reisenden ab und welche Erfahrungen tragen sie als Mitbringsel im Rucksack?

Erstmals liegen hierzu Daten aus einem studentischen Fragebogen vor, wie die Studierenden der Alice Salomon Hochschule dieses herausfordernde Semester – unsere gemeinsame Sommerreise – beurteilen. Dabei zeigt sich durchaus ein differenziertes Bild.

Der Fragebogen wurde an alle 465 Student_innen der Studiengänge Erziehung und Bildung in der Kindheit (EBK) versendet und 60 % der Präsenzstudienform und 56 % der Berufsintegrierenden Studienform beantworteten diesen. Im Sommersemester traten 88,2 % Frauen, 10,4 % Männer und 1,4 % Diversen gemeinsam die Reise an. Hierbei waren die Mitreisenden zwischen 18–55 Jahre alt.

Zuerst lässt sich festhalten, dass die Reisekasse unterschiedlich gefüllt war. So erhielten nur rund 29 % der Studierenden BAföG. Erschreckend ist, dass die Reise nur 1,5 % mithilfe eines Stipendiums ermöglicht bekamen. Daher wundert es nicht, dass etwa die Hälfte der Studierenden ein Reisetaschengeld von der Familie oder dem/der Partner_in bekommen. Die Hälfte musste während des gesamten Semesters zusätzlich durchschnittlich 20 Stunden jobben. Auch hier hat die Pandemie gewohnte Fahrbahnen unterbrochen, da im

Wintersemester noch mehr Studierende einen Arbeitsplatz hatten und aktuell jede_r vierte Mitreisende im Sommersemester unter Existenzängsten litt.

Welche Hürden mussten die Student_innen in diesem Sommer auf dieser ungewöhnlichen Reise nehmen? Als erstes sei erwähnt, dass im Sommersemester der Koffer doppelt so schwer mit Hausaufgaben und Teilnahme nachweisen beladen war. Die Studierenden hatten buchstäblich viel zu schleppen, obwohl sie sich im Durchschnitt einen Leistungsnachweis weniger auf ihrer Route vornahmen. Sehr hilfreich schienen dabei die vielen E-Books gewesen zu sein. Interessant ist auch, dass 41 % der Studierenden angaben, den Präsenzunterricht sehr vermisst zu haben; 57 % fehlte der Austausch mit Kommiliton_innen, 44 % der mit den Lehrenden und 20 % vermissten das Drucken in der Hochschule.

Die vorgegebene Tagesstruktur hingegen fehlte allen unterschiedlich stark, doch dies spiegelt wahrscheinlich die unterschiedlichen Bedürfnisse wider. Allerdings scheint Einigkeit darüber zu herrschen, dass die Selbststudienzeit deutlich zugenommen habe. So waren im Wintersemester 77 % unter 10h, 22 % 10–20h und 1 % mehr Stunden, mit dem Selbststudium pro Woche beschäftigt. Im Sommersemester benötigten nur noch 25 % unter 10h, 54 % 10–20h und 21 % mehr Stunden. Erschreckend ist, dass die Mehrzahl den Überblick über ihre Aufgaben und den Stundenplan auf der Reise verloren hat. So gaben 44 % der Student_innen an, im Wintersemester einen vollen Überblick über diese Dinge gehabt zu haben. Aktuell sind es



gerade einmal noch etwa 5 %. Gründe dafür scheinen laut Fragebogen, fehlende Kommunikation mit den Lehrenden, eine unübersichtliche Moodle-Plattform und zu viele Aufgaben zu sein.

Welche Chancen ergaben sich auf der neuen Sommerroute? Als Vorteil Nummer eins deklarierten die Student_innen den wegfallenden Anfahrtsweg. Gefolgt wurde diese Aussage von neuen Erfahrungen und einem selbstorganisierten Lernen. So nutzten und bearbeiteten die Studierenden im Schnitt 73 % der asynchronen Seminare und nahmen zu über 90 % an den synchronen Veranstaltungen teil. Hierbei ließen nur 15 % immer die Kamera an. Grund dafür ist, dass sich fast ein Drittel in der Privatsphäre gestört fühlten. Einige wenige Studierende konnten aufgrund der digitalen Lehre Job und Studium besser vereinen oder gaben an, gerade keinen Stress zu haben.

Die schwersten Reisebedingungen hatten wohl die Student_innen mit Kindern. Hiervon sind über 23 % der Reisegruppe betroffen. Auf die Frage, wie viel Zeit sie aktuell für das Homeschooling und die Betreuung ihrer Kinder am Tag benötigen, gaben die Studierenden 2–24h am Tag an. Insgesamt beantwortete ein Viertel diese Frage mit 24h täglich. Wobei die Frage nach der Betreuung durch die Partner_innen, nur rund 9 % mit 24h aber 35 % mit 2–3h am Tag beantworteten. Das lässt darauf schließen, dass auch zu Corona-Zeiten die Kinderbetreuung noch immer mehr „Frauensache“ ist, da überwiegend Frauen EBK studieren.

Im Fragebogen zählten zu den Top-Stressverursachern die Überlastung durch Studium und Arbeit, die Corona-Politik und ihre Regeln, die Isolation sowie die fehlende Kinderbetreuung. Hierdurch scheinen Freude

und Motivation am Studium und die Gesundheit der Studierenden beeinträchtigt zu werden. Viele bemängeln die unzähligen Gruppenaufgaben und schildern ihre Angst, nicht in Regelstudienzeit mit dem Studium fertig zu werden. Darüber hinaus scheint auch die Hälfte schon einmal technische Probleme gehabt zu haben. Hierbei hatte die Mehrheit Schwierigkeiten mit dem Internet oder dem Datenvolumen. Andere Probleme wurden durch Hardware, Software, Kamera, Mikrofon und Zoom erzeugt. Eine geringe Anzahl an Personen gab an, vor diesem Semester keinen Laptop oder Ähnliches besessen zu haben. Wenn die Reiseroute zu holprig wurde, benannten die Studierenden als die drei häufigsten Entspannungsfaktoren Familie/Freunde/Partner_in, sich in der Natur aufzuhalten und Sport zu treiben.

Der Fragebogen zeigt deutlich die Hürden, aber auch die Chancen der digitalen Lehre für jede_n einzelne_n Student_in auf. Hierbei scheinen individuelle Rahmenbedingungen sowie Persönlichkeitsmerkmale von Studierenden, jedoch auch die einzelne Seminargestaltung, stark beeinflussende Faktoren zum Gelingen eines digitalen Semesters zu sein. So beschreiben einige Student_innen „Leuchtturmseminare“ und wie genial es war, sich den Tag selbst einteilen zu können. Wiederum andere beschreiben, wie sie baden gegangen sind, da sie finanzielle Sorgen hatten, zusätzlich Kinder betreuen mussten, den Überblick im Aufgabendschungel verloren hatten oder ihre Gesundheit aufgrund der vielen Veränderungen gelitten hat. So sollten wir vielleicht unsere Segel für das kommende Wintersemester hier und da umsetzen und über unsere gesammelten Erfahrungen im Austausch bleiben. Wegweisend scheint zu sein,

dass der/die Kapitän_in im Seminar gut im Austausch mit den Mitreisenden bleibt und die Reiseroute vor Reisebeginn partizipativ gemeinsam festhält. Ebenfalls scheint es zum Gelingen des Wintersemesters vonnöten zu sein, dass es eine Absprache unter den Lehrenden über Gruppenarbeiten und Nachweise gibt. Um die Rahmenbedingungen für einige zu verbessern, scheint eine Beratung über BAföG und Stipendien empfehlenswert zu sein. Ein kostenloses und regelmäßiges digitales Sport- und Entspannungsangebot durch die Hochschule scheint die Student_innen auf ihrer Reise zu beflügeln. (Anmerkung der Redaktion: Im Wintersemester stehen Studierenden der ASH Berlin vielfältige Entspannungs- und Bewegungskurse zur Auswahl. Alle Infos dazu unter: <https://www.ash-berlin.eu/hochschule/organisation/alice-gesund/>)

Vielen Dank an all die Menschen, die mich auf meiner Reise durch dieses spannende Semester begleitet und unterstützt haben. Besonders möchte ich mich bei Prof. Dr. Dagmar Bergs-Winkels für ihre Unterstützung bedanken. ■

Jennifer Carell

ist EBK-Studentin im 5. Semester.

Illustrationen: Hela Martens und Leon Lönnendonker, 5. Semester EBK

Mehr zum Thema

auf alice online:

„Wir helfen gern weiter!“

Was leistet die Studienberatung während des Online-Semesters: Die Studienberaterinnen geben Antworten



„Ich habe mich nicht mehr so unter Druck gesetzt.“

© Mery Yildiz



Parvin Shafaq erzählt im Interview über ihre Erfahrungen im Pre-Study Programm während des Online-Semesters.

Bitte stellen Sie sich kurz vor.

Ich bin 31 Jahre alt, alleinerziehende Mutter aus Afghanistan und Teilnehmerin vom Pre-Study Programm 2019/20.

Warum haben Sie sich für das Pre-Study Programm entschieden?

Ich wollte sehr sehr gern Soziale Arbeit studieren. Ich hatte schon ein paar Mal versucht, mich in dem Bereich zu bewerben – direkt für ein Studium und auch für eine Ausbildung. Aber es war wegen bürokratischer Schwierigkeiten und der fehlenden Sprachkenntnisse zu schwer. Deshalb habe ich mich dann sehr gefreut, einen Platz im Pre-Study Programm zu

bekommen. Im Programm lernen wir Deutsch auf Hochschulniveau und bekommen zusätzlich viel Unterstützung, z. B. bei der Studienbewerbung oder beim Spracherlernen.

Woher haben Sie vom Pre-Study Programm erfahren?

Eine Freundin von mir arbeitet im Jugendamt. Sie hatte mir letztes Jahr die Information über das Programm weitergeleitet, weil sie wusste, dass ich gerne Soziale Arbeit studieren möchte. Sie hat mir auch bei der Bewerbung für das Programm geholfen.

Wie kamen Sie mit dem aktuellen Online-Semester zurecht?

Der Grammatikunterricht online bei Dorothee Gerth war sehr gut. Aber nur drei Stunden wöchentlich war zu wenig. Vor dem Online-Semester hatten wir an zwei Tagen die Woche Unterricht von 10:00–16:00 Uhr. Das war zwar auch noch nicht genug, um Deutsch zu lernen – eine schwierige Sprache – aber es war besser als nur drei Stunden. Das asynchrone Online-Angebot war schwer für mich – ich fühlte mich auf mich alleine gestellt.

Ich hatte auch wegen meiner gesundheitlichen Verfassung Angst, selber zu erkranken. Außerdem bin ich alleinerziehende Mutter und mein Sohn war anfangs auch immer zu Hause. Er hatte besonders viele Hausaufgaben bekommen und er war so stur, ließ sich von mir nicht helfen. Meine Freunde wollten in der Anfangszeit wenig Kontakt zu anderen, so konnten wir uns nicht gut gegenseitig unterstützen.

Ich habe mich anfangs viel über Corona informiert und versucht, besonders aktiv zu sein. Das war aber irgendwann zu viel für mich und dann habe ich mich nicht mehr so unter Druck gesetzt und auch meinen Sohn machen lassen, wie es für ihn gut war. Eine Freundin von mir hat mit einigen Freunden eine 21-tägige Online-Meditation gemacht. Das war

sehr gut für mich. Jetzt meditiere ich täglich, das hilft mir, mich leicht zu fühlen!

Was könnte besser im Online-Semester laufen?

Am besten wäre es, wenn es Präsenzunterricht geben könnte. Oder eben ein entsprechendes Angebot online, wo man sich austauschen und Fragen stellen kann. Dadurch würde auch die/der Dozent_in die Schwierigkeiten mitbekommen, die Studierende oder Teilnehmer_innen vom Pre-Study Programm haben.

Gibt es für Sie Möglichkeiten, gemeinsam Arbeiten mit anderen Studierenden zu erledigen?

Nein, ich habe immer alleine gearbeitet. Ich würde mir wünschen, dass wir in der Gruppe zusammenarbeiten könnten. Ich habe eine Freundin aus dem Programm gefragt, ob wir zusammen lernen, aber die hatte selber genug andere Dinge zu tun, sodass es nicht dazu kam.

Wie tauschen Sie sich untereinander aus?

Ich habe Kontakt zu meiner Freundin aus dem Programm, ansonsten haben wir zurzeit untereinander wenig Kontakt. ■

Das Interview führte Barbara Halstenberg.



Mehr zum Thema auf alice online:
„Ich habe versucht, meinen Lebensrhythmus zu ändern.“

Interview mit Pre-Study Teilnehmer
Bêwar Kaya

Queer-feministisch hineingezoomt

Rückblick auf die erfolgreiche Online-Ringvorlesung
„Queer-feministische Sexualpädagogik weiter denken“

Jutta Hartmann und Yener Bayramoglu

Im Sommersemester 2020 fand im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit die Ringvorlesung „Queer-feministische Sexualpädagogik weiter denken“ statt. Sie wurde von Studierenden im Rahmen eines 4-semesterigen Projekts als Prüfungsleistung konzipiert, organisiert und moderiert. Geplant waren drei Veranstaltungsabende im Audimax der ASH Berlin. Aufgrund der Corona-Pandemie stand die ganze Reihe zunächst infrage.



Im Nachhinein waren alle froh, dass wir uns durch das Online-Semester nicht haben abschrecken lassen, sondern die drei Veranstaltungen erfolgreich online durchgeführt haben. Zwar ist Vieles auch durch das Zoomformat uneinholbar

verloren gegangen – wie danach mit Brezeln, Sekt und Selters in der Abendsonne den einen oder anderen Gedanken noch nachwirken zu lassen oder vertiefend in kleinen Gruppen weiter zu diskutieren und neue Kontakte zu knüpfen. Schon die Ringveranstaltung selbst war ursprünglich viel dialogischer angedacht gewesen. Sie sollte weniger Vorlesung denn Fachforum sein, in dem das Einbringen eigener Erfahrungen aus dem Auditorium erwünscht und zum regen Diskutieren eingeladen werden sollte. Das gab Zoom aber nicht her.

Und doch konnten wir auch Vorteile feststellen, wie die hohe Zahl an Teilnehmenden belegte. Wir starteten mit dem Vortrag von Mart Busche *Heteronormativität und Prävention sexualisierter Gewalt gegen Jungen** mit über 100 Anwesenden. Es ist mehr als fraglich, ob all die Interessierten auch nach Hellersdorf gekommen wären. So konnten sie alle einem sehr anregenden, theoretischen Grundlagen legenden Vortrag folgen. Der ließ nicht nur deutlich werden, wie sexualisierte Gewalt als ein Mittel zur Aufrechterhaltung von Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität begriffen werden kann. Er zeigte ebenso auf, welchen Unterschied Sexualpädagogik machen kann, je nachdem, welche Möglichkeitsräume sie über identitätskritisches Arbeiten für das Leben von Vielfalt und Widersprüchlichkeit – und damit auch für das Annehmen von Verletzlichkeit bei Jungen* – eröffnet.

Beim zweiten Beitrag von Laura Méritt und Kay Garnellen ermöglichte das regelrechte Hineingezoomtsein in

den beflügelnden Austausch der beiden über *Vielfältige Körper – vielfältige Sprache* einer Performance queerer Selbstverständlichkeiten beizuwohnen, deren brillant ermöglichter Dabeisein-Effekt in der Weise in einem bestuhlten Audimax sitzend so vermutlich nicht herzustellen gewesen wäre.

Eine empowernde Wirkung entfaltete Maisha-Maureen Auma zum Thema *Schwarzes Queeres und Queer of Color Wissen, Netzwerke und Praxisformen* in der Sexualpädagogik und sensibilisierte zugleich mit Fragen wie der, wie wir west- und weißzentrische Konzeptionen von sexueller Bildung dekolonial bearbeiten und restrukturieren können. Deutlich wurde u. a., wie staatliche Bildungseinrichtungen – wie auch die ASH Berlin eine ist – als *key institutions* wirken und herausgefordert sind, die hyperdiverse Bevölkerung Berlins zu repräsentieren.

Die Studierenden haben die sich im Projekt selbst gestellte Aufgabe bravourös erfüllt: Konzipierung der Inhalte, Auswahl der Referierenden, entwickeln des Moderationskonzeptes, Erledigen der vielen organisatorischen Handgriffe, wie z. B. das Designen von Plakat und Flyer. Und sie waren mutig, das Konzept der Ringveranstaltung kurzfristig ins Online-Format zu überführen.

Wir danken auch dem Auditorium für das große Interesse und freuen uns, dass die vielen differenzierten Anregungen der Vortragenden nun weitergetragen werden in die verschiedensten Arbeitsfelder, um dort queer-feministische Ansätze kritisch-dekonstruktiv weiterzuentwickeln. ■

Ein großer Raum gefüllt mit Fragezeichen

Das 1. Semester Soziale Arbeit beginnt ... aber wie?

Conny Martina Bredereck und Frida Weinekötter

Ein ungewöhnliches Semester neigt sich dem Ende zu und es ist Zeit, Resümee zu ziehen. Digitale Lehre, Blended Learning, Online-Lehre – schon lange wird der Einsatz von digitalen Medien in der Hochschullehre unter diversen Begrifflichkeiten subsumiert und praktiziert. Aber erst durch die Pandemie und der damit einhergehenden Einstellung des Präsenzbetriebes an Universitäten und Hochschulen gewann diese Form der Lehre inklusive der Videokonferenzen enorm an Bedeutung. Von einem „Nice-to-have“ entwickelten sich Medienkompetenzen in einem Sekundenbruchteil zu einem „Must-have“. Von den Lehrenden wurden unterschiedliche Konzepte entwickelt und Begriffe wie synchrone und asynchrone Lehre gehörten auf einmal zum Grundwortschatz.

In der Planungsphase vor Beginn des Sommersemesters entstand die Idee, dass vor allem Studierende des 1. Semesters eine intensivere Unterstützung für den Studieneinstieg benötigen könnten, als es die Lehrenden in ihren Seminaren abdecken können. Die Studierenden würden die Hochschule nicht sehen, sich nicht in der Mensa zu den unterschiedlichen Kursen austauschen oder sich auch nicht in Wohnungs- oder Jobsuche unterstützen können. Als Ersatz für die Orientierungstage entstand ein Moodle-Kurs von Conny Bredereck (Lehrende) und Frida Weinekötter (Tutorin) ausschließlich für die Erstsemester-Studierenden des Sommersemesters 2020, der Orientierung bietet und das Ankommen an der ASH erleichtert.



Infomaterialien wie dieses Bild stehen für Erstsemesterstudierende im Moodle-Kurs „Orientierungstage/ Erstsemesterinformationen – Soziale Arbeit“ zur Verfügung

Prozesshaft wurde der Kurs während des laufenden Semesters mit Inhalten wie dem Aufbau der Hochschule, Informationen rund um die Finanzen, zusätzlichen Unterstützungsangeboten, AStA und StuPa und vielem mehr gefüllt. Schnell wurde deutlich, dass die übersichtliche Gestaltung der Informationen eine Herausforderung darstellte.

Bei der Fülle an Informationen standen immer wieder zwei Fragen im Raum: Was könnte für diesen Moment relevant sein und wie kommen die Studierenden miteinander ins Gespräch?

Um die Begegnung und den Austausch der Studierenden zu fördern, wurden thematische Zoom-Veranstaltungen durchgeführt. Am 26. Mai fand die erste Videokonferenz mit Marianne Schäfer aus dem Praxisamt und rund 80 Studierenden statt, um Fragen rund um die Feldstudienphase zu klären und dem Praxisamt ein Gesicht zu geben. Wir verbrachten als Moderation drei Stunden damit, zusätzliche Fragen zum Studium, zur Prüfungsordnung, zur Präsenzlehre und vielem, vielem mehr zu beantworten. Das bestätigte unsere Vermutung, dass der Austausch in den Pausen, die Gespräche auf dem Hof, die gemeinsame Bahnfahrt, das Warten auf den nächsten Kurs und die Begegnung bei einer Zigarette einen bedeutsamen Charakter in der Studieneingangsphase besitzen und der Wegfall dieser – wie es heute heißt – analogen Kontakte einen großen Raum gefüllt mit Fragezeichen hinterlässt. Es fehlen der Austausch, das Rückversichern, das Kennenlernen interner Gepflogenheiten, das Absprechen, das Nachfragen etc.



So entstand kurz vor Semesterende „Der kleine Freitag“, zwanglose Treffen per Videokonferenz zwischen Studierenden. In diesem durch Frida Weinekötter moderierten Raum entstanden wichtige Momente, in denen hochrelevante, sensible Themen besprochen werden konnten. In einer dieser Sitzungen wurde deutlich, dass über Zoom unerwünschte Kontaktaufnahmen erfolgten, die an Belästigung grenzten. So kam die Frage auf, wie viel Ausgrenzung, Sexismus, Diskriminierung etc. über dieses Forum erfolgt, ohne dass Lehrende oder Kommiliton_innen es bemerken. Einige Studierende formulierten, dass diese Annäherungsversuche dazu führten, dass sie ihren Bildschirm abschalteten oder die Veranstaltungen verließen, unsicher, an wen sie sich in diesen Fällen wenden können. Dieses Verhalten wiederum wurde häufig von Lehrenden als Desinteresse oder Abwesenheit interpretiert, gefördert durch die Verunsicherung seitens der Lehrenden, wie in einem derartigen Format miteinander kommuniziert werden soll. Zukünftig braucht es verbindliche Regeln für digitale Lehrveranstaltungen an der ASH Berlin.

Ein weiteres Thema, das diskutiert wurde, war die hochschulinterne Kommunikation. Viele Studierende fühlten sich überfordert mit der Flut an Informationen, sodass einige E-Mails in den Zoom-Veranstaltungen nachbesprochen werden mussten, um Missverständnisse und Irritationen aus dem Weg zu räumen. Zeitgleich gab es Stimmen innerhalb dieser Kohorte, die sich Gehör verschaffen wollten, um über ihre Belange mit der Hochschule ins Gespräch zu gehen. So entstand innerhalb des „Kleinen Freitags“ der Wunsch, einen Brief an die Hochschulleitung, die Studiengangsleitungen und weitere Akteur_innen der Hochschule zu formulieren. Umfangreiche, teils gegensätzliche Diskussionen spiegelten wider, wie viele unterschiedliche Aspekte es zu bedenken gab. Die Diskussionen waren geprägt von konstruktiven und diversen Perspektivwechseln. Das Zusammentragen unterschiedlicher Meinungen und der Aushandlungsprozess, in einer Semestergruppe, die sich noch nie begegnet ist, bedürfen eines enormen Maßes an Organisations-, Kompromiss- und Kommunikationsfähigkeit – Kernkompetenzen innerhalb der Sozialen Arbeit.

Fazit: Ein Studium umfasst weit mehr als Auswendiglernen und Wiedergeben von Lehrinhalten. Die Bedeutung der persönlichen Begegnung und des uneingeschränkten Austauschs ist unersetzlich. Unsere Möglichkeiten, wie bspw. Moodle und Zoom, sind nützliche Hilfsmittel, jedoch kein Ersatz zu analogen Begegnungen. Die Präsenzlehre bleibt unersetzlich. Haltungen und Positionen entwickeln sich durch einen lebendigen Austausch und tiefgreifende Diskussionen. Soziale Arbeit bedeutet für uns Beziehungsarbeit in all ihren Facetten. Auch im Wintersemester 2020/21 bleibt das Angebot für die Studierenden des 1. und 2. Semesters bestehen. Neben einem Austausch zwischen diesen beiden Kohorten sind eine Überarbeitung des Moodle-Kurses und diverse Videokonferenzen geplant. Wir freuen uns über Anregungen und Ideen. ■

Peggy Hynitzsch

Wenn ich später in meinem Leben gefragt werde, wie 2020 war, kann ich sagen:

2020 begann mit einem KNALL und damit ist nicht das Feuerwerk zu Silvester gemeint!

Ich meine damit den US-amerikanischen Präsidenten Donald Trump und den Krieg, den er fast ausgelöst hätte.

Im Februar stand plötzlich Australien in Flammen. Millionen von Tieren starben ...

DANN, als endlich ein Ende von all diesem Grauen in Sicht war, kam COVID-19 oder CORONA!

Es war ja schon da, nur nicht bei UNS, hier in Deutschland, in Europa.

OH DU BÖSES CORONA! WAS HAST DU UNS NUR ANGETAN!

Eine weltweite Pandemie, Reisewarnungen in alle Länder dieser Welt, Millionen Erkrankte, Hunderttausende Tote.

HASHTAG#:STAY HOME. Das ist unser Motto in dieser Zeit.

Die Grenzen sind zu, Ausgangssperren mehr oder minder verhängt ... und die Wirtschaft?

Die kann unter dieser Last nur zusammenbrechen.

SOCIAL DISTANCING können wir Deutschen! Dennoch fehlt uns eins: TOILETTPAPIER!!!

¹ Dieser Poetry Slam und auch die Poetry Slams auf den Seiten (68, 70 und 79) sind in Kultur-Ästhetik-Medien-Seminaren entstanden, in denen es die Option gab, sich künstlerisch mit der Situation der Corona-Pandemie auseinanderzusetzen. Es wurden Songs dazu geschrieben, Dokumentarfilme gemacht und Poetry Slams kreiert. Die künstlerischen Ergebnisse wurden ebenso wie die jeweiligen Arbeitsprozesse in den Seminaren vorgestellt und diskutiert.

Räumlich getrennt – musikalisch verbunden

Studierende berichten von vielfältigen Erfahrungen
mit Musikpraxis in Zeiten von Covid-19.

Elke Josties und Studierende aus Musikseminaren

Musikalische Flashmobs auf Balkonen – nicht nur in Italien. „United We Stream“ DJ- und Konzertmitschnitte – getanzt wird zu Hause. Eine 98-jährige Bewohnerin eines Wohnstifts in Erlangen spielt von ihrem Balkon herab Lieder mit ihrer Mundharmonika und animiert die Mitbewohner_innen zum Singen. Oder: Musiker_innen spielen vor Senior_innenwohnheimen Musik zum Hören und Mitsingen. „Desinfection“ statt „Satisfaction“. Unzählige Beispiele gibt es dafür, welche wichtige Rolle Musik in Zeiten der Corona-Krise spielen kann. Dies lässt Rückschlüsse zu, warum Musik im Kontext von Sozialer Arbeit bedeutsam sein

kann. ASH-Studierende und Erasmus-Studierende der Musikseminare des Studienschwerpunkts „Soziale Kulturarbeit“ berichteten im letzten Semester während der Online-Seminare von vielfältigen Erfahrungen mit Musikpraxis in Zeiten von Covid-19.

Musik hilft, Menschen in Zeiten von Krisen zu empowern

„Das gemeinsame Singen und Musizieren avancierte in Italien etwa gewissermaßen zum Sinnbild der Solidarität in der Corona-Krise“ (Matthias). Die vielen online gestellten Videos von Personen, die auf Balkonen, aus Fenstern und Gärten

musizieren, zeigen, „dass sich Menschen auch in ungewöhnlichen und unsicheren Zeiten positiv auf Musik beziehen und sie eine Art von Normalität, Verbundenheit und Solidarität ausdrücken kann. Zudem kann sie als Zeichen der Zuversicht und Kraft dienen, welche die Menschen in dieser Zeit eint“ (Gabriela). Jana arbeitete im Krankenhaus, wo es schon im Februar die erste „Pandemie-Sitzung“ gab. Sie schreibt vom Klatschen für Personen in „systemrelevanten“ Berufen, deren Forderungen nach besserer Bezahlung und dem Versuch, sich in der Krise ein Gemeinschaftsgefühl zu bewahren. „Musik schafft Momente des Zusammenhalts



Veranstaltungen wie
dieses Musikseminar im
Mai 2017 sind in Zeiten
von Covid-19 nicht
mehr möglich

© Elke Josties

„Musik schafft Momente des Zusammenhalts und der Leichtigkeit in dieser Zeit, die vor allem von Schwere und Distanz gekennzeichnet ist“

Leila

und der Leichtigkeit in dieser Zeit, die vor allem von Schwere und Distanz gekennzeichnet ist“ (Leila).

Musik als Ausdruck von Gesellschaftskritik, Solidarität und Protest

Gabriela ist von der neu entstandenen „Bandbreite von verschiedenen musikalischen Aktionen“ begeistert: „Dabei ist vor allem die Plattform <https://unitedwest-ream.berlin/> positiv aufgefallen, die neben dem Sammeln von Geldspenden für die Berliner Clubszene, von welchen ein Teil (8 %) der Einnahmen wiederum an den „Stiftungsfond Zivile Seenotrettung“ gespendet wird, auch Sets von diversen Musiker_innen und Diskussionsrunden zu politischen Themen live übertragen“. Musiker_innen nutzen ihre Reichweite, um auf aktuelle Missstände aufmerksam zu machen. „Beispielsweise trägt Bela B. von der Band „die Ärzte“, in deren neuem Musikvideo zum Song „Ein Lied für Jetzt“, ein Shirt der Seenotrettungsorganisation „Mission Lifeline“. Zudem hält er zwischendrin ein Schild mit der Aufschrift „#SAVETHEM The People In Moria have Corona, too“ in die Kamera“ (Julia und Maria).

Musik in der Sozialen Arbeit

„Musik kann in vielen Projekten für die Soziale Arbeit und für die meisten Menschen hilfreich und sinnvoll sein“, (Emely). Die Potsdamer Klinikclowns

performten und musizierten während des Lockdowns in Gärten, vor Fenstern und Balkonen von Senior_inneneinrichtungen (Julez). Paul bietet in einem Nachbarschaftsheim Streetwork für Kinder und Jugendliche an. Nun mussten neue Wege entwickelt werden: „Über Instagram sind die Kinder und Jugendlichen am besten zu erreichen. Mit sogenannten Challenges motivieren wir die Kids, in verschiedenen Formen aktiv zu werden und mitzumachen. Gemeinsam haben wir eine ‚Street Players Rap Challenge‘ ins Leben gerufen“. „Musik geht und hilft irgendwie immer – einerseits als Symbol der Gemeinschaft, das zu Unterhaltungszwecken und als Ablenkung von der Situation dient, aber auch genutzt werden kann um viele aufmerksam zu machen und somit Unterstützung und/oder auch Spenden zu erhalten“ (Pina).

Internationale Links

Es gab zahlreiche Musikstücke, die zu viralen Hits wurden – Patricia aus Barcelona gibt ein Beispiel aus Barcelona für einen Song, „that transmits good energy“: https://www.instagram.com/p/B-DEkZnFgm_/

Von herausragender Bedeutung war und blieb der italienische Song „Bella Ciao“. Die Erasmus-Studierende Francesca verweist darauf, dass es sich hierbei um einen politischen Song der italienischen Partisanen handelt, die gegen

die Besetzung Italiens durch die deutschen Faschisten kämpften. Ihrer wird alljährlich gedacht, dieses Jahr zu Zeiten der Covid-19-Pandemie z. B. mit einem Video-Chorprojekt, an dem Francescas Vater beteiligt war: <https://www.youtube.com/watch?v=NZfhsSsGr8U>

„Personally, it was emotional especially for me being away from home in Berlin and seeing my dad participating in this“ (Francesca).

Ausblick – mehr Präsenzlehre bei geringerer Zahl von Teilnehmenden!

„Es geht nicht alles online“ – so lautet das Feedback der Studierenden der Musikseminare im Studiengang Soziale Arbeit nach einem Semester der Online-Lehre. Doch der Musikraum ist laut dem Hygienekonzept nur für 15 Studierende nutzbar – wenn gesungen wird noch weniger, weil größere Abstände eingehalten werden müssen. Trotzdem werden im Wintersemester bis zu 45 Studierende je Seminar zugelassen. Präsenzunterricht mit Musik ist damit ausgeschlossen. Die Pandemie spiegelt die strukturellen Mängel unseres Bildungssystems wider: Präsenzlehre ist im Bereich Musik nicht nur aus hygienischen Gründen mit so vielen Studierenden nicht leistbar, sondern vor allem aus didaktischen Gründen. Ein Blick auf das Foto aus Zeiten vor der Pandemie macht jeden Kommentar überflüssig. ■

Elke Josties

ist Professorin für Soziale Kulturarbeit mit Schwerpunkt Musik.
Kontakt: josties@ash-berlin.eu

„Ganz ehrlich: Ich hätte nie gedacht, dass Sie das in so kurzer Zeit schaffen auf so gute Online-Lehre umzustellen!“

Alexander Samaan

Geht Klinische Sozialarbeit online?

Rückblick auf ein digitales Semester

Silke Gahleitner und Christine Kröger

Psychosoziale Diagnostik, Beratung, Krisenintervention und Sozialtherapie – das sind übungsintensive Kernthemen des berufsbegleitenden Weiterbildungsasters Klinische Sozialarbeit. Können klinische Kompetenzen digital vermittelt werden? Wie können die hohen Erwartungen, die an ein Weiterbildungsstudium gestellt werden, auch online gut eingelöst werden? Mit diesen Fragen haben wir, die Studiengangsleiterinnen Prof. Dr. Christine Kröger (Hochschule Coburg) und Prof. Dr. Silke Gahleitner (Alice Salomon Hochschule Berlin), im März dieses Jahres gerungen. „Acht Tage vor der geplanten Begrüßung der neuen Studiengruppe haben wir erfahren, dass der Semesterstart aufgrund der COVID-19-Pandemie nicht wie geplant stattfinden kann“, schildert Prof. Dr. Kröger die Situation. „Am Anfang hatten wir die Hoffnung, dass im Semesterverlauf Präsenzlehre möglich ist“, ergänzt Prof. Dr. Marion Mayer (stellvertretende Studiengangsleiterin Alice Salomon Hochschule Berlin). Es kam anders: Die 23 Sozialarbeiter_innen aus ganz Deutschland, die z. B. in der Kinder- und Jugendhilfe, der Suchthilfe und in sozialpsychiatrischen Einrichtungen tätig sind, haben ihr gesamtes erstes Semester online studiert. Wie fällt die Bilanz aus?

„Ganz ehrlich: Ich hätte nie gedacht, dass Sie das in so kurzer Zeit schaffen auf so gute Online-Lehre umzustellen!“ meint Alexander Samaan, der in der Nähe von Kassel bei einem freien Träger der Jugendhilfe arbeitet. Tina Hennige, die mit Kindern psychisch erkrankter Eltern arbeitet und sich ehrenamtlich in

einer Begegnungsstätte für wohnungslose Menschen engagiert, sagt: „Sowohl bei den Dozent_innen als auch bei meinen Kommiliton_innen ist viel Leidenschaft für Lehre und Praxis spürbar“ und weiter „Ich bin sehr dankbar für die gute Organisation der Online-Lehre.“ Nora Glawe, die auf Rügen lebt, beim Jugendamt tätig ist und selbst drei Kinder hat, ergänzt: „Es war super, dass die Online-Lehrmaterialien frühzeitig zur Verfügung standen – so konnte ich mir die Zeit frei einteilen. Ansonsten wäre es für mich kaum möglich gewesen, alle Verpflichtungen um Arbeit, Familie und Studium miteinander zu vereinbaren.“ Jessi Lee Binder, die im Betreuten Einzelwohnen tätig ist, resümiert: „Das ist genau mein Studium! Ich arbeite mit schwer erreichbaren Jugendlichen und konnte bis jetzt aus jedem Wochenendblock Inhalte und Anregungen mitnehmen, die direkt in meine Berufspraxis einfließen. Der theoretische Input fördert mein Verständnis für Klient_innen und regt mich zur Reflexion meiner Arbeit an.“

Allerdings fehlt allen der informelle Austausch in der Pause mit Kolleg_innen, denn das ist ein bedeutender „Nebeneffekt“ von Weiterbildungen. Hingegen werden beim Online-Studium in den Pausenzeiten meist die Kamera und das Mikro abgeschaltet.

Die Studiengangsleiterinnen freuen sich über das gute Feedback der Gruppe. „Manchmal ging es online besser als erwartet – allerdings stehen im ersten Mastersemester eher theoretische Inhalte (z. B. zu Bindung, Krankheits- und Gesundheitskonzepten) im Vordergrund.

Im zweiten Semester gewinnt die Vermittlung von Beratungs- und Kriseninterventionskompetenzen an Bedeutung. Hier werden wir mit digitalen Lehrangeboten sehr viel eher an Grenzen stoßen“ so Prof. Dr. Silke Birgitta Gahleitner. Für das kommende Semester haben die Studierenden und die Studiengangsleiterinnen vor allem einen Wunsch: „Wir möchten uns endlich persönlich kennenlernen!“ ■

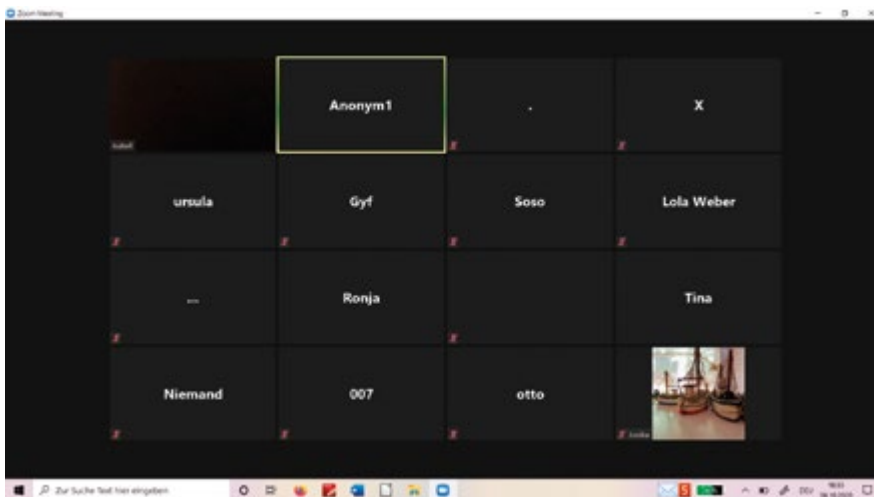
Weiterbildungsmaster Klinische Sozialarbeit

Der berufsbegleitende Weiterbildungsmaster Klinische Sozialarbeit wird seit 2003 als Kooperation zwischen der Alice Salomon Hochschule Berlin und der Hochschule Coburg realisiert. Das Studium bildet Klinische Sozialarbeiter_innen aus, die psychosoziale und sozialtherapeutische Beratungs- und Behandlungsprozesse fachlich fundiert planen, umsetzen und evaluieren können. Die Studierenden werden für gesundheits-schädigende soziale Aspekte (wie Armut, Ausgrenzung und Isolation) sensibilisiert und besonders darauf vorbereitet, die Auswirkungen sozialer Benachteiligungen zu reduzieren und Teilhabechancen ihrer Klient_innen zu verbessern. Angesichts der Auswirkungen der Covid-19-Pandemie ist das wichtiger denn je. Solche Krisen treffen diejenigen Menschen am härtesten, die ohnehin um ein würdevolles Leben ringen.

Begegnungen erleben, ohne sich zu begegnen

Gedanken zum Zusammenkommen in digitalen Räumen

Hanna Beneker



Hinter den schwarzen Zoom-Kacheln spiegelt sich die Vielfältigkeit des Lebens. Die Diskussionen dagegen, die wir über das Zusammenkommen in digitalen Räumen führen, wirken oft flach, fast abgegriffen, mit schnellen Bewertungen, so wie die Kacheln selbst, die im Sommersemester ein Ausschnitt unseres Alltags wurden: „Wer teilnimmt soll sich zeigen!“ oder „Einige loggen sich ein und gehen dann einfach.“ Letztens meinte eine Kollegin, sie könne das Thema Online-Sommersemester nicht mehr gut hören, es sei immer dasselbe. Vielleicht fehlen uns noch die Worte für vieles, das wir erlebt haben, und noch nicht so klar beschreiben können. Überwiegend sind weder Studierende noch Lehrende in digitales Lernen und Lehren einsozialisiert, sondern hineingefallen. Das Format des Online-Semesters ist nicht selbst gewählt. „Mir fehlen die Gespräche in der Mensa und im Café Freiraum so sehr, ich habe daraus immer so viel mitgenommen“, sagte mir neulich ein_e Student_in.

Digitale Räume verflachen buchstäblich sehr vieles, halten ziemlich fest an der

Zweidimensionalität des Bildschirms: Ausgenommen vielleicht der eine, wiederkehrende Moment einer – eher abgründigen – Tiefe, der Augenblick des Begrüßungswortes „Willkommen“ – in die unendlich scheinende, gespenstische Stille hinein. Ob die Student_innen und Kolleg_innen sich dadurch willkommen fühlten, blieb mir dabei immer unklar. Schon jetzt freue ich mich auf die gemeinsame lebendige und konzentrierte Arbeit in einem Raum in der ASH Berlin und darauf, dass es zu Seminarbeginn noch so viel zu besprechen und auszutauschen gibt, dass die Arbeitsruhe (und die Dozentin) noch warten müssen. Diese ersten quirligen Minuten werden später für mich lange Zeit immer wieder ein wunderschöner Moment sein.

Komplexe Lebenswirklichkeiten hinter den Zoom-Kacheln wahrnehmen

Solange wir in der ASH Berlin nicht wirklich alle sicher und gut miteinander arbeiten können, brauchen wir virtuelle Räume, denn sie ermöglichen Begegnungen, Dialog. So kommen wir nicht an

einem Ort, in einem Raum zusammen, sondern treffen uns, während wir gleichzeitig über viele Orte verstreut sind. Nehmen wir den schwarzen und den Porträt-Kacheln die Oberflächlichkeit, indem wir dem digitalen Raum über unsere Wahrnehmungen Tiefe geben: Indem wir nicht bewerten. Indem wir die Menschen und die Komplexität ihrer hinter den Kacheln liegenden vielen Alltagswirklichkeiten wahrnehmen, ohne den Anspruch diese umfassend erfassen zu wollen. Indem wir uns auf die Vorstellung einlassen, dass Student_innen und Dozent_innen aus vielen, ganz unterschiedlichen Lebenssituationen und Alltagswirklichkeiten zusammen kommen: aus schweren und leichten, anstrengenden, von Sorge, Überforderungen oder Einsamkeit geprägten und auch solchen mit Leichtigkeit, Freude und vielleicht Freiheiten erfüllten. Diese Perspektiven auf die Komplexität dessen, was dort gerade in einer Zoom-Veranstaltung nebeneinander geschieht, eröffnet einen anderen Raum als jenen, der vor allem von schnellen Erklärungen und Zuschreibungen getragen ist. Denn diese erzeugen ein hohes Maß an Misstrauen und Kontrollwunsch auf der einen Seite, Druck und Öffnung des privaten Schutzraums für eventuell unbekannte und unsichere Personen auf der anderen Seite. Mit einer verstehenden Haltung schaffen wir dagegen Räume, in die wir uns gegenseitig einladen, in denen wir für die Zeit, in der wir nicht in der Hochschule sein können, Fragen stellen, Antworten entwerfen, weiterführende Fragen entwickeln, ins Gespräch kommen können. Wer dabei dann woher und aus welchem Kontext dazu geschaltet ist, bleibt oft verborgen, aber über unsere Wahrnehmungen nicht ohne Würdigung. Diese Wirklichkeiten sind nicht manifest



CORONA POETRY SLAM

Birte Lahl & Vanessa Heinz

Und auf einmal ist alles anders, die
Welt steht Kopf, alltägliche Dinge schier
unmöglich.

Täglich grüßt das Murmeltier.

Sprachen lernen, Sport machen, Rezepte
entdecken, puzzeln ...

Lasst eurem kreativen Sein freien Lauf.

Jammern über dies und das, Wasser aus
der Leitung trinken.

Netflix, Netflix, Netflix!

Und zwischendrin ein bisschen Kropotkin.

Die Welt verändern, den Alltag
bewältigen. Und nebenbei noch etwas
lesen.

Das Meer, nie schien es weiter.

„Nein, ich trage meinen Mundschutz nicht!

Nein, meinen Mundschutz trage ich nicht!

Ich will meinen Mundschutz nicht
tragen.“ (Elisabeth, 39 Mutter)

Eingeengt fühlt sie sich, nicht frei.

Sie braucht doch ihre Freiheit.

Die Luft zum Atmen.

Wo beginnt die Freiheit?

Wo hört sie auf?

Das Leben nimmt schon seinen Lauf.

Lass es einfach passieren.

durchdrungen, manchmal erfahre ich kaum etwas von den teilnehmenden Student_innen und Kolleg_innen und es bleibt vielleicht wieder einmal nur bei der Wahrnehmung, dass ich den dicken Pulli trage und sonst niemand, es in Berlin und anderswo viel schöner sein wird, als bei mir in NRW. Manchmal öffnen sich Gesprächspartner_innen, in Vorstellungsrunden oder Gruppengesprächen ergeben sich in offenen Atmosphären hier und da Einblicke in die vielen Alltagswirklichkeiten. Zu dieser Vielschichtigkeit der Orte mit ihren Kontexten, Erfahrungen, Stimmungen – unabhängig davon, ob sie offen sind oder ob ich mich nur für sie öffne – passen keine einfachen Aufgabenstellungen, sondern die Einladungen zu Begegnungen in kleinen Gruppen. Es geht darum, in weiter notgedrungen digitalen Räumen Rahmenbedingungen dafür zu schaffen, dass Student_innen da-sein können, Begegnungen ohne Druck und Kontrolle stattfinden können, dass die vielen individuell unterschiedlichen Alltagssituationen bei der Gestaltung von Online-Sitzungen und -Aufgaben mit bedacht werden und Student_innen sich eingeladen statt verpflichtet fühlen.

Begegnungen gestalten

Es kann im digitalen Raum sehr schwer sein sich zu öffnen, mitzusprechen, mitzudenken, sich mitzuteilen. Zusammenkommen ist ein Prozess und vor den Bildschirmen für sehr viele von uns noch mit ungleich mehr Unsicherheit und Zurückhaltung verbunden. Dabei können wir uns gegenseitig ermutigen uns mitzuteilen, ohne begründen zu müssen warum dieses ‚Mit-den-anderen-Sprechen‘ gerade nicht gut oder gar nicht geht. Und erst dann mitsprechen, wenn es (wieder) gut geht. Und so lange – egal wie lange – vielleicht einfach nur zuhören können, weil auch dies von den anderen im Raum getragen wird, sie eine_n so sein lassen und einen Zugang finden lassen. Diese Haltung bedeutet für viele von uns im digitalen Raum überhaupt da-sein zu können, in Ruhe – u n d mit sich verbunden bleiben zu können. Und auch: nach und nach Gespräche miteinander teilen zu können und im dialogischen Verständnis, sich dabei anders erleben zu können. Dann vielleicht auch ein Wort das andere werden zu lassen, miteinander zu lachen und sich an diesen lebendigen Begegnungen freuen.

Digitale synchrone Veranstaltungen kosten viel Kraft und nicht selten habe ich mich danach völlig verzoomt gefühlt. Aber es gab viele besondere Augenblicke, darunter vor allem jene, in denen ich per Taste Gruppenarbeiten ausgelöst hatte, um dann zu einer in etwa vereinbarten Zeit zu fragen, wie weit die Arbeitsgruppen sind. Der Moment des Eintretens in den Raum, in dem ich sie erleben konnte, war von einer dichten Intensität getragen: des Zuhörens, Sprechens, Lachens, einer tiefen miteinander getragenen Lebendigkeit. Dieser Ort ist zu schade für eine funktionale Aufgabenstellung, die abuarbeiten ist. Hier geht es um Annäherungen und Reflexionen der eigenen Alltagswirklichkeiten zu Hause und in den Einrichtungen, in denen jetzt oft noch mehr zu bedenken, zu (hinter)fragen ist. Es geht um ethische Fragen oder auch eine Zeit der intensiven Diskussion über ein Thema, das ein wichtiges ist und eines der Vielfältigkeit des ganzen Lebens. Aus dieser Perspektive betrachtet wird der digitale Raum ein wenig zum Freiraum – und für alle, die möchten, auch mit Café. ■

Hanna Beneker

ist Gastdozentin für Soziale Arbeit.

Kontakt: beneker@ash-berlin.eu

Praxissemester im Schatten der Corona-Pandemie

Wie Studierende im 3. und 4. Semester des Bachelorstudiengangs Gesundheits- und Pflegemanagement mit der besonderen Situation umgehen.

Julia Huber

Das Berufsfeld nach dem Bachelorstudium Gesundheits- und Pflegemanagement ist vielfältig. Mögliche Arbeitgeber können diverse Gesundheitseinrichtungen sein. Von Krankenhäusern über Krankenkassen bis hin zu Ambulanten Pflegediensten oder gesundheitsunabhängigen Unternehmen. Dementsprechend viele potenzielle Praktikumsplätze findet man auf dem Arbeitsmarkt. Je nach Interessensgebiet und Zukunftsvisionen entscheiden sich die Studierenden für die Praxisstelle ihrer Wahl, um im 4. Fachsemester theoretische Kenntnisse in die Praxis umzusetzen und berufspraktische Erfahrungen sammeln zu können.

Die Vorfreude auf das Praxissemester ist in diesem Jahr bei einigen Studierenden sehr getrübt. Die Corona-Pandemie beeinflusst nicht nur den Studienalltag, sondern auch die Suche nach Praktikumsplätzen sowie das Praktikum selbst. Während der Informationsveranstaltungen zum Praktikum wird den Studierenden oft geraten, sich frühzeitig für einen Praktikumsplatz zu bewerben, um die Chancen auf eine Zusage zu erhöhen. Dieses Jahr ist jedoch alles anders.

Die Corona-Pandemie hat Deutschland fest im Griff. Kurzarbeit, wirtschaftliche Einbußen und Kündigungen machen vor fast keiner Branche halt. Daher setzen viele Student_innen der ASH Berlin auf eine neue Strategie, um eine Praktikumsstelle zu erhalten.

„Ich hatte mitbekommen, dass viele Kommiliton_innen Absagen aufgrund von Corona bekommen haben. Daher dachte ich, es sei strategisch besser, mich ein bisschen später zu bewerben, wenn die Betriebe die Lage besser abschätzen können“, erzählt Sarah Jäger, die im 3. Semester den Studiengang Gesundheits- und Pflegemanagement studiert



Celina McLean an ihrem Arbeitsplatz im Praktikum

und erst Mitte Juni begonnen hat, sich auf Praktikumsstellen zu bewerben. „Ich hatte definitiv Ängste, keinen Praktikumsplatz wegen Corona zu bekommen oder eine Stelle annehmen zu müssen, die überhaupt nicht meinen Interessen entspricht“, berichtet Sarah weiter. Unbegründet sind die Sorgen der Studentin nicht. Durch die Maßnahmen zur Eindämmung des Corona-Virus verzichten dieses Jahr viele Unternehmen auf Praktikant_innen. So auch das Unternehmen, in welchem Maxine Pitz, Studentin im 4. Semester Gesundheits- und Pflegemanagement, ihr Praktikum absolvieren wollte. „Ich sollte am 1. April mit meinem Praktikum beginnen. Eine Woche vor Praktikumsbeginn kam die Absage

der Praktikumsstelle, da das Unternehmen die geltenden Auflagen bezüglich Corona an meinem Arbeitsplatz nicht umsetzen konnte“, berichtet Maxine, die in ihrer misslichen Lage nicht allein war. Vielen Student_innen des 4. Semesters im GPM-Studiengang wurde der Praktikumsplatz abgesagt.

Der Hochschulleitung ist es wichtig, dass die Student_innen durch die Corona-Pandemie keinen Nachteil erleiden. So wurde den Studierenden die Möglichkeit gegeben, ihr Praktikum im 5. Semester zu absolvieren und die Module aus dem 5. Semester in das 4. vorzuziehen. Auch den Studierenden, die im kommenden Wintersemester ihr geplantes Praktikum absolvieren müssen, steht



Sarah Knors

2020 – Die Menschheit dachte,
sie hätte alles im Griff.

„Mehr als uns und die
Wirtschaft, gibt es hier nicht.“

Doch dann kam die Natur und
meinte: „Vergiss mich nicht“.

Sie schuf einen Virus.

Die Menschheit war ziellos und
alles steht still –

Kitas, Schulen, Kinos.

Verdammt, dieser Virus

zerlegt die Politik und den
Alltag gleich mit.

Alles steht still.

Wann geht es nur weiter –
das weiß keiner.

diese Option weiterhin offen. Die Student_innen freuen sich über das Angebot der Hochschule und sehen dadurch dem Praktikum mit weniger Druck und Angst entgegen. Trotzdem hoffen natürlich alle darauf, plangemäß in ihre Praxisphase zu starten.

Maxine Pitz hat sich erneut für ein Praktikum beworben und war gespannt auf das Vorstellungsgespräch. Dieses lief allerdings anders ab, als sie es vom letzten Semester gewohnt war. Sie wurde Corona-bedingt nur um ein Telefoninterview gebeten und sollte nicht persönlich im Unternehmen erscheinen. Sie hat eine Zusage für ein Praktikum ab Oktober bekommen und freut sich bereits darauf, allerdings hat sie auch Bedenken: „Ich habe immer noch Angst, dass eine zweite Corona-Welle kommt und im Oktober mein Praktikum wieder abgesagt wird und ich dann ein Semester verliere.“ Auch Sarah Jäger wurde nach sieben Initiativbewerbungen zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Sie wurde, im Gegensatz zu Maxine, in das Unternehmen gebeten. Sie führte mit zwei Abteilungsleiterinnen ein Corona-konformes Vorstellungsgespräch. Sarah erzählt: „Die zwei Abteilungsleiterinnen und ich waren während des Vorstellungsgesprächs die einzigen Menschen in der rund 500 m² großen Abteilung. Alle Büros waren leer. Durch den Abstand war es komisch den Augenkontakt während des Gesprächs mit beiden Abteilungsleiterinnen zu halten. Trotzdem war es ein tolles Vorstellungsgespräch.“ Auch Sarah nahm das Angebot, ein Praktikum ab Oktober zu starten, an und freut sich auf ihre Aufgaben. Allerdings wird auch ihre Vorfreude von Sorgen begleitet: „Ich habe nur etwas Bedenken, im Praktikum viel im Homeoffice arbeiten zu müssen und ohne den direkten Kontakt zu den Mitarbeiter_innen das Unternehmen und die Unternehmenskultur nicht richtig kennenlernen zu können.“

Viele Unternehmen gaben in den vergangenen Monaten ihren Mitarbeitern die Möglichkeit im Homeoffice zu arbeiten, um soziale Kontakte weitestgehend zu minimieren. Dies erlebte auch Celina McLean, Studentin im 4. Semester Gesundheits- und Pflegemanagement. Sie hatte Glück, ihr Praktikum wie geplant antreten zu können und startete bereits im März, als Deutschland erst am Anfang der Corona-Pandemie stand. Ihr wurde zu Beginn der Corona-Pandemie freigestellt im Homeoffice zu arbeiten. Allerdings erzählt sie: „Nach ein paar Wochen im Homeoffice bin ich freiwillig wieder zurück ins Büro, da ich im Büro einfach mehr mitbekommen habe und mehr lernen konnte.“ Nicht nur der Arbeitsplatz, sondern auch die geplanten Aufgabengebiete wurden während Celinas Praktikum der aktuellen Situation angepasst. „Ursprünglich sollte ich an einem Projekt zum Bürokratieaufwand der Unikliniken mitwirken. Durch Corona wurde das Projekt jedoch nicht durchgeführt und mein komplettes Praktikum hat sich um Corona gedreht“, berichtet Celina. Celina ist zwar froh, dass sie ihr Praktikum im geplanten Zeitraum absolvieren konnte, jedoch findet sie: „Ohne Corona wäre das Praktikum besser für mich verlaufen, da ich andere Projekte hätte übernehmen können.“

Egal ob unbeantwortete Bewerbungsschreiben, veränderte Aufgabenbereiche oder abgesagte Praktikumsstellen, die Studierenden der ASH Berlin lassen sich nicht entmutigen. Sie wachsen an den neuen Herausforderungen und geben ihr Bestes, um eine geeignete Praxisstelle zu finden. ■

Julia Huber

ist Studentin im 3. Semester Gesundheits- und Pflegemanagement.



Das Team des International Office im Online-Modus

Internationaler Austausch trotz(t) Corona

Das International Office schaut zurück und blickt nach vorn:
Wie die ASH Berlin trotz und während einer globalen Pandemie international bleibt.

Franziska Fiebrich, Irene Gropp, Julia Okschewskaja und Julien Schwarz

Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist vielleicht schon wieder alles anders ... Unplanbarkeit ist ein Gefühl, das uns allen im Jahr 2020 sehr vertraut wurde. Während einer globalen Pandemie im International Office zu arbeiten, bedeutete in der ersten Jahreshälfte vor allem den Umgang mit teilweise täglich wechselnden rechtlichen Grundlagen, Grenzsicherungen und die Begleitung von Studierenden in absoluten Ausnahmesituationen im In- und Ausland, während das „Alltagsgeschäft“ von Antragstellung, Administration und Berichtswesen „wie gewohnt“ weiterlaufen musste. Mehr denn je hat uns dieses Jahr vor Augen geführt, dass offene Grenzen, Reisefreiheit und internationaler Austausch von unschätzbarem Wert sind. Während es in einer „üblichen“ Beratung zu Auslandsaufenthalten normalerweise um Sprachkenntnisse, Fragen der Anerkennung von Kursen oder um die Suche nach einem Wohnheimplatz geht, waren wir ab Ende Februar ad hoc

mit Rückholaktionen, Abbrüchen und unterschiedlichsten Krisensituationen beschäftigt. Und das, während auch wir durch die Schließung der ASH Berlin, die kurzfristige Umstellung auf Arbeit im Homeoffice und teilweise die parallele Bewältigung von Berufs- und Eltern-/Care-Arbeit an unsere Grenzen kamen.

Und doch überwiegt im Rückblick eher das Bestaunen des Erreichten: Nachdem zunächst schnellstmöglich zu klären war, wie viele Studierende sich überhaupt gerade im Ausland befanden – nicht wenige verlängern ihren Aufenthalt und schließen die Zeit im Ausland mit privaten Reisen vor Ort ab – ging es dann um rasches und effizientes Krisenmanagement. Zum Zeitpunkt des Lockdowns befanden sich ca. 60 Studierende der ASH Berlin zu Studien- oder Praktikumszwecken entweder noch oder schon im Ausland. Andere bereiteten sich auf ihre unmittelbar bevorstehende Ausreise vor. Die sich z. T. stündlich verändernde

Situation in den verschiedenen Ländern weltweit stellte uns vor noch nie dagewesene Herausforderungen, die es von hier auf jetzt zu meistern galt. Einige Studierende, die sich in Südamerika und Asien aufhielten, konnten nur mithilfe der Rückholaktionen des Auswärtigen Amtes nach Deutschland zurückkehren oder mussten aufgrund von lokalen Quarantänebestimmungen viel Geduld aufbringen. Manche konnten erst nach mehreren Wochen endlich ausreisen. Auch in dieser Extremsituation war uns stets der direkte Kontakt mit den Studierenden wichtig und wir waren sehr froh, als alle sicher und gesund nach Deutschland zurückgekehrt waren.

Die schnelle Umstellung auf Online-Formate auch im Ausland ermöglichte es, dass von den 15 ASH-Studierenden, die im März zum Studium im Ausland waren, fast alle ihr Studium von Deutschland aus online an den Partnerhochschulen fortsetzen konnten. Dabei

kam für sie zu den durch den Lockdown erschwerten Bedingungen z. T. noch eine Zeitverschiebung hinzu. Durch das Online-Format konnten sie auch ihre Auslandsförderung (Erasmus+, PROMOS) zumeist behalten und die durch die kurzfristige Rückkehr entstandenen Mehrkosten halbwegs ausgleichen. Mitarbeiter_innen der Verwaltung und Lehrende befanden sich zum Glück zum Zeitpunkt des Lockdowns nicht im Ausland. Viele mussten ihre Reisen jedoch sehr kurzfristig stornieren – wobei auch hier der DAAD (Deutscher Akademischer Austauschdienst) sehr kulant reagierte und niemand die Kosten selbst tragen musste.

Für das Sommersemester 2021 besteht bei den ASH-Studierenden nach einer sehr spürbaren Verunsicherung in den letzten Monaten wieder großes Interesse an einem Studien- oder Praxisaufenthalt, vor allem in Europa. Die Vorbereitung auf das Auslandssemester gestaltet sich jedoch naturgemäß anders als gewohnt: Statt der Büro-Sprechzeiten und Präsenzveranstaltungen bieten wir eine Mischung aus digitalen Sprechstunden per Video- oder Audiokonferenztools, Online-Info-Veranstaltungen und Workshops sowie zeitlich flexible Beratung zu Auslandsaufenthalten an, umfangreiche zusätzliche Informationen kamen auf die Website. Das Bewerbungsverfahren wurde ebenfalls weiter digitalisiert. Weltweit und so auch an den Partnerhochschulen der ASH Berlin wurde die Lehre auch für das WS 2020/21 auf Online- und Hybrid-Formate umgestellt, was es auch ASH-Studierenden ermöglicht, ins Ausland zu gehen und an einer Partnerinstitution online zu studieren. Angesichts der steigenden Zahl an Ländern, die (z. T. erneut) zu Risikoländern erklärt werden, bedeutet dies jedoch ein sehr behutsames, ständig angepasstes Abwägen. So studieren im WS 2020/21 am Ende nur zwei Studentinnen der ASH Berlin im Ausland, einige bereiten gerade ihr Praktikum vor oder haben es bereits begonnen. Die weitere Entwicklung bleibt abzuwarten, auch wenn der Stipendiengeber DAAD die Förderbedingungen

angepasst hat. Studierende können die Förderung nun auch erhalten, wenn sie im Ausland online studieren. Doch keine Frage, die Auslandserfahrung ist eine andere, wenn das Studium nicht im Seminarraum sondern vor dem eigenen PC erfolgt. Auch wenn die Studierenden in einem anderen Land sind und ein anderes akademisches System kennenlernen, fällt doch vieles, das diese besondere Erfahrung bisher prägte, durch Abstands- und Hygieneregeln weg. Nur zu verständlich also, dass viele erneut ihren geplanten Aufenthalt um ein Semester nach hinten verschoben haben.

Auch bei den internationalen Austauschstudierenden, traditionell eine Gruppe von 60–90 Studierenden pro Semester, war Anfang März 2020 die Mehrheit für das Sommersemester 2020 bereits nach Berlin angereist, um den vorbereitenden Deutsch-Intensivkurs zu beginnen. Nach drei Tagen erfolgte von einem Tag auf den anderen der Abbruch durch die Auflagen des Berliner Senats – eine absolute Schocksituation für die 73 Studierenden aus mehr als 15 Ländern in Europa und Asien, die sich teilweise mehr als ein Jahr auf ihr Semester in Berlin vorbereitet und gefreut hatten. 40 Austauschstudierende entschieden sich, ihr Studium an der ASH Berlin trotzdem online fortzuführen – egal, ob von Berlin, Seoul, Dublin oder Istanbul aus – und sind mit uns gemeinsam durch ein improvisiertes aber gleichsam kreatives und am Ende erfolgreiches Sommersemester gegangen. In der regelmäßigen Evaluation bewerteten 95 Prozent der Austauschstudierenden ihre Zufriedenheit mit der ASH Berlin mit sehr gut (40 Prozent) oder gut (40 Prozent), 15 Prozent mit noch gut – und das, obwohl das Semester statt Erasmus-Partys in Kreuzberg und Neukölln vor allem aus Moodle-Kursen vor dem eigenen Rechner bestand. Einige sind erst nach der innereuropäischen Grenzöffnung im Juni nach Berlin gereist, andere waren die ganze Zeit in Berlin oder zu Hause. Die Motivation und das Durchhaltevermögen dieser Gruppe beeindruckte, berührte und motivierte uns gleichermaßen.

Auch die internationalen Stammtische und unser Buddy-Programm laufen online weiter¹ und wir freuen uns sehr, dass es wieder Austauschstudierende gibt, die ihr Semester an der ASH Berlin online bzw. in Kombination mit den angebotenen Präsenzseminaren oder Praxisaufenthalten absolvieren und bereits erfolgreich an den Orientierungstagen teilgenommen haben. Die Kurse im International Curriculum im Bachelor Soziale Arbeit bleiben also weiterhin „truly international“.

Durch den Wegfall vieler Präsenzangebote an den Hochschulen und die internationalen Reisebeschränkungen bleibt die internationale Studierendenmobilität stark von den Auswirkungen der Pandemie betroffen und auch Dienstreisen ins Ausland sind weiterhin nur sehr eingeschränkt möglich. Noch ist nicht abzusehen, wie es weitergeht und ab wann wir wieder annähernd so viele Studierende, Lehrende und andere Mitarbeiter_innen ins Ausland begleiten können wie zuvor. Corona wird wohl (auch) uns länger begleiten, als uns lieb ist, doch wir lassen uns nicht entmutigen. Als ein kleines Zeichen dafür wird es auch für 2021 einen *alice on the road*-Kalender geben, in dem ASH- und Austauschstudierende sowie Kolleg_innen Momentaufnahmen ihres Auslandsaufenthalts präsentieren und wieder Lust machen wollen, Pläne für die Zukunft zu schmieden – auch international. ■



Mehr zum Thema

auf *alice* online:

„Corona hat in meiner Abteilung zu einem Zusammenrücken geführt“

Die Leiterin des StudierendenCenters Claudia Hellerung im Interview über die Arbeit im Präsenznotbetrieb

¹ www.ash-berlin.eu/internationales



„In den letzten zwei Monaten habe ich alles nachgeholt, was im Lockdown nicht möglich war.“

Im Interview erzählt Lisa Fritzsche über den kurzfristigen Abbruch ihres Auslandssemesters in Innsbruck und warum sie nach zwei Monaten wieder zurückgekehrt ist.

Sie studieren Gesundheits- und Pflegemanagement im 5. Semester und haben ein Auslandssemester in Österreich am Management Center Innsbruck (MCI) absolviert. Wie war die Situation vor Ort als die Krise begann?

Die Situation war von Beginn an gut koordiniert und organisiert. Ich hatte nicht das Gefühl, dass die Leute in Innsbruck in Panik verfallen sind. Entscheidungen durch die Regierung wurden rasch getroffen und die Bevölkerung wurde über Maßnahmen und Anordnungen mittels Online-Medien regelmäßig informiert. Tirol, besonders der Skiort Ischgl, wurden schnell zur Gefahrenzone erklärt und es wurde rasch begonnen strikte Maßnahmen zu treffen.

Wie ist die Uni mit der Krise umgegangen?

Mein Semester hat bereits Mitte Februar begonnen. Da lief alles problemlos. Als das Corona-Virus dann „näher rückte“, hat das MCI den Studierenden freigestellt, ob wir an den Vorlesungen teilnehmen möchten oder nicht. Bereits eine Woche später wurde auf Online-Lehre umgestellt. Dies erfolgte total problemlos und hat zu keinerlei Einschränkung oder Verzögerung im Ablauf geführt.

Haben Sie schon genügend soziale Kontakte knüpfen können, bevor der Lockdown kam?

Gücklicherweise hatte ich etwa 4 Wochen, um meine Kommiliton_innen

kennenzulernen. Das kam mir im Nachhinein zugute. Die Kommunikation hat sich während des Lockdowns so einfacher gestaltet, da man sich kennengelernt hat und ein Bild von der anderen Person im Kopf hatte.

Wie haben Sie den Lockdown in einem anderen Land erlebt?

Die Ausgangssperre wurde sehr schnell und strikt durchgeführt. Man durfte die Wohnung nur verlassen, wenn man einkaufen gehen wollte oder zur Arbeit musste. In Supermärkten mussten Masken getragen werden. Alle kleinen Geschäfte in der Stadt haben von heute auf morgen geschlossen und die Stadt war wie ausgestorben. Ich konnte an den Vorlesungen weiterhin teilnehmen, allerdings war es mir nicht mehr gestattet rauszugehen oder Kommiliton_innen zu treffen. Nachdem ich die Nachricht gehört habe, dass die Grenzen geschlossen werden, habe ich erst einmal abgewartet und geschaut wie sich die Lage entwickelt. Nach etwa einer Woche habe ich mich entschieden, Mitte März vorerst zurück nach Deutschland zu reisen, mit der Absicht in zwei Wochen wieder zurückzukehren. Es fuhren keine Bahnen mehr über die Grenze, sodass ich mit dem Zug bis Kufstein gefahren bin. Dort musste ich mir ein Taxi nehmen, welches mich bis zur Grenze gebracht hat. Von dort bin ich zu Fuß über die Grenze gelaufen – bis zum nächsten Bahnhof. Von Kiefersfelden aus bin ich dann mit der Bahn nach München gefahren und von München nach Hause.

Wie sah der Alltag danach aus?

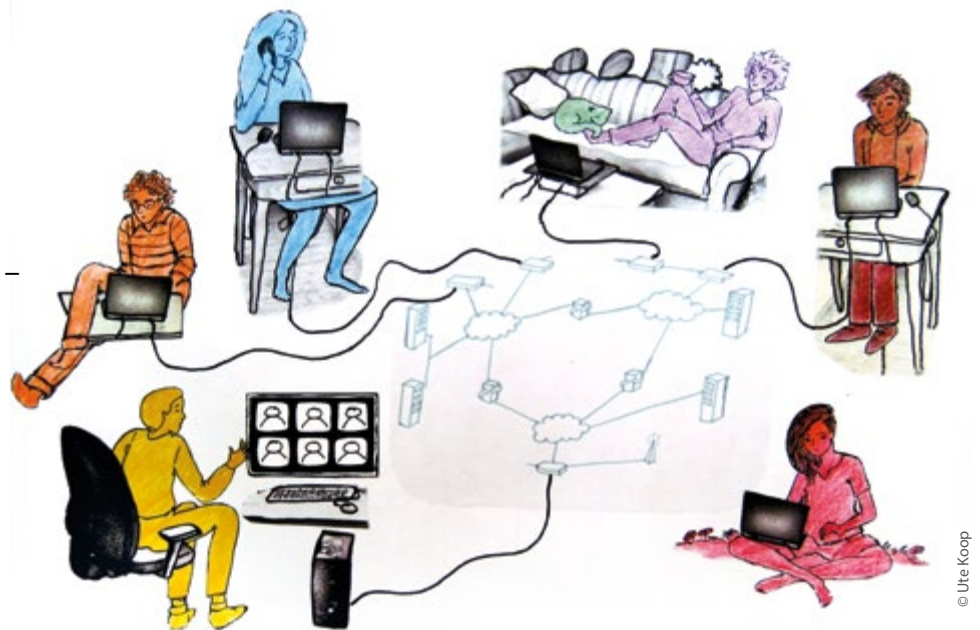
Während meines Aufenthaltes in Deutschland konnte ich in dem Haus meines Vaters wohnen. Dieser wohnt in der Nähe von Leipzig, auf dem Land. Vormittags habe ich an den Vorlesungen teilgenommen und nachmittags etwas Zeit an der Luft verbracht (laufen gehen, spazieren gehen oder Rad fahren). Es hat sich eine Routine eingestellt und ich konnte mich nach Anfangsschwierigkeiten gut mit der Situation arrangieren. Aus den geplanten zwei Wochen wurden leider zwei Monate. Was letztendlich daran lag, dass die ASH Berlin mir untersagt hat, zurückzukehren – auf Anordnung des Berliner Senates. Nach mehreren Rücksprachen mit dem International Office und der Hochschulleitung konnte ich Mitte Mai endlich zurück nach Innsbruck reisen. In den letzten zwei Monaten habe ich alles nachgeholt, was im Lockdown nicht möglich war. Ich war mehrmals in der Woche wandern, konnte mein Tennistraining fortführen und habe mich wieder mit meinen Kommiliton_innen getroffen. Seit dem 12. Juli bin ich zurück aus Österreich. Ich bin sehr glücklich und froh, dass ich nach Innsbruck zurückgekehrt bin und kann die Stadt nur empfehlen.

Mehr zum Thema auf alice online:

Weitere Erfahrungsberichte von Erasmus-Studierenden unter:
<https://alice.ash-berlin.eu/seitenwechsel/>

Flurfunk fehlt

(Un-)Möglichkeiten körperloser Kommunikation – ein Rückblick auf das Sommersemester 2020



Ute Koop

Ein Semester im Ausnahmezustand: Bisher in Präsenz durchgeführte(s) Lehre, Forschung, Arbeit und Leben an der ASH Berlin wurde engagiert in digitale¹ Formate transformiert. Hieran sind Kolleg_innen des Computerzentrums (ComZ), der Medienwerkstatt und des Supportteams Online-Lehre beteiligt. Arbeitsplätze im Homeoffice wurden mit Hard- und Software ausgestattet, der Zugriff auf ASH- Rechner und -Datenspeicher hergestellt, Videokonferenzsysteme für unterschiedliche Einsatzmöglichkeiten in Lehre, Forschung und Verwaltungsarbeit eingerichtet, Netzwerkkapazitäten erhöht, Lehrende und Studierende in der Umstellung auf Online-Lehre geschult, der laufende alltägliche Betrieb der IT-Dienste, Programme, Netzwerke und Server sichergestellt. Einige Kolleginnen waren vor Ort, um den Notbetrieb aufrechtzuerhalten, andere arbeiteten in virtueller Anwesenheit im Homeoffice. Kommunikation und Kooperation in der Abteilung wurden neu organisiert.

Vorausschau – Wintersemester 2020/21

Ein weiteres Semester im Notbetrieb steht bevor. Es gibt hierfür keine wiederkehrenden, langjährig erprobten Routinen, nur eine Gewöhnung an einen Zustand von erhöhter Aufmerksamkeit und flexibler Anpassung an sich ändernde Gegebenheiten, ohne absehbare Aussicht auf Stabilität. Es gibt lediglich – oder aber immerhin – die Erfahrungen aus dem vergangenen Semester der enormen Herausforderungen, entgrenzten Arbeitsaufwände, fantasievollen Experimente und Improvisationen, überraschenden Ergebnisse, gelungenen Bewältigungen, zwangsläufigen Um- und Irrwege, frustrierenden Fehlschläge, weiterhin offenen Fragen. Basierend hierauf wurden zahlreiche technische Änderungen und Anpassungen entwickelt. Ob diese funktionieren – es wird sich zeigen.

Videokonferenzsysteme – welche sind möglich?

Videokonferenzen als Mittel zur Kommunikation erfuhren von einem Tag auf den anderen einen enormen Aufschwung. Darauf schien in dem Umfang, wie es notwendig wurde, zu Beginn des Sommersemesters nur ein System ausreichend technisch vorbereitet zu sein:

Zoom

Zoom Video Communications ist ein US-amerikanisches Softwareunternehmen, das Software für Videokonferenzen anbietet. Hierzu gehört Zoom Meeting, das an der ASH Berlin verwendet wird, ein anwendungsfreundliches System mit vielen Möglichkeiten und stabiler Übertragung auch bei Veranstaltungen mit vielen Teilnehmenden. Die Anwendung ist an personalisierte Lizenzen gebunden. Das Unternehmen stand aufgrund von Datenschutz- und Sicherheitsmängeln von Anfang an in der Kritik, z. B. für die selbstdefinierte Auslegung von Ende-zu-Ende-Verschlüsselung, die eigentlich eine Transportverschlüsselung ist.²

DFNconf

Außer Zoom Meeting stand und steht weiterhin der Videokonferenz-Dienst DFNconf des Deutschen Forschungsnetzes (DFN)³, das selbstorganisierte Kommunikationsnetz von Wissenschaft und Forschung, zur Verfügung. Dieses bewährte System ist für kleine Gruppen geeignet. Jedoch kam es immer wieder zu starken Überlastungen seitens des Anbieternetzes, so dass die Nutzung häufig nur eingeschränkt möglich war. Eine Erhöhung der Belastungskapazitäten konnte bisher vom DFN nicht eingerichtet werden.

Alternative Konferenzsysteme wurden im Laufe des Sommersemesters an der ASH Berlin installiert, die den Bedürfnissen

nach größerer Kontrolle über die Datensicherheit durch Installation auf eigenen Servern und den Anforderungen von Online-Lehre und Kommunikation von kleinen bis großen Gruppen an der ASH Berlin eher Rechnung tragen:

Jitsi Meet

Für kleinere und mittlere Arbeitsgruppentreffen in Verwaltung, Forschung und weitere Initiativen wie z. B. eigenverantwortliche studentische Nutzung setzte das ComZ eine Jitsi-Meet-Instanz auf. Jitsi Meet ist eine webbasierte, frei nutzbare Open Source Software. Für den Zugang ist kein Account und keine Lizenz nötig, einfaches Benennen eines Raumes, der genutzt werden soll, reicht aus. Arbeitsgruppen bilden sich durch Aufrufen neuer Räume. Konferenzen werden transportverschlüsselt, auf Wunsch auch Ende-zu-Ende-verschlüsselt, durchgeführt. Die ASH Berlin hostet eigene Server für Videokonferenzen per Jitsi Meet.⁴

Big Blue Button (BBB)

Auch dieses Videokonferenzsystem ist eine webbasierte Open Source Software. Die ASH Berlin hostet diese auf eigenen Servern, eingerichtet von der Medienwerkstatt. BBB unterstützt zahlreiche Funktionalitäten speziell ausgerichtet auf Online-Lehre wie Präsentationen mit interaktiven Whiteboard-Funktionen, Desktop-Sharing, Breakout-Rooms und es gibt eine Funktion zur Untertitelung für barrierearme Nutzung. Studierende können eigene Gruppentreffen organisieren. BBB ist in die Lernplattform Moodle integriert.⁵

Videokonferenzsysteme – was machen sie möglich?

Videokonferenzen zeigen Perspektiven und Grenzen der von körperlicher Anwesenheit losgelösten Kommunikation. Treffen von einigen bis vielen Menschen können bequem vom (heimischen) Arbeitsplatz gestaltet werden. Sie können, ohne sich physisch bewegen zu müssen, an vielen Orten der Welt besucht werden, sofern die notwendige Technik vorhanden ist. Die Reichweite erhöht sich immens. Ein erstaunlicher Eindruck von Verbindung, geradezu Nähe, kann entstehen, wenn bei eingeschalteter Kamera Porträts von Teilnehmenden samt

persönlicher Bildhintergründe direkt ins eigene Wohnzimmer übertragen werden. Dies kann als erfrischend und auflockernd oder aber auch als übergriffig empfunden werden bei Einblicken von unbekannten Menschen in private Räume. Nach Trennung der Übertragung bleibt ein seltsames, abruptes Wieder-allein-vor-dem-eigenen-Rechner-Gefühl zurück.

Videokonferenzen sind stark strukturierte, inhaltlich funktional ausgerichtete Treffen, die Kontakt und Austausch der Teilnehmenden untereinander nur begrenzt z. B. über die Chat-Funktion erlauben. Die Aufmerksamkeit aller ist vorwiegend auf die gerade sprechende Person ausgerichtet. Sprechende Personen müssen den zweidimensionalen, schwingungslosen Kachelanblick vieler Porträts statt präsenter, lebendiger Ganz-Körper-Menschen aushalten. Interaktion in der Gruppe findet vorwiegend organisiert statt. Physische Begegnungen, Ausdruck von Freude beim Begrüßen von Bekannten, anregende Zweier-, Dreier-, Vielfachgespräche, spontanes Kennenlernen von Sitz-nachbar_innen, informeller Austausch, Zuruf im Vorbeigehen, Erspüren von Ausstrahlung, Gruppenstimmung, Atmosphäre, sich entwickelnde Gruppendynamik, interessiertes Mal-Gucken-wer-so-da-ist, genüsslicher Austausch von Klatsch und Tratsch, langsames Ausklingen von gemeinsam erlebten Veranstaltungen – all das ist nicht in üblicher Weise möglich bzw. kann gar nicht entstehen.

Kommunikation und Interaktion verändern sich. Videokonferenzen bieten neue, tolle Möglichkeiten, können manche bisher selbstverständliche Interaktion nicht ersetzen, regen zu alternativen Lösungen dafür an. Das ist anstrengend, gewöhnungsbedürftig, fordert zu Bewegung und Weiterentwicklung heraus.

Manches wird weiterhin fehlen. Flurfunk, unreglementierte, zufällige, überraschende, alltägliche, unbeschwerte Begegnungen und Gespräche mit körperlich anwesenden Menschen, den vertrauten Arbeitskolleg_innen, technikenabhängig – es fehlt.

Ute Koop

arbeitet im ASH Computerzentrum.

Literatur:

Kudraß, Eva: Berechenbarkeit von Zahlen, Codes und Algorithmen. S. 10–15. In: Netz-Dinge. Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin. be.bra Verlag, 2018.

¹ Moderne digitale Technik funktioniert durch digitales Rechnen mit abgegrenzten, abgestuften Werten, konzentriert auf die binären Zustände Alles oder Nichts, Eins oder Null. Digitales Rechnen ist eine der ältesten Rechenmethoden, ursprünglich Rechnen mit Finger oder Zehe. Ein digitales Rechengerät ist z. B. der Abakus. Analoge Technik arbeitet mit kontinuierlichen, stufenlosen Werten, ebenfalls eine alte Rechentechnik, eingesetzt z. B. beim Rechenschieber. Durch Digitalisierung von analogen Formaten wie Musik, Foto, Film wird eine mathematische Reduktion auf die wesentlichen Informationen vorgenommen. Alle Medienformate, Informationen und Kommunikationsinhalte liegen als standardisierte Daten vor, die mit gleichen Verfahren bearbeitet werden können (Kudraß, S.14).

² Zu dieser Debatte siehe: www.heise.de/security/meldung/Videokonferenz-Software-Ist-Zoom-ein-Sicherheitsalptraum-4695000.html, <https://dsgvo.expert/wp/datenschutzaspekte-bei-der-nutzung-von-zoom-videokonferenzen-und-alternativen/>, <https://theintercept.com/2020/03/31/zoom-meeting-encryption/>, <https://digitalcourage.de/digitale-selbstverteidigung/videokonferenzen-muessen-keine-datenschleudern-sein>

³ Informationen zum DFN: www.dfn.de/

⁴ Informationen dazu hier: www.ash-berlin.eu/onetimetreff/

⁵ Informationen dazu hier: <https://moodle.ash-berlin.eu/login/index.php>, Einloggen und dann Kurs Austausch und Informationen zu Online-Lehrformaten im WiSe 2020/21 aufrufen



Open Access

Mit freien Inhalten gegen die Pandemie

Der Bedarf an einem ungehinderten Zugang zu wissenschaftlichen Informationen hat durch die Corona-Krise enorm zugenommen. Die Open Access-Bewegung fühlt sich in ihren Forderungen bestätigt.

Joachim Dinter

Ein neuer Standard des wissenschaftlichen Publizierens

Als der Physiker Paul Ginsparg Anfang der 90er-Jahre am Los Alamos National Laboratory zum ersten Mal seinen Preprint-Server *arXiv* hochfuhr, konnte er nicht ahnen, dass er gerade in der Prärie New Mexicos den Grundstein für die Open Access-Bewegung gelegt hatte. Und doch markiert dieses Ereignis den Moment, ab dem die weltweite Forderung nach einem freien Zugang zu wissenschaftlichen Ergebnissen immer lauter und vielstimmiger wurde. Knapp dreißig steinige Jahre später steht Open Access nun kurz davor, das Standardmodell des wissenschaftlichen Publizierens zu werden.

Open Access kennt (fast) nur Gewinner_innen

Rückblickend erscheint es verwunderlich, warum der „Tipping Point“ so lange hat auf sich warten lassen. Denn die Argumente für Open Access liegen auf der Hand. Während im

Closed Access veröffentlichte Literatur nur einem exklusiven Kreis von Personen zur Verfügung steht, deren Einrichtung (sei es Schule, Uni, Firma etc.) für den Zugang bezahlt hat, kann Open Access-Literatur weltweit kostenlos gelesen, geteilt und vervielfältigt werden. Bei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern fällt dieser Vorteil auf fruchtbaren Boden, weil maximale Sichtbarkeit und multiple Verbreitungswege die Grundvoraussetzungen für einen größtmöglichen Impact der eigenen Forschungsleistung sind. Open Access macht Forschung zwar nicht besser, er fungiert aber als eine Art Wirkbeschleuniger im Wissenschaftssystem. Plakativ auf einen Nenner gebracht lautet die Gleichung: Open Access = mehr Zitationen = höhere Reputation.

Zum Wandel beigetragen hat auch die Erkenntnis, dass im alten System einiges im Argen lag und es ein *Weiter-so* bei realistischer Betrachtung nicht geben konnte. Das althergebrachte

Subskriptionsmodell sicherte den großen Verlagen teilweise aberwitzige Renditen von bis zu 40 Prozent, wie vom Branchenprimus Elsevier überliefert wird. Durch jährlich steigende Preise für Zeitschriftenabonnements, die regelmäßig deutlich über der Inflationsrate lagen, knirschte es immer lauter in den ohnehin klammen Erwerbungssetats der Bibliotheken. Während Jahr für Jahr immer mehr Geld in die Taschen der Großverlage floss¹, blieb für den Erwerb anderer Publikationsformate wie Monografien oder Sammelbände entsprechend weniger übrig, zulasten der kleinen Verleger und der Fächer, die eine stärker buchbasierte Publikationskultur haben. Der Druck zur Veränderung war also schon seit Längerem spürbar und längst überfällig.

Rückenwind aus der Politik

In den letzten Jahren erfährt die Wissenschaft zunehmend Unterstützung aus der Politik und von den großen Fördermittelgebern. So verabschiedete im Jahr 2015 das Berliner Abgeordnetenhaus die Open-Access-Strategie für Berlin und formulierte darin eine ehrgeizige Zielmarke.² Bis 2020 soll der Anteil an Open Access publizierten Zeitschriftenartikeln aus den wissenschaftlichen Einrichtungen des Landes mindestens 60 Prozent betragen. Im Jahr 2018 lag dieser Wert berlinweit immerhin bereits bei rund 41,5 Prozent – bei steigender Tendenz. Das Rahmenprogramm für Forschung der Europäischen Union „Horizon 2020“ schreibt vor, dass Veröffentlichungen aus geförderten Projekten Open Access gestellt werden müssen.³ Noch weiter geht eine Koalition aus mehreren europäischen und amerikanischen Forschungsförderern, die sich in der „cOAlition S“ zusammengeschlossen haben.⁴ Ziel ist es, die unterschiedlichen Förderkriterien im Sinne eines flächendeckenden Open Access zu harmonisieren und keine Bezahl-schranken beim Zugriff auf wissenschaftliche Informationen mehr zuzulassen.

Open Access in der Corona-Krise

Aufmerksamkeit über die Grenzen des Wissenschaftssystems hinaus hat Open Access zuletzt durch die Corona-Pandemie erfahren. Weltweit stellten Wissenschaftler_innen ihre Forschungsergebnisse auf Repositorien der Öffentlichkeit zur Verfügung. Hier gelangten vor allem die Preprint-Server zu ungeahnter Berühmtheit, auf denen wissenschaftliche Beiträge noch vor dem obligatorischen Peer-Review veröffentlicht werden. Auch viele Verlage stellten ihre Inhalte zumindest in Teilen und zeitlich limitiert offen zugänglich ins Netz. Disziplin- und

länderübergreifend entstanden in kürzester Zeit umfangreiche Sammlungen an Beiträgen und Forschungsdaten, die sich direkt oder indirekt mit SARS-CoV-2 befassen und Entscheidungsträger_innen aus Politik und Medizin einen umfangreichen Wissenskörper bei der Bekämpfung des Virus an die Hand geben.⁵

Die ASH Berlin unterstützt ihre Mitglieder beim freien Publizieren

Auch an der Alice Salomon Hochschule Berlin wird der Open Access-Gedanke gelebt. Seit einigen Jahren bietet der Publikationsserver der Hochschule, der nun unter dem Namen aliceOpen firmiert, Forschenden die Möglichkeit, ihre Dokumente der Fachcommunity zur Verfügung zu stellen. Weil aliceOpen unterschiedlichen Publikationsformaten offensteht und z. B. auch „graue Literatur“ veröffentlicht werden kann, ist der Server anschlussfähig für außeruniversitär arbeitende Berufsgruppen aus dem SAGE-Umfeld. Einen konsequenten Schritt in Richtung Open Access hat die ASH Berlin zuletzt im Herbst 2020 durch den Beitritt zu den DEAL-Verträgen gemacht. Der Abschluss eröffnet den Mitgliedern der ASH Berlin freien Zugang zum gesamten Zeitschriftenportfolio von Springer Nature, dem weltweit zweitgrößten Wissenschaftsverlag hinter Elsevier. Außerdem wird das Publizieren von Open Access-Beiträgen erheblich erleichtert. Als nächste Maßnahmen plant die ASH Berlin die Formulierung einer eigenen Open Access-Policy und die Etablierung von Beratungsangeboten rund um das freie Publizieren.

Möchten Sie mehr über Open Access erfahren oder interessieren Sie sich für eine Veröffentlichung auf aliceOpen? Wenden Sie sich bei Fragen gerne an:

Joachim Dinter

Hochschulbibliothek

Projekt „Open Access und elektronisches Publizieren“

openaccess@ash-berlin.eu

<https://opus4.kobv.de/opus4-ash/home>

Weitere Themen

auf alice online:

Arbeiten in Zeiten von Corona –

Schlaglichter aus der Bibliothek



¹ Die drei weltweit größten Wissenschaftsverlage Elsevier, Springer Nature und Wiley beherrschen einen stark konzentrierten Zeitschriftenmarkt mit einem Anteil von 58 Prozent.

² Senat von Berlin (2015): Open-Access-Strategie für Berlin. DOI: <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-26319>

³ H2020 Programme, AGA – Annotated Model Grant Agreement. Version 5.2, 26. Juni 2019, Art. 29, Abs. 2. u. 3

⁴ coalition S. URL: <https://www.coalition-s.org/>

⁵ Einen guten Ausgangspunkt für eine zielgerichtete Recherche nach frei verfügbaren Sammlungen zum Corona-Virus bietet die Seite open-access.net. URL: <https://open-access.net/informationen-zu-open-access/open-access-waehrend-der-covid-19-pandemie>



„Vieles ist auf einmal möglich“

Personalratsarbeit in Zeiten von Corona

Claudia Haase, Anka Heinzel, Kerstin Miersch, Birgit Sievers und Katrin Tepper

Ab 23. März 2020 wurde die Alice Salomon Hochschule Berlin, wie andere Berliner Hochschulen und Universitäten auch, geschlossen und läuft seitdem im Notpräsenzdienst. Der Start des Sommersemesters 2020 wurde auf den 20. April 2020 verschoben.

Die Mitarbeiter_innen der Verwaltung und in Projekten arbeiten nahezu komplett im Homeoffice und müssen dabei häufig Arbeitsanforderungen, Kinderbetreuung, Unterricht oder die Pflege und Betreuung Angehöriger parallel meistern. Da die Dienstvereinbarung „Alternierende Wohnraum- und Telearbeit“ nicht für die flächendeckende und teilweise ausschließliche Arbeit von zu Hause konzipiert wurde, musste sie vorübergehend außer Kraft gesetzt werden.

Die Hochschule versuchte, alle Mitarbeitenden mit den entsprechenden technischen Geräten (z. B. Laptop) auszustatten. Dies klappte mal gut, mal weniger gut. Eine sichere Datenverbindung steht leider noch aus. Insgesamt wird dem Thema Digitalisierung jetzt mehr Raum gegeben und Vieles ist auf einmal möglich, was noch vor Kurzem undenkbar schien.

Auch der Personalrat musste seine Arbeit, z. B. in Form von Präsenzsitzungen umstellen. Anfänglich fehlten die rechtlichen Grundlagen für diese „Online-Sitzungen“, inzwischen wurde das Personalvertretungsgesetz aber entsprechend geändert. Die wöchentlichen Personalratssitzungen und die monatlichen Gespräche mit der Hochschulleitung werden seit März via Zoom oder per Telefonkonferenz abgehalten. Eine Herausforderung, die anfänglich alles von uns forderte, denn nicht immer funktionierten die Verbindungen auf Anhieb. Uns war es jedoch wichtig, den gewohnten Turnus beizubehalten, um Vorgänge im Personalbereich nicht zu verzögern und uns für die Belegschaft weiterhin einzusetzen. Schon bald häuften sich Fragen zur aktuellen Situation wie:

„Wie soll ich den Arbeitsanforderungen, der heimischen Beschulung meiner



CORONA POETRY SLAM

Kinder, oder der Betreuung von Kleinkindern oder Angehörigen gleichzeitig gerecht werden ohne hinreichende Technik?“ „Wie kann der Arbeits- und Datenschutz weiterhin gewährleistet werden?“ „Wie soll ich Mehrarbeit und Überstunden erfassen, die ja während der alternierenden Wohnraum- und Telearbeit eigentlich nicht erbracht werden dürfen?“

Der Arbeitssicherheitsausschuss unter Beteiligung des Personalrates hatte viele Komponenten für die Erstellung eines Hygieneplans zu bedenken. Und immer wieder musste in diesem Lernprozess nachjustiert werden.

Der Austausch zwischen den Personalräten der Berliner Hochschulen und Unis wurde intensiver. Parallelen der Probleme sichtbarer.

Am 24. Juni 20 fand dann via Zoom unsere jährliche Personalvollversammlung statt. Zu der alljährlichen normalen Nervosität kam jetzt auch die Sorge: Wird die Technik stabil sein, können wir sie richtig bedienen, Bildschirm teilen, Redner_innenliste im Blick haben, moderieren?

Doch irgendwie wurde sie ein Erfolg: Es waren ca. 80 Kolleg_innen (das sind 61,5 %) zugeschaltet, so viele wie noch nie. In drei Stunden haben wir Rückliegendes, Aktuelles und kommende Entwicklungen, wie z. B. die Einführung von Fachbereichen besprochen und das Thema Corona war irgendwie immer dabei.

Ende August ist ein kleines Stück Normalität zurückgekehrt. Der Entwurf für die Ergänzung der Dienstvereinbarung „Alternierende Wohnraum- und Telearbeit“ wurde um die Punkte „Datenschutz“ und „Technikausstattung“ ergänzt und liegt zur Diskussion vor. An dieser Stelle möchten wir uns herzlich bei der Datenschutzbeauftragten, Karina Keil, für ihre Unterstützung bedanken, die alle Lücken des Datenschutzes im Blick hat.

Euer Personalrat



Judith Steiger, Anna Donath, Katja Blume und Carlotta Buchallik

Corona, Covid-19, SARS-CoV-2,
es kam, sah und siegte
normal ist schon lange vorbei.
Doch wir schlagen zurück und
bleiben zu Haus
Und die Zeit, sie bleibt stehen, während
wir weitergehen
Denn wir machen das Beste daraus.
Alles, was wir je wollten, können wir
jetzt haben.
Zeit für Pausen, lesen, kochen, backen,
lang liegengebliebene Projekte anpacken.
Corona, Fluch, Geschenk oder Spende –
doch war das die lang ersehnte
Lebenswende?

Morgens liege ich lang im Bett –
Ist eigentlich auch ganz nett.
Mein neues IT-Piece ist jetzt 'ne Maske
und ich mach mir jeden Tag 'ne neue
Veggie-Paste.

Jedoch hält die Kaffeepackung nur noch
drei Tage
und meinen Schokikonsum stell ich
langsam auch infrage.
Dazu gibt's täglich frisches Bananenbrot –
hoffentlich ist der Sauerteig nicht schon
wieder tot.

Liege ich mal nicht auf der Couch in
meiner Jogginghose
und esse zu viel Ravioli aus der Dose,
Düse ich mit meinem Fahrrad durch
die Stadt,
nur leider komm ich damit nicht zum Watt.

Mein neues Urlaubsziel liegt auf Balkonien,
dabei wäre ich viel lieber in Mazedonien.
Zudem schreib ich neuerdings jeden Tag
'nen Brief,
wenn auch nicht allzu kreativ.

Ich tanz nicht mehr durch die Nacht;
zu Hause ist es dagegen die reinste
Schlacht,
denn wenn wir alle spielen,
kann ja immer nur die Eine siegen

Ich bin draußen, hab meine Schutzzone
verlassen
und etwas unwohl durchquere ich die
Gassen,
Menschen, zu viele Menschen sind auf
der Jagd nach Frischluft und Futter,
Mist ... hab ich eigentlich noch
ausreichend Butter?

Da kratzt es im Hals, ein Impuls in
der Brust,
explosionsartiges und lautes Ausstoßen
von Luft.
Alles bleibt stehen, ich seh' Köpfe sich
drehen, Blicke gehen
bis unter die Haut. Wie konnte es
passieren,
ich konnt's nicht kontrollieren,
dabei wollte ich doch mit Abstand und
Stille brillieren.
Ich reiß mich zusammen, meine Lunge
formt einen Knoten,
denn seit Corona ist öffentliches Husten
verboten.

Corona, dich find ich nett,
ich mach's mir wegen dir so richtig fett.
Mein Tag hat keine Struktur,
es ist ja sowieso keine Batterie in der Uhr.

Kaffeesucht und Zuckersucht lassen
grüßen,
dafür kann das eh nicht vorhandene
SixPack auch ein bisschen büßen.
Nur manchmal da denk ich so:
hmmmm, heute mal Sport? Ach, i wo!

Netflix kenn ich schon auswendig,
denn Serien guck ich ständig.
Lesen tu ich auch
und hab dabei die Katze auf dem Bauch.

Was fehlt, ja das ist der Hang zur
Realität,
der, dank dir, ein bisschen verloren geht.
Doch das ist irgendwie egal –
wir haben ja auch keine Wahl.

Das Zimmer ist schon zehnmal
ausgeräumt,
es wird viel taggeträumt.
Spotify hör ich rauf und runter,
der Kaffee hält mich beim Homedancing
munter.

Alles nur 'ne Illusion,
denn Corona, wir kriegen dich schon.
Und irgendwann, da bist du nicht
mehr da
Und dann wissen wir kaum mehr,
wie's mal mit dir war.

HELLEUM goes digital

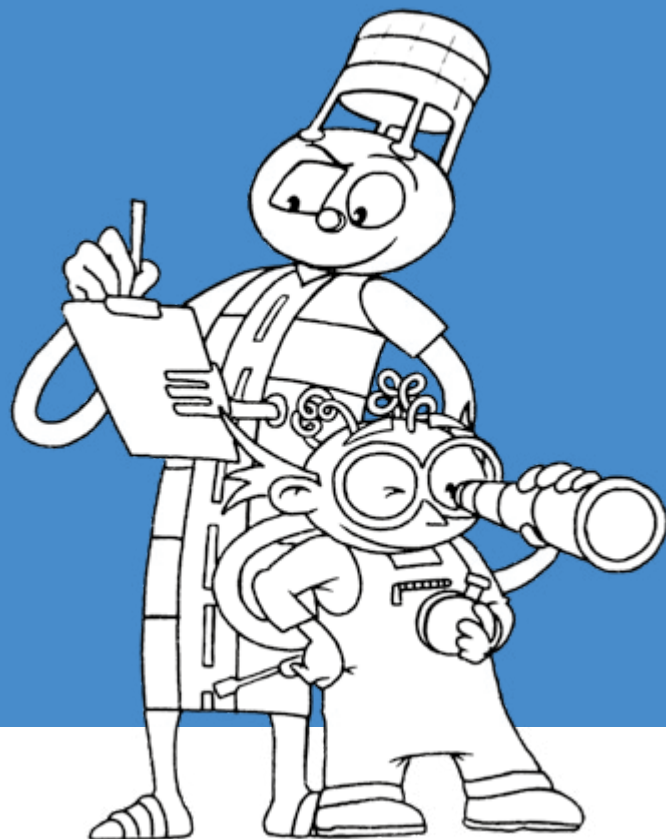
Das Kinderforscher*zentrum¹ HELLEUM entwickelte während des Lockdowns Angebote zum Forschen und Entdecken für zu Hause

Hartmut Wedekind und Olga Theisselmann

Lockdown und was nun?

Wie für alle Einrichtungen kam auch für das Kinderforscher*zentrum HELLEUM die Schließung völlig unerwartet. Kinder standen vor verschlossenen Türen und sprachen Mitarbeiter_innen an: „Wir vermissen euch!“ „Wann können wir euch wieder besuchen?“ Das Team stand vor der Herausforderung, die Arbeit in einer Zeit der ausschließlichen digitalen Kontaktaufnahme weiterzuführen. Welche Möglichkeiten können wir nutzen, um Kindern und ihren Eltern weiter einen lernwerkstattaffinen Zugang zum Forschen zu bieten?

Wir wollten nicht zurückfallen in eine – dann doch leider sehr oft beobachtete – Arbeitsblatt-Renaissance. Weiterhin sollten Phänomene, die zum Verwundertsein anregen und das Bedürfnis auslösen, „dahinter kommen zu wollen“, genutzt werden, um Kinder zum Forschen einzuladen. Uns war klar, dass ein zentrales und wichtiges Kennzeichnen von Lernwerkstattarbeit, die unmittelbare und empathische Begleitung der Lernenden bei ihren explorierenden Erkundungen, über digitale Angebote nur schwer umzusetzen ist. Wir mussten eine Form finden, die es mithilfe der digitalen Medien ermöglicht, bei Kindern Lust und Freude am Forschen zu Hause oder auch in pädagogischen Einrichtungen zu erzeugen.



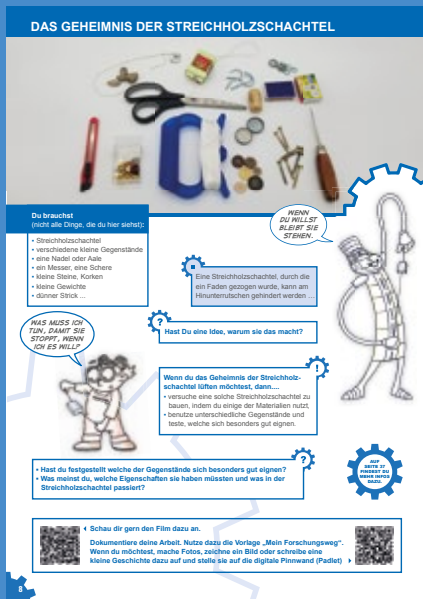
Um der Philosophie der Lernwerkstattarbeit auch mit neuen digitalen Formaten treu zu bleiben, mussten folgende drei zentralen Herausforderungen angenommen und entsprechende Lösungen gefunden werden:

1. Wie kann ein digitales Format aufgebaut und nutzerfreundlich abrufbar gemacht werden?
2. Wie können Kinder und Erwachsene ermutigt und vielleicht auch „verführt“ werden die digitalen Angebote zu nutzen?
3. Wie soll der eingeschlagene Weg hin zum Digitalen auch nach der Lockerung bzw. der Aufhebung der Pandemie-bedingten Einschränkungen weiterverfolgt werden?

Die Idee begann zu wachsen

Mit Beginn des Lockdowns hatten wir bereits recht schnell begonnen, kleine „Wohnzimmer- und Küchenexperimente“, die unkompliziert mit Alltagsmaterialien durchgeführt werden können, auf unsere Homepage unter „HELLEUM Zuhause“ (www.helleum-berlin.de/home/angebote/helleum-zuhause/) zu stellen. Die technische Lösung war damit gefunden. Wesentlich herausfordernder war es jedoch, auch die Idee der Lernwerkstattarbeit in die Angebote zu implementieren.

Wie bereits in vorherigen Ausgaben des alice Magazins vorgestellt (vgl. Ausgaben 31/2016, 33/2017, 34/2017, 35/2018, 36/2018), existiert im HELLEUM ein klares methodisches Konzept, welches die selbstbestimmte explorative Begegnung der Kinder mit alltäglichen Dingen möglich machen soll. Auf keinen Fall wollten wir darauf verzichten, den Dingen den gebührenden Platz zu geben, den sie in unserem Konzept einnehmen. Die Aussage von Martin Wagenschein „Lernen beginnt mit Verwundertsein“ sollte weiterhin



Impulskarte statt schnödes Arbeitsblatt –
das HELLEUM weckt den kindlichen
Forscherdrang

Beachtung finden, da sie eine wesentliche Richtschnur unseres Tuns darstellt. Auch auf eine Reflexion der vollzogenen Lernprozesse und eine Dokumentation der Lernergebnisse sollte nicht verzichtet werden. Erste Ideen dazu wurden erarbeitet und umgesetzt.

Wie aber kann eine empathische Lernbegleitung als zentrales Element von Lernwerkstattarbeit in die digitalen Angebote aufgenommen werden, ohne dass eine direkte Begegnung mit den Kindern auf Augenhöhe realisiert werden konnte? Erste Antworten fanden wir in den von Hagstedt (1992) beschriebenen Lerngartenmodellen: Arbeitsplan-, Stationen- und Buffetmodell bieten einen entsprechenden didaktischen Rahmen, der es ermöglicht, mehr oder weniger offene Impulse zu geben und den Kindern ausreichende Freiheiten für ihre Entdeckungen einzuräumen.

Vom Verwundertsein bis zur Reflexion – der Aufbau des Angebots

Film → Impulskarte → Mein Forschungsweg → digitale Pinnwand

Jedes experimentelle Angebot kann mit einem kleinen Film gestartet werden, der ein Phänomen zeigt und Neugierde und Verwunderung auslösen soll. Die meisten Phänomene werden nur angedeutet, um nicht schon gleich die Lust für das eigene Erkunden zu nehmen. Mit Impulskarten werden die Kinder mit Dingen aus dem Alltag konfrontiert, die sie für die Versuche nutzen können. Je nach zugrunde gelegtem Lerngartenmodell sind die Impulse enger oder weiter gefasst. Dialogangebote

fordern die Kinder auf, Vermutungen zu äußern und erste vorläufige Erkenntnisse in der Dokumentation „Mein Forschungsweg“ festzuhalten. Um weiterhin mit den Kindern im Kontakt zu bleiben, werden sie gebeten auf einer digitalen Pinnwand (Padlet) mit uns Kontakt herzustellen, ihre Ergebnisse vorzustellen oder einfach Geschichten zu schreiben, die ihnen im Zusammenhang mit den Versuchen einfallen.

Resümé und Perspektive

Noch sind wir Suchende, die digitales und analoges Lernen im Kontext von Lernwerkstattarbeit verbinden möchten. Die bisher überaus positiven Rückmeldungen haben uns ermutigt, das digitale Projekt „HELLEUM Zuhause“ auch als ein Hybridangebot in Form einer Broschüre zu veröffentlichen, in der über QR-Codes auf die HELLEUM-Homepage und die dort abgelegten Filme, Impulskarten und auf ein Padlet zugegriffen werden kann. Die Broschüre wurde am 19. August 2020 von Cathrin Braun, Leiterin der Außenstelle Marzahn-Hellersdorf der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie und Prof. Dr. Hartmut Wedekind, wissenschaftlicher Leiter des HELLEUM, vor Gästen aus Grundschulen, der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie (SenBJF), der ASH Berlin und dem Bezirksamt Marzahn-Hellersdorf vorgestellt. Prof. Dr. Bettina Völter, Rektorin der ASH Berlin, betonte im Rahmen der Veranstaltung, dass der Erfolg und die Weiterentwicklung von Angeboten wie diesen, bei dem Lernende digital ermutigt werden zu experimentieren und zu forschen, ein innovatives Projekt für die sinnvolle Nutzung digitaler Bildung sei, das eine ressortübergreifende Förderung durch das Land Berlin verdient.

Aktiv an der Erstellung des digitalen Angebots und der Broschüre waren unter Leitung von Hartmut Wedekind, Holger Haas, Andreas Hörster (Absolventen der ASH Berlin), Sabrina Schwark (Studentin ASH Berlin/Bachelor Erziehung und Bildung in der Kindheit, EBK) und Prof. Dr. Francesco Cuomo (Professor für Frühpädagogik und -didaktik) beteiligt. Hauptsponsoren sind die Völter-Stiftung aus Sindelfingen und die Firma POBURSKI Dachtechnik Ost GmbH aus Berlin.

Gegen eine kleine Schutzgebühr kann die Broschüre im HELLEUM erworben werden. ■

¹ * steht anstelle der kompletten Genderschreibweise. Wir haben bewusst auf die genderneutrale Schreibweise „Kinderforschungszentrum“ verzichtet, um deutlich zu machen, dass im Zentrum Kinder selber forschen und nicht beforscht werden.

Literatur:

Hagstedt, H. (1992): Offene Unterrichtsformen. Methodische Modelle und ihre Planbarkeit. In: Hameyer, U., Lauterbach, R. & Wiechmann, R. (Hrsg.), Innovationsprozesse in der Schule. Fallstudien, Analysen und Vorschläge zum Sachunterricht. Bad Heilbrunn, S. 367–382

Wagenschein, M. (2009): Naturphänomene sehen und verstehen. Genetische Lehrgänge. Das Wagenschein-Studienbuch. 4. Auflage. Bern: hep der Bildungs-verlag

Ein Theater mit „Risikogruppe“

Ein Ensemble mit 60 älteren Menschen erprobt während der Pandemie neue künstlerische Formen und Möglichkeiten des Austausches und der Vernetzung untereinander.

Johanna Kaiser

Das Theater der Erfahrungen, seit über 10 Jahren in enger Kooperation mit der ASH Berlin, arbeitet nach einem ressourcenorientierten Ansatz. Ein Ensemble mit ca. 60 älteren Menschen, die sich hier zivilgesellschaftlich im kulturellen Bereich engagieren, treffen sich ehrenamtlich wöchentlich in verschiedenen Gruppen und Konstellationen. Ob dabei viel Mehrsprachigkeit im Probenraum zu finden ist, intergenerativ gearbeitet wird oder in Konstellationen, die ihren Schwerpunkt in Genderdiversität oder Inklusion sehen, allen Gruppen ist eines gemeinsam: kreative Potenziale zur Entfaltung zu bringen und in Communities wirksam zu werden. Wichtig dabei sind die gemeinsamen Treffen, die künstlerische Zusammenarbeit und die teambasierten Auseinandersetzungen, denn hier sammeln sich ihre Ressourcen.

Risiko statt Ressource

Und plötzlich ist der Fokus ein anderer. Alte Menschen gehören einer Risikogruppe an. Sie müssen sich schützen, sollen zu Hause bleiben, wenig Kontakt haben. Risiko statt Ressource!

Der individuelle Umgang damit ist so unterschiedlich, wie es auch die Spieler_innen sind, doch auch hier gibt es eine Gemeinsamkeit: die Suche nach neuen Wegen, um dabeibleiben zu können.

Telefonkonferenzen werden eingerichtet und ersetzen die wöchentlichen Zusammenkünfte zunächst, wenn auch eingeschränkt. Hier werden Befindlichkeiten ausgetauscht und schnell entwickelt sich ein gegenseitiges Coaching, um die digitalen Kanäle nutzbar zu machen. Was kann man mit den Smartphones alles machen, wer kennt jemanden, der mir einen Laptop in Gang bringen kann, muss ich den Telefonanbieter wechseln, um an den Telefonkonferenzen (Telkos) teilnehmen zu können u. v. m.



© Petra Newiger

Eine Parkprobe der Spätzünder und der Bunten Zellen im Juni im Rudolph-Wilde-Park in Schöneberg

Ressource im Risiko

Doch es wären keine Theatergruppen, wenn sich die Gespräche hier erschöpfen würden. Es geht um Kreativität und dazu werden neue Formen gefunden. Fotos und Gedichte, kleine Handyfilme und Geschichten werden von den Spieler_innen verfasst und auf die Webseite gehievt. Vom Dialogschreiben am Telefon bis zum Reimen in den Telkos, neue Wege werden erprobt.

Wer ist hier die Risikogruppe? Dies fragen im Rap die Spieler_innen der Bunten Zellen und besingen die sogenannten Stehrumchen, die im Lockdown im Zuge von Hausputz und Aufräumwahn entsorgt wurden.¹ Gefunden wurde das Thema im Austausch per Telefonkonferenz, gereimt und geprobt in Einzelbetreuung, gefilmt und geschnitten für die digitale Kunst. Die Spätzünder lassen sich nicht erschüttern, singt eine Spielerin und ist mit ihrem Lied auf der Webseite zu hören. Weitere Künste der Akteur_innen

zeugen von deren Umgangsweise: Humor und Teilhabe durch Sichtbarkeit.

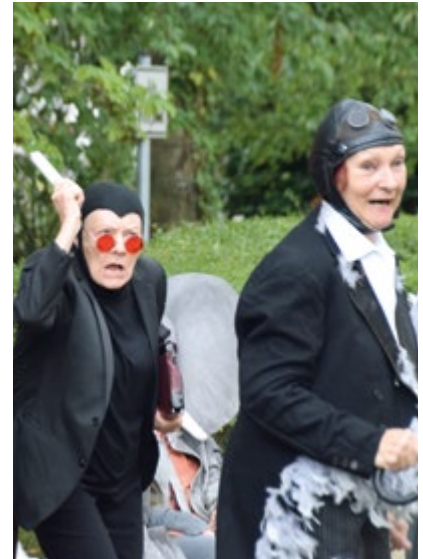
Alles gut also? Das wäre zu einfach, denn es bedarf tatsächlich sorgfältiger konzeptioneller Überlegungen, um niemanden zu verlieren, weder Spieler_innen noch Veranstaltungsorte, weder Förderungen noch Unterstützer_innen.

Dezentral und digital im Altentheater

So wird kurzerhand die Sommerpause verkürzt, denn nun kann man draußen proben, draußen spielen. Seniorenheime oder Nachbarschaftsheime mit Gartenanlagen werden als mögliche Spielorte ausfindig gemacht, Mikrofone kommen zum Einsatz, Stücke werden nach Hygieneregeln umgeschrieben: mehr Abstand zwischen den Spieler_innen, nicht mehr als drei Personen auf der Bühne, keine Hinterbühnen mit enger Umkleide, sondern transparente Bühnenflächen. Es gibt öffentliche Proben im Freien,



Aufführung der Gruppe Spätzünder in einer Kurzversion der Inszenierung „Gnadenbrot - eine viehische Komödie“



© Fotos: Theater der Erfahrungen



Der Aufnahmeprozess des Stehummchen-Projekts der Gruppe Bunte Zellen

Theaterspaziergänge kostümiert im Park, Einzelproben drinnen, an denen für digitale Produktionen gearbeitet wird.²

Hat das Bewusstsein für die eigenen Ressourcen im Alter einen Knacks bekommen? Corona machte zunächst unsicher und auch ängstlich. Die Biege zu schaffen, auch damit künstlerisch umzugehen, sich Partizipation nicht nehmen

zu lassen, musste neu gefunden werden. Die sozialkulturelle Arbeit auch mit alten Menschen verändert sich.

Altentheater und digitale Formen scheinen auf den ersten Blick nicht herausragend gut zusammenzupassen, auf den zweiten aber dann doch. Zumal die Kulturarbeit insgesamt derzeit sehr auf die neuen Medien angewiesen ist und den kreativen Umgang damit übt. So findet das Preisträgerfestival des Bund Deutscher Amateurtheater dieses Jahr erstmalig online statt.² Auch das Theater der Erfahrungen will in diesem Bereich am Ball bleiben. Schon lange werden Aufführungen der Gruppen mitgeschnitten und die Erarbeitungsprozesse filmisch erforscht und sind auf nationalen sowie internationalen Konferenzen zu sehen. Nun gibt es neue spannende Gehversuche im digitalen Universum, beispielsweise getrennt gesungene aber als gemeinsam digital dargestellte Lieder oder ein gruppenübergreifendes Video-Märchen-Projekt, welches schrittweise einzeln geprobt und aufgenommen zu einer Präsentation zusammengeschnitten wird. Die künstlerischen digitalen Eroberungen werden mit praktischen flankiert, die Vernetzung im Fokus haben. So führte das Interesse der älteren

Spieler_innen zu der Idee, partizipativ eine App für Ältere zu entwickeln.

Theaterarbeit mit Älteren war in der bisher entwickelten Form in Zeiten der Pandemie zu riskant und ist es noch. Es wurden schonende und vorsichtige, aber nicht weniger artifizielle künstlerische Formen und Möglichkeiten des Austausches und der Vernetzung untereinander gefunden.

Diese Neuerungen förderten Ressourcen ans Licht, die weiterentwickelt werden. Sie ersetzen nicht das, was zurzeit in der Mottenkiste verschwindet: spontanes Agieren, lebendiges prozesshaftes Proben und Spielen mit großen Gruppen vor und mit vielen Menschen. Doch sie befördern einen Anschluss an digitale Welten, der auch für eine Altenkultur in sozialen Feldern aufregend und inspirierend sein kann und eine Möglichkeit zur Sichtbarmachung und Partizipation im besten Sinne bietet. ■

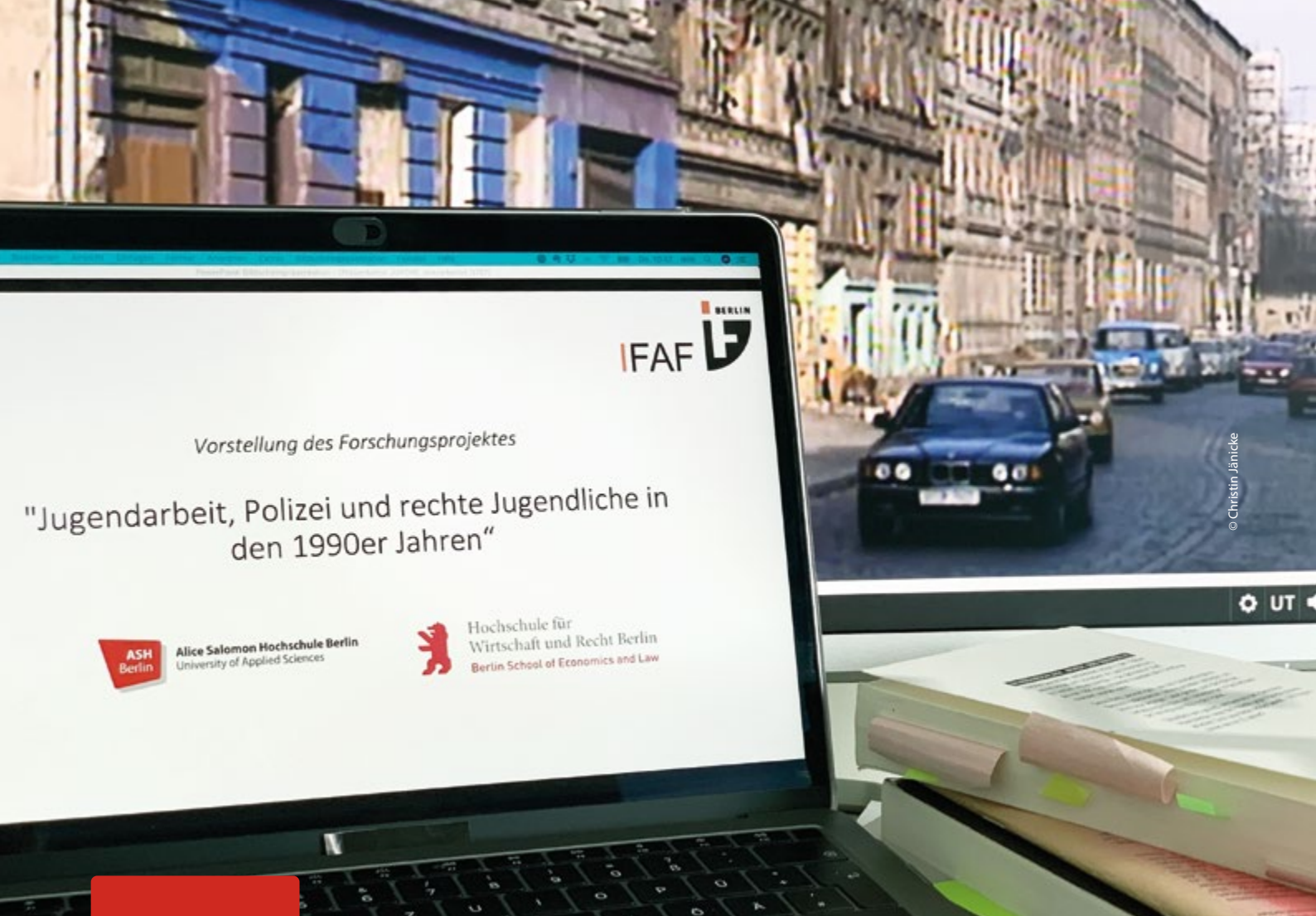
Johanna Kaiser

ist Professorin für Kultur Ästhetik Medien mit dem Schwerpunkt Theater und Ko-Leiterin des Theaters der Erfahrungen/ Nachbarschaftsheim Schöneberg e.V.

¹ <https://theater-der-erfahrungen.nbhs.de/digitale-projekte/stehrumchen-rap>

² <https://theater-der-erfahrungen.nbhs.de/digitale-projekte>

² <https://bdat.info/projekte/amarena/deutscher-amateurtheaterpreis/>



alice forscht

Die Baseballschlägerjahre

Soziale Arbeit und Polizei revisited

Ein Forschungsprojekt rekonstruiert Antworten der Sozialen Arbeit und der Polizei auf die rechte und rassistische Gewalt in den 1990ern in Ostdeutschland.

Helene Mildenberger und Christin Jänicke

Das Jubiläumsjahr 2019/20 zum Fall der Mauer und der Deutschen Einheit hat die „Baseballschlägerjahre“¹ der 1990er-Jahre wieder in Erinnerung geholt. Betroffene und Beobachter_innen berichteten in den letzten Monaten verstärkt, wie kurz nach der Wende rechte Jugendliche mancherorts das Straßenbild dominierten und regelrecht Jagd machten auf Menschen, die nicht in ihr Weltbild passten. In diesen Jahren entwickelte sich ein spezifisches gesellschaftliches Milieu und eine politische Kultur, die bis heute nachwirkt: Einige Jugendliche von damals nehmen heute teil an rassistischen Demonstrationen, kandidieren für extrem rechte Parteien oder verüben rechtsterroristische Anschläge und Morde.

Jugendarbeit, Polizei und rechte Jugendliche (JUPORE)

Das Forschungsprojekt JUPORE geht der Entstehung dieses demokratiefeindlichen gesellschaftlichen Klimas auf den Grund. Es setzt sich mit Jugendarbeit, Polizei und rechten Jugendlichen in den 1990er-Jahren auseinander, um Erkenntnisse für die Fachdebatte als auch für die heutige Praxis zu erlangen. Als Kooperationsprojekt der ASH Berlin und der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin werden Perspektiven aus Sozialarbeitswissenschaft, Sozialpädagogik, Gender Studies sowie Politikwissenschaft und Polizeiwissenschaft miteinander verknüpft.

Der interdisziplinäre und multiperspektivische Zugang des Projektes ermöglicht, die politischen Prämissen zu identifizieren, unter denen seit der Wende sowohl die Soziale Arbeit als auch die Polizei agierte. Unsere Forschung rekonstruiert einerseits das damalige sozialarbeiterische Handeln, das vor allem am Konzept der „akzeptierenden Jugendarbeit“ orientiert war, als auch die polizeilichen Reaktionen auf das Erstarken der extremen Rechten. Dabei wollen wir auch fragen, wie sich das damalige weitgehende Fehlen dezidiert geschlechtersensibler und rassismuskritischer Perspektiven auf die Fachdiskussion und die praktische Arbeit ausgewirkt hat.

Regional fokussiert sich das Projekt auf die Bezirke Berlin-Lichtenberg und Cottbus-Sachsendorf – Gegenden, deren Alltag damals wie teils heute geprägt ist von einer hohen Anzahl an rechten Gewalttaten. Mögliche Ursachen hierfür sind vielfältig und komplex und müssen immer auch unter den Bedingungen und Perspektiven der Transformationsgesellschaft und vor dem Hintergrund der allgemeinen

politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen betrachtet werden. Dabei soll auch der Blick auf die Situation der Sozialen Arbeit und der Polizei gegen Ende der DDR geworfen werden, um nicht den einseitigen Narrativen der generellen Abwertungserfahrungen im Kontext der Wende zu verfallen.

Forschungsstart im Lockdown

Ein Forschungsprojekt zu beginnen, genau in dem Moment, in dem eine Pandemie die Welt in Atem hält, ist mit einigen Herausforderungen verbunden. Das betrifft einerseits die Konstitution eines Forschungsteams, welches sich zunächst ausschließlich auf dem Bildschirm kennenlernt und andererseits organisatorische Unklarheiten, welche Veranstaltungsformate wann, wie, und wo möglich sein werden. Verordnete Einstellungsstopps, welche eine Stelle im Team monatelang unbesetzt lassen oder geschlossene Bibliotheken und unerreichbare Zeitschriftenaufsätze aus den 1990er-Jahren – dies alles sind Gegebenheiten, die eine reibungslose Recherche und konzentrierte Arbeit beeinträchtigen. Und dennoch: Den Umständen entsprechend ist die Forschung gut im Zeitplan, es wurde viel interessantes Material aus Lichtenberg und Cottbus zutage gefördert und es herrscht Erleichterung darüber, wie gut alles auch trotz der widrigen Umstände laufen kann. Zu hoffen bleibt, dass auch in den nächsten Monaten die geplanten projektbegleitenden Werkstattgespräche in abgewandelter Form stattfinden können. Bei diesen Gesprächen wollen wir mit Fachkräften aus Sozialer Arbeit, Polizei und Zivilgesellschaft in Austausch treten, um der Praxisnähe und Interdisziplinarität des Projekts gerecht zu werden. ■

„Der interdisziplinäre und multiperspektivische Zugang des Projektes ermöglicht, die politischen Prämissen zu identifizieren, unter denen seit der Wende sowohl die Soziale Arbeit als auch die Polizei agierte.“

Kurzinformation

Projektname

JUPORE – Jugendarbeit, Polizei und rechte Jugendliche in den 1990er-Jahren

Projektlaufzeit

April 2020 – März 2022

Projektleitung

Prof. Dr. Esther Lehnert
Prof. Dr. Christoph Kopke

Kooperationspartner

Hochschule für Wirtschaft und Recht (Berlin)

Fachstelle Gender, GMF und Rechtsextremismus der Amadeu Antonio Stiftung (Berlin)

Emil Julius Gumbel Forschungsstelle – Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien e. V. (Potsdam)

Aktionsbündnis gegen Gewalt, Rechts extremismus und Fremdenfeindlichkeit (Potsdam)

Landesstelle für Gleichbehandlung – gegen Diskriminierung (Berlin)

Förderer

IFAF – Institut für angewandte Forschung Berlin

Autor_innen

Helene Mildenerberger, Christin Jänicke

Projektwebseite

www.ifaf-berlin.de/projekte/jupore/

¹ Unter dem Twitter-Hashtag #baseballschlaegerjahre erzählten Ende 2019 hunderte Menschen, wie sie in den 1990er- und 2000er-Jahren von Neonazis verfolgt, bedrängt und verprügelt wurden. Initiiert hatte den Hashtag der Journalist Christian Bangel, der seine Erfahrungen mit rechter Gewalt in einem Roman niederschrieb.

Extended Reality im neu erbauten Skills Lab



Im Oktober 2020 startete das vom IFAF geförderte Forschungsprojekt „An Extended Reality Enhanced Skills Lab – skill.LAB:XR“ an der ASH Berlin in Kooperation mit der HTW Berlin und dem Deutschen Herzzentrum Berlin.

Johannes Gräske

Während sich seit Mitte März ein Großteil der Mitarbeitenden der Hochschule im Homeoffice befinden, herrscht auf der Baustelle am Fritz-Lang-Platz (FLP) geschäftiges Treiben. Mit ausreichend Vorstellungskraft und dem Blick auf die Baupläne lässt sich trotz Baumaterialien und unverputzter Leitungen langsam erahnen, dass hier eine komplexe Lernumgebung für die Studierenden des primärqualifizierenden Bachelorstudiengangs Pflege (BAP) entsteht.

Mit der Verantwortungsübernahme über die akademische Ausbildung kommt unserer Hochschule die besondere Herausforderung zu, neben theoretischen Inhalten zukünftig auch praktische Übungen im Skills Lab zu simulieren.

Die Baupläne des neuen Skills Labs am FLP sehen vor, im vorderen Bereich eine häusliche Wohnumgebung inklusive Küchenzeile und Bad abzubilden, um Einsätze im ambulanten Sektor einzuüben. Der hintere Abschnitt wird möglichst detailgetreu dem Krankenhaussetting entsprechen. Bedingt durch Verzögerungen im Umbau befinden sich die bereits vorhandenen Simulationspuppen noch in den Kartons und warten auf ihren Einsatz. An ihnen werden demnächst erste Pflegesituationen in einem provisorischen Skills Lab trainiert.

Ebenfalls im Oktober startete das Forschungsprojekt „An Extended Reality Enhanced Skills Lab“, bei dem Unterrichtseinheiten im Skills Lab mit dem Einsatz erweiterter Realitäten kombiniert

werden. Gemeinsam mit der Hochschule für Wirtschaft und Technik Berlin (HTW) wird deshalb in den kommenden zwei Jahren daran gearbeitet, XR in die Pflege zu bringen und praxisnah zu erproben. Die sogenannten Extended Reality (XR)-Technologien stellen eine der wesentlichen Schlüsseltechnologien der Zukunft dar. Unter XR wird die Gesamtheit der virtuell erweiterten bzw. generierten Realitäten zusammengefasst. Aktuelle XR-Headsets besitzen Kameras, welche es ermöglichen je nach Art der Anwendung und Bedarf eine gänzlich virtuell generierte Umgebung zu erleben, oder auf eine erweiterte Wahrnehmung der realen Umgebung zu wechseln.

Die ASH Berlin übernimmt unter der Leitung von Prof. Dr. Johannes Gräske den



Bald sollen Studierende im Skills Lab arbeiten –
im August wurde noch gebaut

Ein erster Rundgang durch das virtuelle
Patient_innenzimmer an der HTW Berlin.
Im weiteren Projektverlauf wird das virtuelle Zimmer dann
wie das neue Skills Lab der ASH Berlin aussehen



pflegewissenschaftlichen Schwerpunkt, während Prof.in Susanne Brandhorst von der HTW Berlin mit ihrem Team Fertigkeiten aus den Bereichen Design, Informatik und Game Design einbringen wird. Unterstützt wird das Projekt durch pflegepädagogische Hinweise vonseiten der Krankenpflegeschule des Deutschen Herzzentrums Berlin. Geplant ist, unter Einsatz aller fachlichen, technischen und auch künstlerischen Möglichkeiten drei typisch pflegerische Szenarien zu entwickeln, die die Skills Lab-Ausbildung von Studierenden und Auszubildenden erweitert. Die ausgewählten Szenarien sind die venöse Blutentnahme, das Legen eines transurethralen Blasenkatheters sowie das Legen einer oronasalen Magensonde. Entsprechend des Szenarios werden dabei Patient_innenreaktionen (wie Kopfbewegungen, Husten, Nachfragen) und haptisches Feedback (bspw. ein Widerstand beim Einführen eines Schlauches) simuliert.

Das Projekt selbst wird vor allem in den ersten Monaten vom intensiven fachlichen Austausch leben. So profitieren alle Teammitglieder davon, dass insbesondere in der letzten Zeit online-basierte Meetings und Videokonferenzen zu unserem beruflichen Alltag geworden sind. Mit nur wenigen Klicks entstehen neue Kommunikationswege für Absprachen und Klärung von Detailfragen

zwischen den Mitarbeitenden der HTW Berlin und ASH Berlin. Diese neuen Wege, so ungewohnt sie zu Beginn auch erscheinen, sind absolut notwendig für den Austausch während der Pandemie, um auch vom heimischen Arbeitsplatz aus die ersten Arbeitsschritte durchführen zu können. So hatten beispielsweise die Kolleg_innen von der HTW Berlin Pandemie-bedingt bisher keine Möglichkeit, die Baustelle des Skills Labs zu besichtigen. Baupläne und Fotos vermitteln ihnen nun einen ersten Eindruck von der Umgebung, da zur Entwicklung der XR-basierten Trainingsszenarien die räumliche Ausgestaltung des Skills Labs miteinbezogen wird. Mit Spannung wird deshalb erwartet, dass das Skills Lab zeitnah fertiggestellt und zum Sommersemester 2021 von den Studierenden des BAP in Betrieb genommen wird. Dann können im weiteren Projektverlauf die geplanten Trainingsszenarien im Krankenhaussetting oder aber der häuslichen Umgebung unter Einsatz der Simulationspuppen sowie der XR praxisnah und gleichsam fortschrittlich umgesetzt werden. ■

Johannes Gräske

ist Professor für Pflegewissenschaften im neuen Bachelor Pflege.

Kurzinformation

Projektname

An Extended Reality Enhanced Skills Lab – skill.LAB:XR

Projektlaufzeit

01.10.2020 – 30.09.2022

Leitung an der ASH Berlin

Prof. Dr. Johannes Gräske

Mitarbeitende an der ASH Berlin

Maria Biniok,
Wissenschaftliche Mitarbeiterin

Kooperationspartner

HTW Berlin,
Deutsches Herzzentrum Berlin

Förderer

IFAF – Institut für angewandte Forschung
Berlin

Was ist (zu dieser Thematik) schon bekannt?

Die Lernenden profitieren vom Theorie-Praxis-Transfer in den Skills Labs. Der Einsatz von VR ist besonders in der Ausbildung von Ärzt_innen bereits erfolgreich etabliert.

Was ist neu?

Eine Evaluation von XR in der pflegerischen Ausbildung liegt bisher nicht vor und soll im Rahmen des Projekts erfolgen.

Kontakt

maria.biniok@ash-berlin.eu

Engagement jüdischer Frauen beim Aufbau der Sozialen Arbeit

Jüdische Schülerinnen und Dozentinnen an der Sozialen Frauenschule in Berlin und der Deutschen Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit – ein Projekt des Alice Salomon Archivs für das Digitale Deutsche Frauenarchiv

Sabine Toppe

Jüdische Frauen spielten Ende des 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts eine zentrale Rolle innerhalb der bürgerlichen deutschen Frauenbewegung und bei der Gründung und dem Auf- und Ausbau professioneller Sozialer Arbeit, nicht zuletzt als Frauenberuf. Zahlreiche jüdische Mädchen und Frauen gelangten über soziale Hilfstätigkeiten zur organisierten Frauenbewegung. Die jüdischen Religionsgrundsätze räumten den Mädchen und Frauen – jüdische Mädchen waren stärker noch als nicht-jüdische bürgerlichen Konventionen unterworfen – auf dem Gebiet der Armenfürsorge und Wohltätigkeit Bewegungsfreiheit ein, und sie wandten sich auf der Suche nach einem außerhäuslichen Arbeitsfeld häufig ehrenamtlichen sozialen Aufgaben und später auch Ausbildungsmöglichkeiten zu. (Abb. 1) Als Lehrerinnen waren sie gesellschaftlich unerwünscht, und die konfessionelle Krankenpflege der evangelischen Diakonissen oder der katholischen Elisabeth-Vereine war für sie nicht zugänglich.

Die Soziale Frauenschule und die Deutsche Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit als Orte des Engagements jüdischer Frauen

Ein aktuelles Projekt des Alice Salomon Archivs beschäftigt sich mit dem Engagement jüdischer Frauen beim Aufbau der Sozialen Arbeit, mit ihrer Teilhabe an der bürgerlichen Frauenbewegung sowie mit ihrer Verdrängung im Zuge der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Konkrete Orte sind hier die Vorläuferinstitutionen der Alice Salomon Hochschule, die Soziale Frauenschule Berlin, gegründet 1908 (Abb. 2), und die Deutsche Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit¹, die von 1925 bis 1933 bestand.

Die von Alice Salomon (1872-1948)² (Abb. 3) gegründete Soziale Frauenschule war wie die von ihr und weiteren Aktiven der bürgerlichen Frauenbewegung wie Marie Baum, Gertrud Bäumer, Hildegard von Gierke, Helene Weber und Siddy Wronsky ins Leben gerufene Deutsche Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit ein Zentrum der sozial und pädagogisch engagierten Frauenbewegung im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Als interkonfessionelle Schule wurde die Soziale Frauenschule von vielen Frauen aus dem jüdischen Bürgertum besucht, bis zu einem Drittel der Schülerinnen waren jüdisch. (Abb. 4) Sowohl an der Sozialen Frauenschule wie an der Deutschen Akademie waren zudem zahlreiche jüdische Dozentinnen tätig.



© Fotos: Alice Salomon Archiv

Abb. 1: Mädchen- und Frauengruppen für Soziale Hilfsarbeit Berlin 1904–1909: Was beginne ich nach dem Abgang von der Schule?

Alice Salomon konvertierte 1914 zum Protestantismus, sie „wollte für die Umsetzung ihrer Idee einer Professionalisierung für Soziale Arbeit nicht christlich konfessionelle, darüber hinaus überhaupt keine religiösen Prinzipien als verbindlich erklären, sondern allgemein humanistisch geprägte berufsethische Wertvorstellungen verwirklicht sehen“³. Viele jüdische Sozialreformerinnen legten in ihrer Arbeit mit einer meist nicht-jüdischen Klientel Wert auf konfessionelle Unabhängigkeit.

Verfolgung, Vertreibung, Flucht und Emigration jüdischer Sozialarbeiterinnen

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde die Akademie 1933 auf Veranlassung Alice Salomons aufgelöst,



Abb. 2: Die Soziale Frauenschule Berlin



Abb. 4: Schülerinnen der Sozialen Frauenschule

um einer Hausdurchsuchung und Liquidierung durch die Gestapo zuvorzukommen. Die Soziale Frauenschule blieb zwar erhalten, bis 1934 wurden aber mehr als die Hälfte aller Lehrkräfte entlassen, darunter alle jüdischen Dozentinnen, und im Frühjahr 1934 war keine jüdische Schülerin mehr auf der Schule. Alice Salomon durfte die Schule nicht mehr betreten. Sie wurde 1937 von der Gestapo zur Emigration gezwungen, ihr Vermögen wurde beschlagnahmt und sie wurde 1939 ausgebürgert.

Von den insgesamt 31 Lehrenden jüdischer Herkunft an der Sozialen Frauenschule aus dem Zeitraum von 1908 bis 1933 sind 16 emigriert, fünf wurden

in Konzentrationslager deportiert. Unter den Emigrantinnen sind bekannte Persönlichkeiten wie die Soziologin und Direktorin der Deutschen Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit Hilde Lion (1893–1970)⁴, die Geschäftsführerin des Bundes Deutscher Frauenvereine Emmy Wolff (1890–1969) (Abb. 5), die Sozialpolitikerin und Leiterin des Archivs für Wohlfahrtspflege Siddy Wronsky (1883–1947) (Abb. 6) und die Juristin und Vorstandsmitglied im Jüdischen Frauenbund Margarete Berent (1887–1967). Sie erreichten eine bedeutende professionelle Wirksamkeit in ihren Exilländern. Aus dem Kreis der Schülerinnen stammten die Mitbegründerin der Arbeiterwohlfahrt und Leiterin der Wohlfahrtsschule Hedwig Wachenheim (1891–1969), die Wohlfahrtspflegerin, persönliche Assistentin und Biografin Alice Salomons, Dora Peyser (1904–1970) und die Sozialarbeiterin und Wohlfahrtsdezernentin Käte Rosenheim (1892–1979).

Projektziele und -bausteine

Im Kern des Projekts zu den jüdischen Schülerinnen und Dozentinnen an der Sozialen Frauenschule in Berlin und der Deutschen Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit stehen die Dokumentation und Erschließung einzigartiger Dokumente zur Geschichte jüdischer Frauen und Mädchen in der Entwicklung Sozialer Arbeit als Frauenberuf, die einen bisher marginalisierten



Abb. 5: Emmy Wolff

Teil der bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland sichtbar machen. Digitalisiert und, unter Wahrung der Persönlichkeitsrechte, zugänglich gemacht werden Personal- und andere Akten zu jüdischen Schülerinnen und Dozentinnen der Sozialen Frauenschule in Berlin, die inhaltlich kombiniert werden mit bereits digitalisierten Aktenbeständen der Deutschen Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit.⁵ Zu den digitalisierten Materialien werden inhaltlich rahmende Themen- und Personenessays erstellt zur „Rolle jüdischer Frauen in der Entwicklung Sozialer Arbeit als (Frauen-)Beruf“, zu „Verfolgung, Vertreibung,



Abb. 3: Dr. Alice Salomon

Abb. 7: Reisepass Alice Salomon (1937),
Quelle: Alice Salomon Archiv
mit freundlicher Genehmigung
des Leo Baeck Institute



Abb. 6: Sidny Wronsky 1936



Flucht und Emigration jüdischer Sozialarbeiterinnen im Nationalsozialismus“ (Abb. 7) und zu den Dozentinnen der Sozialen Frauenschule und der Frauenakademie Frieda Wunderlich (1884–1965), Margarete Berent und Emmy Wolff und den Schülerinnen und Studentinnen Charlotte Friedenthal (1892–1973), Käthe Rosenheim und Dora Peyser.

Ein weiterer Baustein im Projekt ist neben den Digitalisaten und Essays die Erstellung und Abbildung von Frauennetzwerken im Rahmen der bürgerlichen Frauenbewegung. Es gibt zahlreiche Hinweise auf die Bedeutsamkeit institutioneller wie privater Frauennetzwerke in den Zusammenhängen jüdischer Frauen(bewegungs-)geschichte und in der Geschichte der Sozialen Arbeit, die im Rahmen der Betrachtung von Familiengeschichten, Geschichte der Frauen(aus-)bildung und -erwerbstätigkeit und auch der Verfolgung und des Widerstands im Nationalsozialismus noch nicht weiter verfolgt wurden. Diese Netzwerke jüdischer Akteurinnen im Spannungsfeld von Frauenbewegung und Sozialer Arbeit im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts sollen anhand der Akten im Alice Salomon Archiv rekonstruiert und sichtbar gemacht werden. So sind z. B. Personalakten der jüdischen Dozentinnen 1944 vernichtet worden, die Entlassungen sind jedoch in den Jahresberichten der Sozialen Frauenschule 1933 und 1933/34 festgehalten. Das Netzwerk jüdischer Frauen im Kontext von Frauenbewegung und Sozialer Arbeit im Raum Berlin im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts soll so möglichst weitgehend rekonstruiert werden. ■

Sabine Toppe

ist Professorin für Geschichte der Sozialen Arbeit und Wissenschaftliche Leiterin des Alice Salomon Archivs der ASH Berlin.

Kurzinformation

Projektname

Jüdische Schülerinnen und Dozentinnen an der Sozialen Frauenschule in Berlin und der Deutschen Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit

Projektlaufzeit

01.01.2020 bis 31.12.2020

Projektleitung

Prof.'in Dr. Sabine Toppe

Projektmitarbeiter_innen

Lena Kühn, Friederike Mehl,
Aleksandra Stojanowska

Mittelgeber

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), Deutsches Digitales Frauenarchiv (DDF)

Kontakt

www.alice-salomon-archiv.de/projekte/
toppe@ash-berlin.eu

¹ <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/akteurinnen/deutsche-akademie-fuer-soziale-und-paedagogische-frauenarbeit>

² <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/akteurinnen/alice-salomon>

³ Zeller, Susanne: Jüdische Ethik und ihr (unbeachteter) Zusammenhang mit dem Prozess der Professionalisierung der Sozialen Arbeit in Deutschland, in: Feustel, Adriane et al. (Hg.): Die Vertreibung des Sozialen, München 2009, S. 54–70, hier S. 57.

⁴ <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/akteurinnen/hilde-lion>

⁵ DDF-Projekt des Alice Salomon Archivs „Ein geschenktes Fotoalbum und die Deutsche Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit im Digitalen Deutschen Frauenarchiv“ (2018/19), siehe alice-salomon-archiv.de Sommersemester 2019, S. 100–102

Eine äußerst vielseitige Visionärin

Adriane Feustel, Initiatorin und langjährige Leiterin des Alice Salomon Archivs, hat ein neues Buch über Alice Salomon veröffentlicht.

Dayana Lau

Nachdem Alice Salomon (1872–1948) im Jahr 1937 auf Weisung der Gestapo Deutschland für immer verlassen musste, ist ihr Werk in Deutschland lange Zeit verdrängt worden. Erst ab den späten 1970er-Jahren entstanden erste Studien zu ihrem Leben im Exil in New York und den Geschicken ihres Werkes, des sozialen Berufs und seiner Ausbildung, im nationalsozialistischen Deutschland. Nach und nach vertiefte sich die Forschung in die Wurzeln der sozialen Profession in den bürgerlichen Frauenbewegungen in der Zeit des deutschen Kaiserreichs und der Weimarer Republik und beförderte das theoretische und praktische Schaffen der Pionierin Salomon ans Tageslicht zurück. Dieses Portrait versteht sich jedoch nicht als eine umfassende (werk)biografische Darstellung. Der Verfasserin Adriane Feustel gelingt es vielmehr, Salomons zukunftsweisende Gestaltung einer im normativen Sinne sozialen Gesellschaft – zusammengefasst in „to make the world a better place to live in“ (S. 35) – in ihren Verknüpfungen mit den zeitgenössischen Strömungen nachzuzeichnen. So entsteht das eindringliche Bild einer äußerst vielseitigen Visionärin, die Generationen von Sozialarbeiter_innen, Reformer_innen, Wissenschaftler_innen und Politiker_innen genauso wie das System der Wohlfahrtspflege nachhaltig inspiriert und gestaltet hat.

Die Autorin gehört zu den profundesten Kenner_innen Alice Salomons und hat wesentlich dazu beigetragen, dass die Erinnerung an ihr Leben und Werk wieder neu entstehen konnte. Ende der 1980er-Jahre begann die Historikerin ihre Arbeit mit den historischen Aktenbeständen der ASH Berlin. Sie hat die Schriften Salomons gesammelt und herausgegeben, Kontakte zu ihren in aller Welt verstreuten Nachfahr_innen aufgenommen, Gespräche mit Zeitzeug_innen geführt und vielfältige

Forschungsbeiträge publiziert. Das von ihr gegründete Alice Salomon Archiv der ASH Berlin ist heute das einzige Archiv in Deutschland, das sich ausschließlich der Geschichte der Sozialen Arbeit widmet.

Eine komplexe Persönlichkeit, die als Brückenbauerin und Dolmetscherin agiert und zwischen Klassen, Geschlechtern, Religionen und politischen Haltungen vermittelt.

Das Portrait nähert sich Alice Salomon in Form einer mehrdimensional angelegten Skizze. Feustel zeichnet sie als komplexe Persönlichkeit, die als Brückenbauerin und Dolmetscherin agiert und zwischen Klassen, Geschlechtern, Religionen und politischen Haltungen vermittelt; die international anerkannt und führend auf ihrem Gebiet ist und dennoch – nicht erst ab 1933 – antisemitische Angriffe erlebt; die sich von den philosophischen und sozialwissenschaftlichen Strömungen ihrer Zeit inspirieren lässt und diese mitgestaltet; die aber auch ihre eigenen Widersprüchlichkeiten und blinden Flecken hat.

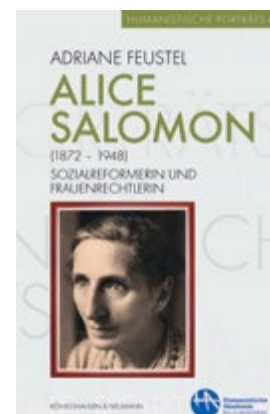
Feustel entwickelt das Werk Salomons aus seinen Anfängen in den Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit heraus. Die ‚Gruppen‘ – entstanden aus der bürgerlichen Bewegung für ethische Kultur – legten den Grundstein für die Praxis und Ausbildung der Profession und für die vielfältigen Aktivitäten Salomons in Frauenbewegung, Wissenschaft und Politik. Nach einigen biografischen und zeitgeschichtlichen Rahmungen bespricht die Autorin Salomons Grundlegung einer praktischen Ethik, in der sie die Verbindungen zwischen religiösen, politischen, sozialen und ökonomischen Standpunkten hervorhebt. Anschließend zeigt sie, wie Salomons ‚Theorie des Helfens‘ wiederum das Konkrete zum

Ausgangspunkt nimmt und ermöglichen will, „den Schritt vom Denken zum Tun zu finden“ (S. 51), womit sie bereits zu Beginn die Soziale Arbeit als angewandte Wissenschaft konzipiert hat.

Das Buch bietet eine dichte Beschreibung der Persönlichkeit Alice Salomon, die heutzutage zu Recht wieder weltweit für ihren Einsatz für Frieden und soziale Gerechtigkeit gewürdigt wird. Es eignet sich für Expert_innen genauso wie für Interessierte. Ich möchte die Lektüre insbesondere den Angehörigen der Alice Salomon Hochschule Berlin ans Herz legen, die sich eine zum Weiterdenken anregende Einführung in das Schaffen ihrer Gründerin wünschen. ■

Dayana Lau

ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Alice Salomon Archiv.



Alice Salomon

(1872–1948): Sozialreformerin und Frauenrechtlerin.
(Humanistische Portraits, Band 4)

Adriane Feustel
Königshausen & Neumann, 2020
80 Seiten, 9,80 EUR
ISBN: 978-3826068867

Gesunde Familie

Familiäre Gesundheitsförderung im Fokus der Forschung

Katja Aue, Katharina Lietz und Laurette Rasch

Üblicherweise sind Projekte der Gesundheitsförderung und Prävention für Kinder in Settings wie Kita oder Schule verankert. Doch daneben spielt die Familie bzw. die Familiäre Gesundheitsförderung eine zentrale Rolle, die in den Settings nur am Rande mitberücksichtigt werden kann. Mit diesem Thema setzt sich der Arbeitsbereich Familiäre Gesundheitsförderung im Rahmen der Professur von Raimund Geene für Gesundheitsförderung und Prävention an der ASH Berlin (Forschungsprofessur an der Berlin School of Public Health) auseinander.

Familiäre Gesundheitsförderung stellt die Nutzer_innenorientierung in den Fokus. Durch ein Denken ‚von der Familie her‘ bzw. ‚vom Kind aus‘ und der Ausrichtung an familiären Wünschen und Bedarfen sollen Rahmenbedingungen für ein gelingendes „doing family“ gefördert werden. Nicht von außen herangetragene Vorstellungen dessen, was „die Familie“ ausmacht, sondern die Form, in der Familienleben praktiziert und benannt wird, ist von zentraler Bedeutung. Das von Jurczyk et al. vorgeschlagene familiensoziologische Konzept des „doing family“ ermöglicht detaillierte Analysen von sich ausdifferenzierenden Familienformen jenseits heteronormativer Zuschreibungen. Familien werden vor diesem Hintergrund als generationenübergreifende Lebenszusammenhänge mit emotional verbindlichen Beziehungen verstanden. Jeweils eigene familiäre Routinen und Rituale bilden die Grundlage für Ressourcenstärkung in der Familiären Gesundheitsförderung. Ziel ist die Unterstützung des ‚familiären Gelingens‘ in den jeweiligen Rahmenbedingungen. Die Berücksichtigung von Lebenswelten, Lebensphasen und (insbesondere belastende) Lebenslagen von Kindern und Familien ist bedeutsam, um Familiäre Gesundheitsförderung – eingebettet in familienstützende Gesamtpolitik – umzusetzen.

Seit Jahresbeginn 2020 sind im Arbeitsbereich Familiäre Gesundheitsförderung drei neue Drittmittel-Projekte gestartet.

Das Projekt „Kind und Familie (KiFa) – Familiäre Gesundheitsförderung insbesondere bei Alleinerziehenden“¹

stellt sich gemeinsam mit dem Sozialdienst katholischer Frauen e.V. der Aufgabe, adressat_innen- und bedarfsorientierte gesundheitsförderliche Strukturen für Alleinerziehende auf- und auszubauen. Sozial bedingte Ungleichheiten von Gesundheitschancen sollen so vermindert werden. Modellhaft ist das Projekt KiFa in Berlin-Neukölln verortet. Partizipativ werden Wünsche, Bedarfe und Umfeld im Kontext Familiärer Gesundheitsförderung insbesondere für Alleinerziehende ermittelt. Darauf aufbauend sollen Strukturen, Maßnahmen und Projekte der Familienbildung mit Methoden der gesundheitsförderlichen Organisationsentwicklung besser auf die besonderen Bedarfe von Alleinerziehenden hin ausgerichtet werden. Dies stärkt Alleinerziehende in der Selbstwirksamkeitswahrnehmung und aktiviert gesundheitsförderliche Lebensweisen. Ergebnisse aus den Analyseprozessen werden mit den Angeboten des Bezirks Neukölln z.B. in der Gestaltung eines Curriculums für die Fortbildung von Gesundheitsmittler_innen verbunden.

Im Projekt „**Modellprojekte zur Einbeziehung von Familien als Zielgruppe in Maßnahmen der Prävention von Übergewicht bei Kindern und Jugendlichen – Evaluation (MÜKE)**“² werden gemeinsam mit dem nexus Institut e.V.

(Projektleitung) und der TU Berlin Modellprojekte evaluiert und entsprechende Handlungsempfehlungen unter der Berücksichtigung der Schlüsselrolle der Familie für das Gesundheitsverhalten von Kindern im weiteren Lebensverlauf entwickelt.

Das Projekt „**Literaturrecherche und Evidenzauswertung von Ansätzen zur Gesundheitsförderung bei sozial belasteten Familien (LEFaG)**“³ wird in Kooperation mit dem Robert Koch-Institut durchgeführt. Es knüpft an Vorarbeiten der Evidenzanalyse zur Gesundheitsförderung bei Alleinerziehenden an (Geene & Töpitz 2017)⁴. Vor dem Hintergrund der Familiären Gesundheitsförderung wird ein Überblick nationaler und internationaler Forschungsergebnisse zu Gesundheitsförderungs- und Präventionsansätzen bei sozial belasteten Familien und ihren Kindern in Form systematischer Übersichtsarbeiten erstellt. Alleinerziehende mit Kindern, Familien in Armutslagen und Familien mit elterlichem Alkoholkonsum stehen hierbei im Fokus. Zudem findet eine intensive Auseinandersetzung mit Methoden der systematischen Literaturrecherche im Zusammenhang mit Familiärer Gesundheitsförderung statt.

„Eigene familiäre Routinen und Rituale bilden die Grundlage für Ressourcenstärkung in der Familiären Gesundheitsförderung“

Drei weitere Projekte der Familiären Gesundheitsförderung konnten im Sommer 2020 abgeschlossen werden:

Im Rahmen einer Kooperation mit dem Berliner Familienbeirat wurde eine **Studie zur Situation Familiärer Gesundheitsförderung** in Berlin erstellt. Die Ergebnisse wurden im Berliner Familienbericht 2020 „Familien in der wachsenden, vielfältigen Stadt“ veröffentlicht, welcher stellvertretend für den Senat von Berlin an die Senatorin für Bildung, Jugend und Familie, Sandra Scheeres, übergeben wurde. Neben der Frage, wie Familienleben gelingen kann und welche Unterstützung Familien in Berlin benötigen, wird in dem Bericht unter anderem mit einem Beitrag von Prof. Dr. Susanne Gerull auch das Thema der Wohnungslosigkeit aufgegriffen.

Die Printversion des Berliner Familienberichts 2020 ist unter post@familienbeirat-berlin.de zu bestellen, die digitale Ausgabe⁵ ist online verfügbar.

Für das Projekt **„Schatzsuche – Schule in Sicht, Elternprogramm zur Förderung der seelischen Gesundheit von Kindern im Übergang von Kita zur Grundschule“** wurde im Auftrag der Hamburgischen Arbeitsgemeinschaft für Gesundheitsförderung (HAG) mit Mitteln der Techniker Krankenkasse die wissenschaftliche Begleitforschung des Projekts „Schatzsuche – Schule in Sicht“, durchgeführt⁶. Das Programm wird in Kitas in elf Bundesländern angeboten und ist um ein Zusatzmodul zur Transition in die Schule erweitert. Das HAG-Team wurde im Sinne von Projektsupervision in Fragen von Produktentwicklung, -management und -strukturierung unterstützt.

Das Projekt **„Wissenschaftliche Begleitforschung des Netzwerks Gesunde Kinder (NGK) in Brandenburg“** wurde vom Brandenburger Ministerium für Bildung, Jugend und Sport gefördert und in Ko-Teaching und gemeinsamer Projektleitung von Raimund Geene und Gesine Bär durchgeführt. Eingebettet war das Projekt in ein Vertiefungsmodul des Studiengangs Master of Science in Public Health MScPH an der Berlin School of Public Health. Studierende führten einen Großteil der insgesamt 65 Elterninterviews, welche um vier Fokusgruppen mit Eltern, Netzwerkkoordinator_innen und Entscheidungsträger_innen ergänzt wurden. Ziel war die Abbildung der Nutzer_innenperspektive sowie die Ermittlung der Bedarfe und Zufriedenheit mit dem NGK. Der Abschlussbericht⁷ zur wissenschaftlichen Begleitforschung des „Netzwerks Gesunde Kinder in Brandenburg“ wurde 2019 veröffentlicht. Zudem entstanden auf der Datengrundlage bisher vier Masterarbeiten. Im Open Access-Verfahren erschien im August 2020 der Artikel „Nutzerorientierte Familiäre Gesundheitsförderung – Eine qualitative Studie zum „Doing Family“⁸ im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitforschung zum Netzwerk Gesunde Kinder in Brandenburg“.

¹ Laufzeit vom 15.09.2019 bis 30.11.2021 und finanziert durch den Verband der Ersatzkassen im Rahmen der Förderlinie „Gesunde Lebenswelten“.

² Laufzeit: 2020–2023 und finanziert durch das Bundesministerium für Gesundheit.

³ Laufzeit: 01.04.2020–31.03.2021 und durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen der Ausschreibung „Präventionsforschung“ finanziert.

⁴ Geene, R., & Töpritz, K. (2017). Literatur- und Datenbankrecherche zu Gesundheitsförderungs- und Präventionsansätzen bei Alleinerziehenden und Auswertung der vorliegenden Evidenz. Studie im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung und des Spitzenverbandes der Gesetzlichen Krankenkassen. Berlin: GKV-Bündnis für Gesundheit. Verfügbar unter https://opus4.kobv.de/opus4-ash/frontdoor/deliver/index/docId/269/file/18-05-Studienanalyse_GF_bei_Alleinerziehenden.pdf

⁵ Geene, R., & Bade, A. (2020). Gesundheit und Pflege. In Berliner Beirat für Familienfragen (Ed.), „Familien in der wachsenden, vielfältigen Stadt“ – Berliner Familienbericht 2020. Verfügbar unter https://www.familienbeirat-berlin.de/fileadmin/Publikationen/BBFF_FB2020_web-1.pdf

⁶ Geene, R. (2018). Transitionen. Ein Handlungsansatz für eine gelingende Gestaltung von Übergängen. Stadtpunkte. Retrieved from https://opus4.kobv.de/opus4-ash/frontdoor/deliver/index/docId/268/file/18-05-Stadtpunkte_Transitionen.pdf

⁷ Geene, R., von Haldenwang, U., Bär, G., Kuck, J., Sleumer, Q., Lietz, K. (2019) Wissenschaftliche Begleitforschung des Netzwerks Gesunde Kinder in Brandenburg. Studie im Auftrag des Ministeriums für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg. Verfügbar unter https://www.ash-berlin.eu/fileadmin/Daten/Forschung/5_Projekte/NGK-Evaluation/Projektbericht_NGK.pdf

⁸ Geene, R., von Haldenwang, U., Bär, G., Kuck, J., & Lietz, K. (2020). Nutzerorientierte familiäre Gesundheitsförderung – Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitforschung zum Netzwerk Gesunde Kinder. Prävention und Gesundheitsförderung. doi:10.1007/s11553-020-00807-8

Partizipativ, kompakt, innovativ arbeiten



Das Forschungsprojekt Eltern fragen Eltern² befördert Partizipation auf kommunaler Ebene

Ina Schaefer und Gesine Bär

Gesundheitliche Chancengleichheit gemeinsam mit Kita-Familien zu erforschen und zu verbessern, ist übergreifendes Ziel des partizipativen Forschungsprojektes Elfe – Eltern fragen Eltern. Rund 20 Eltern aus dem Bezirk Marzahn-Hellersdorf haben dafür gemeinsam mit Wissenschaftlerinnen der ASH Berlin sowie einer Fachkraft aus einem Familienzentrum in zwei Förderphasen (2015–2021) als zentrales Thema die Kommunikation zwischen Eltern und Kita-Fachkräften untersucht.

In der nun zu Ende gehenden zweiten Förderphase „Elfe²: Vom Modellprojekt zum Transfer in die Fläche“ haben wir ein kompaktes Community-basiertes Workshopmodell entwickelt und erprobt. Im Rahmen von acht Workshops über jeweils mindestens drei Stunden sollen partizipative Arbeitsweisen im Bezirk unterstützt werden. Zur Struktur des Modells gehört außerdem eine Begleitgruppe mit relevanten kommunalen Akteuren aus dem jeweiligen Feld, die den Prozess begleiten, aber nicht selbst an den Workshops teilnehmen.

Im Zuge der gemeinsam mit den Forschenden aus der Lebenswelt durchgeführten Workshops werden zunächst die Anliegen aller Beteiligten gesammelt und daraus wird eine gemeinsame Fragestellung entwickelt. Diese Fragestellung kann dann mit unterschiedlichen Methoden wie z. B. Gruppendiskussionsverfahren (v. a. Fokusgruppen) oder Photovoice vertieft werden. Photovoice ist eine Methode, in der selbst gemachte Fotos Ausgangspunkt für die Datenerhebung sind. Nach der gemeinsamen Auswertung ist es wichtig, die gesammelten Ergebnisse mit den Akteur_innen im Feld rückzukoppeln und gemeinsam zu besprechen, wie die Ergebnisse in der Praxis Wirkung entfalten können.

Die Abbildung zeigt einen exemplarischen Ablauf, in dem Fokusgruppen als Methode zunächst für die Auseinandersetzung mit der Fragestellung und dann für die Rückbindung an die Praxis genutzt werden:



Gegenwärtig arbeiten wir die Erfahrungen mit diesem Partizipationsformat in einem Handlungsleitfaden auf. Dieser richtet sich an alle, die sich für gesundheitliche Chancengleichheit einsetzen, u.a. an Fachkräfte der Gesundheitsförderung und Prävention, an Fachkräfte der Sozialen Arbeit, an Mitarbeitende und Entscheidungsträger_innen in Kommunen bzw. Bezirken, die partizipative Ansätze in die Weiterentwicklung ihrer Arbeit integrieren möchten. Der Handlungsleitfaden¹ wird ab November zur Verfügung stehen.

Das Partizipationsformat kann auch in der aktuellen Corona-Situation eingesetzt werden: Die Pandemie und die damit einhergehenden Infektionsschutzmaßnahmen haben viele bisher für selbstverständlich gehaltene Alltagsbereiche drastisch verändert. Dies lässt sich eindrücklich für den Bereich der Kitas und Schulen zeigen. Auch wenn von den Einschränkungen zunächst große Teile der Bevölkerung betroffen waren, wird zunehmend darauf hingewiesen, dass die Auswirkungen im Detail unterschiedlich ausfallen. Gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse werden verstärkt und soziale Spaltungen vergrößert.²

Bei aller Berechtigung des Handlungsdrucks der Politiker_innen haben gerade die neu entstandenen Herausforderungen durch die Pandemie für Eltern deutlich gemacht, dass die Einbeziehung ihrer Perspektive in die Gestaltung von ungleichheitssensiblen Maßnahmen unverzichtbar ist.

Das Community-Konzept und die Community-basierte Forschung können hierbei als Ansatzpunkt hilfreich sein. Bisher wird dieser Ansatz eher uneindeutig verwendet und in der deutschen Public Health-Landschaft ist eine raumbezogene/ territoriale Eingrenzung z. B. in Stadtteile häufig. Die eigentliche Definition von „Communities“ geht aber darüber hinaus. Communities werden dabei über gruppenbildende gemeinsame Merkmale und ein Zugehörigkeitsgefühl bestimmt. Dieses Gemeinschafts- bzw. Zusammengehörigkeitsgefühl, wie es zum Beispiel aus Ausgrenzungserfahrungen resultieren kann, ist für die partizipative Zusammenarbeit von Interesse, da es den Grundstock legt für eine gemeinschaftliche Forschung. Insofern kann mithilfe dieses Formats – auch wenn der Zeitdruck hoch ist – der Perspektive der Menschen aus der Lebenswelt Stimme gegeben und der Verstärkung gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse entgegengewirkt werden. ■



Das Eltern stärken Eltern Team bei einem Workshop im „Haus Aufwind“ in Hellersdorf

Kurzinformation

Projektname

Eltern fragen Eltern²: Vom Modellprojekt zum Transfer in die Fläche

Projektlaufzeit

01.02.2018 bis 31.01.2021

Projektleitung

Prof. Dr. Gesine Bär

Projektmitarbeiter_innen

Ina Schaefer, Katharina Katsch

Kooperationspartner_innen

Bezirk Marzahn-Hellersdorf von Berlin
Jugendwerk Aufbau Ost JAO gGmbH

Mittelgeber_in

Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF)

Kontakt

baer@ash-berlin.eu,
www.ash-berlin.eu/forschung/
forschungsprojekte-a-z/elfe2/

¹ Abrufbar unter folgender Seite: <http://partkommplus.de/teilprojekte/elfe/>

² vgl.: https://ash-berlin.eu/fileadmin/Daten/News/2020/SAGE_Stellungnahme_Corona/SAGE-Stellungnahme_Corona.pdf

Ausnahme und Solidarität

Fotoarbeiten zum Thema Corona
sowie eigene Fotoprojekte des
Kurses Sozialfotografie

Sandra Rokahr

Lockdown, Social Distancing, Mundschuttpflicht – dass das letzte halbe Jahr von Ausnahmesituationen geprägt war, braucht keine weitere Erklärung.

Wie wir diese Zeit erfahren haben, wie wir Sorgen und Ängsten begegnet sind, welche Strategien wir entwickelt haben, um uns in einem neuen Alltag zurechtzufinden, und an welchen Stellen Solidarität der Schlüssel zum Miteinander wurde, hat jede und jeder von uns individuell zu beantworten.

Über das Sommersemester 2020 hinweg haben sich die Studierenden des Kurses Sozialfotografie von Dozentin Sandra Rokahr diesen Fragen fotografisch gestellt. Die Bilder zu „Ausnahme“ und „Solidarität“ sowie die Fotoprojekte zum Abschluss des Seminars zeigen dies dokumentarisch auf reflektierte und einfühlsame Art und Weise.



Normalerweise werden die Fotos an der Hochschule ausgestellt. Aufgrund der besonderen Situation zeigen wir sie in einer Fotogalerie im *alice online Magazin*:



Fynn Peters: Gastronomie (Aufgabe: Solidarität)

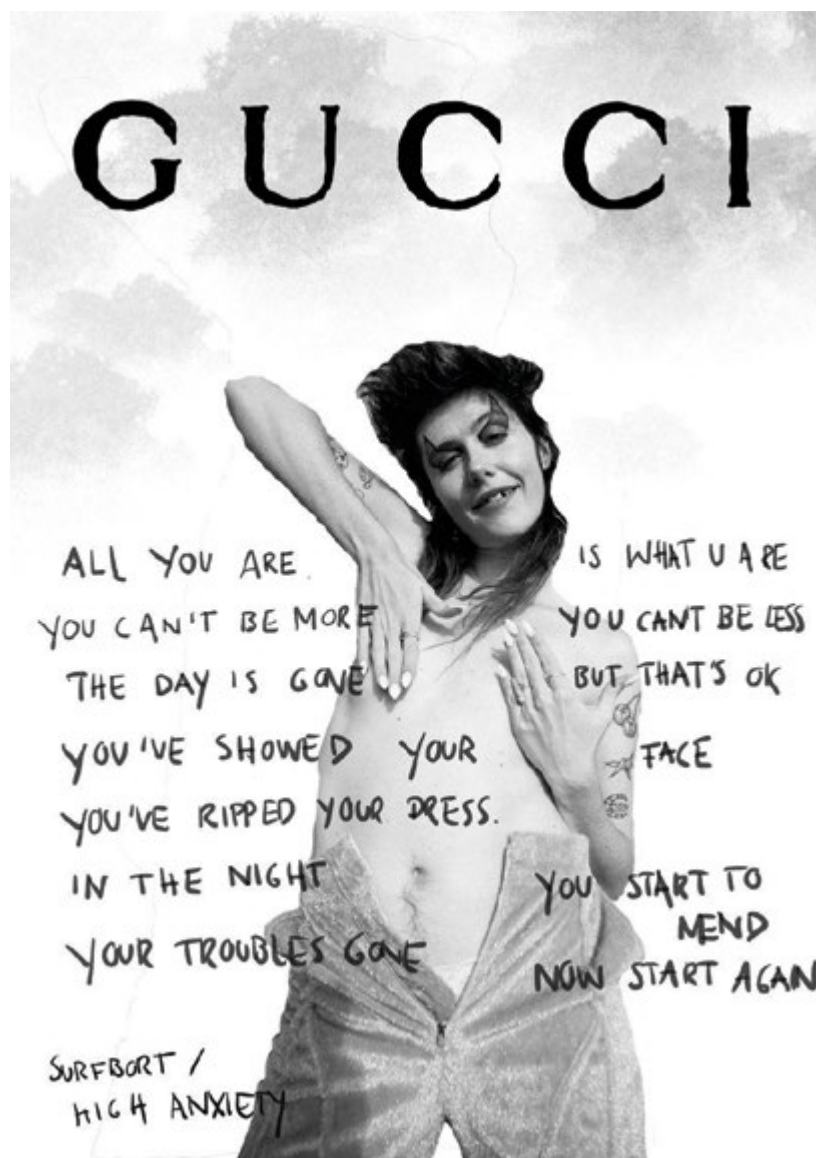
Gastronomie verbindet, sie gibt Gestrandeten einen Hafen, Einsamen einen Austausch, Geselligen neue Gesichter, Munteren eine Bühne, Traurigen einen Tresen, ersten Dates einen Ort, Verlobten eine Erinnerung. Um die Gastronomie in Zeiten der Corona-Pandemie weiterhin für jede/n zugänglich zu machen, bedarf es eines hohen Maßes an verantwortlichem Handeln, neuen Regeln und Solidarität gegenüber (und unter) allen Gästen und potenziell gefährdeten Menschen.



Dennis Beutner:
Spendenschrank
(Aufgabe: Solidarität)

Die Aufnahmen sind am Böhmisches Platz in Neukölln entstanden, während eine solidarische Person den dort aufgestellten Spendenschrank eingeräumt und sortiert hat. Der Spendenschrank ist aus einer Kiezinitiative heraus entstanden und bietet Kleidungsstücke, Bücher und Alltagsgegenstände für alle an, die sie benötigen.





Tatjana Baldus: Dude*ttes – schöner leben ohne Macker
Summeredition '20. (Eigenes Fotoprojekt)

In dem Zine werden Frauen* portraitiert und interviewt. Der Fokus liegt auf dem Umgang mit dem patriarchalen Alltag. Dank dem Humor, der Offenheit und Ehrlichkeit der Portraitierten, war diese besondere Arbeit möglich.





Benjamin Deutschmann: Der Provokante (Eigenes Fotoprojekt)

Geboren 1991, im römisch-katholischen Italien. Zu wissen, dass er anders ist, versteckt er vor sich selbst, seinen Freund_innen und der eigenen Familie. Heute lebt er in Berlin, ist geoutet und setzt sich für LGBTQI-Rechte ein und ist dabei ganz gern provokant.



F.P. fotografiert: Sie hat schon immer fotografiert. Es entstanden jedoch immer wieder Pausen. In der gedehnten Zeit der Isolation, hat sie die Fotografie neu entdeckt. Natur, Struktur, Architektur, das alles ist unerschöpflich schön.

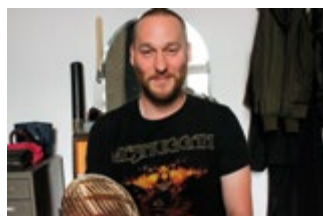


F.K schreibt: Sie hatte keine leicht Zeit. Die Seele wog schwer. Die Rückbesinnung auf das Schreiben hat den Alltag wieder verdichtet und gleichzeitig entzerrt. Ihre eigene Lyrik befreit sie aus der Isolation und macht sie glücklich.

Wiebke Rambke: Isolation

(Eigenes Fotoprojekt)

Das Leben in der Zeit der Isolation, der neuen Zeitrechnung s.C. (seit Corona), hat die Menschen einsam gemacht, hat sie zerlegt und in ihren Selbstheilungsprozessen neu zusammengesetzt. Das wirkt in jedem Individuum, in jeder Beziehung, in jeder Verbindung, in jedem Kontext, in dem wir uns sozial begegnen. Wie verändern wir uns, wenn sich die Welt so drastisch verändert? Und was bedeutet das für die Soziale Arbeit?

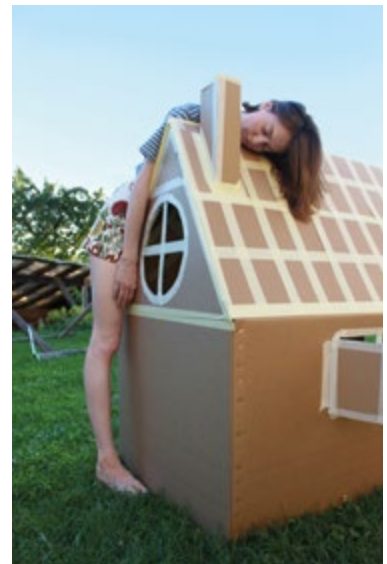
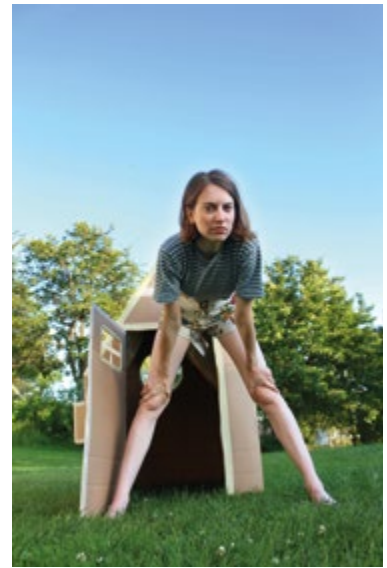


D.S. backt: Er hat damit begonnen, seinen Brotteig zu perfektionieren. Der persönliche Lockdown hat nach Beschäftigung verlangt, die sinnstiftend ist. Was ist befriedigender als ein perfektes selbst gebackenes Sauerteigbrot?



Johanna Reiter:
Lass uns spielen!
(Eigenes Fotoprojekt)

Warum hören wir irgendwann auf zu spielen?
Uns Fantasiewelten zu bauen?
Uns darin zu verlieren?
Warum kann ein Papphaus nicht mehr stundenlang für Beschäftigung sorgen?
Warum ist es kein Abenteuer mehr, in den Garten zu gehen?
Warum wird nicht mehr jeder Ort automatisch zum Spielplatz?



Warum muss alles immer einen Sinn haben?

Können wir nicht einfach mal frei sein?

Was ist Freiheit?

Egal!

Denk nicht so viel nach!

Lass los! Spiel!

Sei fantasievoll, verspielt, komisch, emotional, kreativ, rebellisch, chaotisch, ziellos, lebendig, müde, laut, lustig ...

Hab keine Angst!

Lass uns spielen!

Gesund durch das Jahr

Studierende entwickeln einen Gesundheitskalender für Familien.
Ein Erfahrungsbericht.

Katharina Pierenz und
Anja Mevius

Im Rahmen der Forschungswerkstatt Healthy Family haben wir, zwei Studierende, uns Gedanken gemacht, wie wir Familien Präventionsmaßnahmen auf spielerische und spannende Art mit auf den alltäglichen Weg geben können. Herausgekommen ist ein zauberhafter Jahreskalender für Familien.

Doch berichten wir von Anfang an. Wir studieren den Studiengang Gesundheits- und Pflegemanagement, der ab diesem Jahr Management und Versorgung im Gesundheitswesen heißt. Ein ganz neues Modul rief in diesem Jahr Prof. Dr. Claudia Winkelmann ins Leben, die Healthy Family Forschungswerkstatt. Aufgrund der aktuellen Corona-Situation musste Claudia Winkelmann ihre eigentlich geplanten Modultage umstrukturieren und videokonferenzfähig gestalten. Unserer Meinung nach hat sie die Modultage hervorragend geplant und wir bekamen die tolle Möglichkeit aus dem theoretisch Erlernten etwas Praktisches zu erschaffen.

Die Woche der Forschungswerkstatt begann mit dem großen Thema Prävention für „gesunde Familien“. Uns wurde schnell klar, dass es für eine Familie unglaublich viele Themen gibt, die wichtig sind in Bezug auf die Prävention. Es gibt viele Studien, Fachartikel, Bücher und Angebote auf dem Markt. Wir stellten uns die Frage: Wie schaffen wir es – ohne erhobenen Zeigefinger – Themen zur Prävention nahezubringen und Eltern mit ihren Kindern das ganze Jahr über zu begleiten? Es entstand schnell die Idee von einem Jahres-Wochenkalender für Familien mit Kindern bis 12 Jahren. Wir befragten Eltern, Großeltern,



Katharina Pierenz, Momo und Anja Mevius

Erzieher_innen, Sozialarbeiter_innen, Schulen, Zahnärzt_innen und viele mehr. Wir lasen Kinderbücher, Ratgeber und Familienzeitschriften und bekamen ein klareres Bild für UNSEREN Kalender. In Buchläden und im Internet recherchierten und suchten wir nach vergleichbaren Produkten – und fanden nichts! Dies weckte unseren Ehrgeiz. Wir wollten den Kalen-

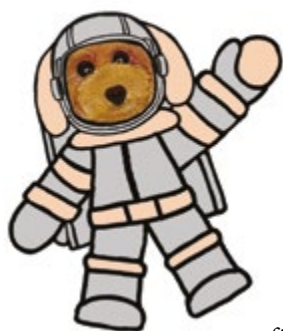
der nicht nur für die Forschungswerkstatt erarbeiten, sondern ihn danach auch weiter nutzen können. Claudia Winkelmann unterstützte uns und unterstützt uns immer noch tatkräftig bei diesem Vorhaben.

Wir haben den Kalender in vier große Themenschwerpunkte gegliedert, welche sich alle vier Wochen wiederholen und so durch das Jahr roulieren. Zu den Themen Gesundheit; Alltag/Sport; Natur und Rund um die Welt schrieben wir Fantasiesowie Traumreisen für Kinder und Erwachsene, sammelten Rezepte von unseren Großeltern zum Herstellen von Seife, kreierten ein Planetenmobile zum Selber-Basteln und andere schöne Aufgaben. 52 Wochen sind schwerer zu füllen als wir dachten; nicht weil es zu wenig Themen gibt, sondern weil man sich für die „wichtigsten“ Themen entscheiden muss. In jeder Woche gibt es ein Kalenderblatt für die Eltern und eins für die Kinder. Beide passen jeweils thematisch zusammen, um gemeinsame Aktivitäten zu fördern. Wir haben im Kalender bewusst auf Aktivitäten mit dem Handy oder Fernseher verzichtet, denn dafür gibt es schon genügend Apps. Wir fanden den Gedanken spannender, die Familienzeit außerhalb von Technik zu fördern, sodass alle Aufgaben in den 52 Wochen

Zu jeder Woche im Jahr gibt es ein Kalenderblatt mit kreativen Ideen und Aufgaben

entweder für draußen oder in der Wohnung geeignet sind und auch mit wenig Geld bzw. gar keinem Geld umgesetzt werden können. Wir sprechen im Kalender auch Themen an, die wir für äußerst wichtig halten, wie beispielsweise dass Kinder nicht mit Fremden mitgehen sollen oder alle Menschen gleich sind, trotz unterschiedlicher Hautfarbe. Auch das Klischeedenken von geschlechterspezifischen Rollen möchten wir durch den Kalender versuchen zu durchbrechen. Es werden unter anderem auch Themen angesprochen wie richtiges Händewaschen und Zähneputzen oder das richtige Verhalten im Straßenverkehr.

Bei der grafischen Darstellung des Kalenders entschieden wir uns für die beste Vorlage die wir hatten: die Zwergpudeldame Momo.



Momo ist das neue Familienmitglied von Anja, zum Besuchshund ausgebildet und bei allen Kindern aber auch Erwachsenen beliebt und so wurde sie zur Leitfigur unseres Kalenders.

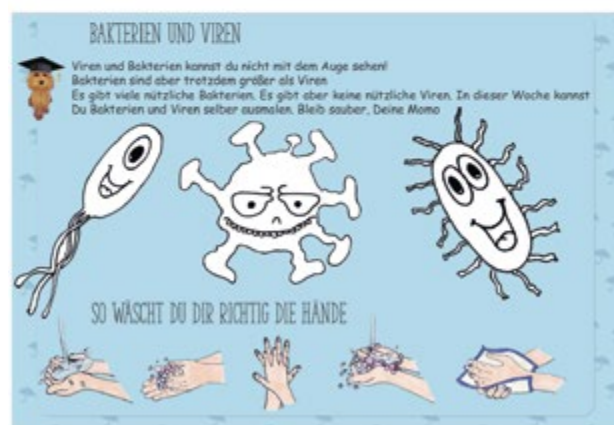
Wir entschieden uns dafür selbst zu zeichnen. Momo im Blätterhaufen, im Weltraum oder mit einer Zahnbürste in der Pfote – so führt die Zwergpudeldame durch den

Kalender. Wir sprachen selbstgeschriebene Kurzgeschichten ein, die als QR-Code mit einer Audioodatei verknüpft auf den Kalender gedruckt werden. Der QR-Code führt direkt auf unsere Momo-Website, wo die Kurzgeschichten abgespielt werden oder Momo als Plüschtier gekauft werden kann. Wir planen auch, dass sich auf der Website Eltern über schwierige Themen austauschen können.

Während der Semesterferien sind wir dabei, dank des Seminars „Gründen im Zusammenhang von Prävention und Gesundheitsförderung im Setting Familie“ von Jutta Overmann, einen CANVAS Businessplan zu erstellen. Wir schreiben Plüschtierfirmen, Buchverlage und Autor_innen an. Unser Projekt ist also noch nicht fertig, doch wir freuen uns schon darauf, den Kalender irgendwann in den Händen halten und damit Familien ein ganzes Jahr über begleiten zu können. Wir sind den Organisatorinnen der Forschungswerkstatt sehr dankbar, vor allem Claudia Winkelmann, für die positive Energie und ihren Mut, Neues entstehen und wachsen zu lassen. ■



Beispiel für eine Traumreise im Audio-Format:



MITTEN IN DER PAMPA

hell of a dorf Hellersdorf

© Sebastian Zangar





**Großraumsiedlungen in Hellersdorf und Kreuzberg
aus der Perspektive von jungen Erwachsenen**

© Franziska Schirm, Leyla Bobaj und Luise Gfrörer



Studierende setzen sich künstlerisch mit dem Leben in Hellersdorf auseinander.

Aya Schamoni

Im Jahr 1998 verließ die Alice Salomon Hochschule Berlin ihren alten Standort in Schöneberg und zog in einen Neubau in Hellersdorf. Seitdem gibt es immer wieder Diskussionen um die Rolle der Hochschule in dem am Rande der Stadt liegenden Bezirk. Doch was ist Hellersdorf eigentlich für ein Stadtteil? Wie leben die Menschen in der umliegenden Großraumsiedlung? Kann Hellersdorf auch etwas anderes sein als ein Symbol für den sozialen Abstieg, den viele nach der Wende erleben mussten?

Im Seminar „Kultur, Ästhetik, Medien: Die Pampa lebt – Hellersdorf als Großwohnsiedlung gestern, heute und morgen. Mediale Begleitung eines künstlerischen Forschungsprojektes der *Station Urbaner Kulturen* in Hellersdorf“ von Professorin Andrea Plöger setzten sich die Studierenden mittels Medien wie Video und Foto mit dem Leben in Hellersdorf auseinander. Das Seminar fand in Zusammenarbeit mit dem freischaffenden Künstler Adam Page von der *station urbaner kulturen* statt, die 2014 in Hellersdorf als Satelliten-Standort der neuen

Gesellschaft für bildende Kunst (nGbK) gegründet wurde. Seit 2017 finden regelmäßig künstlerische Projekte in einem ehemaligen Ladenlokal am Kastanienboulevard und auf der Grünfläche am Cottbusser Platz statt. Das Ladenlokal ist Veranstaltungs- und Ausstellungsraum und ein Ort für gemeinsames Arbeiten von Künstler_innen und Anwohner_innen. Das aktuelle Rechercheprojekt der station mit Anwohner_innen „DIE PAMPA LEBT – Hellersdorf als Großwohnsiedlung gestern, heute und morgen, 2019–2021“¹ war Anlass der Zusammenarbeit mit Studierenden der ASH Berlin.

Annäherungen an einen Stadtteil

Der Fall der Mauer liegt über 30 Jahre zurück. Ein Großteil der Studierenden ist in der Nachwendezeit geboren. Die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen in den neuen aber auch in den alten Bundesländern erlebten sie als Hintergrundgeschehen ihrer Kindheit und Jugend. Anders



Auftakt von „KREISE ZIEHEN – Teil 4“, Grünfläche am U-Bhf Cottbusser Platz (U5). Präsentation von studentischen Arbeiten von der Alice Salomon Hochschule Berlin und station urbaner kulturen/nGbK Berlin, 2020

© Benjamin Renter



Kinderfreundliches Hellersdorf

© Imke Schlegel

war es für viele Bewohner_innen in Hellersdorf. Der Bruch mit der Vergangenheit ist hier immer wieder spürbar.

Für die Student_innen des Seminars war es anfangs nicht leicht, einen Zugang zu dem Stadtteil zu finden. Denn das Leben in der Großraumsiedlung wurde nach der Wende auch durch fatale städteplanerische Entscheidungen in die Unsichtbarkeit gedrängt. Aber die Vielfalt der Ansätze in den entstandenen Arbeiten zeigt, dass die Student_innen ihre jeweils eigenen Themen entwickelt und Formen dafür gefunden haben.

Am 11. Juli wurden die Arbeiten der Studierenden in Form eines geloopten Videos zum Sommerauftakt der *station urbaner kulturen* auf der Grünfläche beim Cottbusser Platz, genannt „Place Internationale“ präsentiert. Corona-bedingt konnte die Präsentation leider nicht mit allen gemeinsam als Semesterabschluss gefeiert werden. Vom 12.7. bis 13.9.20 war das Video in einem nGbK-Container auf der Grünfläche als Ergänzung der Freiluftausstellung „KREISE ZIEHEN. Großsiedlungen und die Produktion von Bildern ihrer selbst“ zu sehen. In der von Studierenden gestalteten Broschüre „Materialsammlung“ sind die Arbeiten in Auszügen vorgestellt und weiterhin online zu sehen.² ■



Aya Schamoni

ist Tutor_in der Fotowerkstatt.

Kontakt: fotowerkstatt@ash-berlin.eu

¹ www.ngbk.de/de/show/480/die-pampa-lebt-hellersdorf-als-grosswohnsiedlung-gestern-heute-und-morgen

² https://wiki.ash-berlin.eu/images/e/eb/Broschuere_ash_kaem_19_20.pdf



Sicheres Kämpfen mit Abstand.
Studierende machen das Spiel Räuber Hotzenklotz vor

Sport und Hochschule im Corona-Modus?

Studentische und solidarische
Eigeninitiative für die Berliner Jugendarbeit

Victor Matthies

Die Pandemie traf alle wie ein Schlag ins Gesicht. Nur waren die Chancen, sich innerhalb dieser schwierigen Zeit Gehör zu verschaffen, in der Gesellschaft nicht gleichermaßen verteilt. Die Interessen und Bedürfnisse von Adressat_innen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit wurden beispielsweise von der Politik weitestgehend bis vollständig ignoriert. Kindergärten, Schulen, Jugendclubs, Vereine, Spielplätze und vieles mehr wurden geschlossen, Kinder und Jugendliche sich selbst überlassen. Viele Angebote für junge Menschen kamen zum Stillstand.

Um dem ein wenig entgegenzuwirken, entwickelten ASH-Studierende der Sozialen Arbeit im 2. Semester in dem Seminar „Werkstatt Jugendarbeit“ ein Bewegungsprojekt für Kinder

und Jugendliche. Einige Fachkräfte der Jugendarbeit machten in ihren Werkstatt-Besuchen im Laufe des Semesters deutlich, dass es den jungen Berliner_innen vor allem an einem fehlt: Freiraum, Bewegung, Gemeinschaft. Zusammen mit dem Sportjugendclub Kolle 8 (GSJ Berlin) in Prenzlauer Berg und der Dozentin Jennifer Hübner wurde daher ein Konzept für ein Sportfest für die Kinder und Jugendlichen unter Einhaltung von Abstands- und Hygieneregeln entwickelt. Es sollte das erste Fest seit Beginn der Pandemie in dem Jugendclub werden.

Der Weg bis hin zur Durchführung der Veranstaltung war durch viele Hindernisse gekennzeichnet: Unsicherheit bezüglich steigender und fallender Infektionsraten, sich ständig verändernde Auflagen der Senatsverwaltungen und Unklarheiten in Bezug auf einen weiteren möglichen Lockdown. Insbesondere die Finanzierungsfrage des Soli-Projekts gestaltete sich schwierig. Dank des hohen studentischen Engagements konnten Akteur_innen zur Unterstützung des Corona-Sportfestes gefunden werden. Erst die finanzielle Unterstützung durch das Fitnessstudios aTB machte das Sportfest überhaupt möglich. Weitere Hilfe, etwa in Form von Materialien, kam von der Kampfsportschule Budo-Sports S&P GmbH. Der kleine Laden Hosan's Obst und Gemüse Eck im nahegelegenen Kiez versorgte die Veranstaltung mit frischem Obst.

Am Samstag dem 12. September 2020 war es endlich so weit. Von 12 bis 15 Uhr konnte das Sportfest „Fit For Future“ unter dem Motto „Macht euch Stark“ im SportJugendClub stattfinden. Kinder und Jugendliche hatten nach langem Warten endlich die Möglichkeit, diverse Sportangebote auszuprobieren. Als Angebote standen Kampfsport, Fußball, Federball, Tischtennis und allgemeine Bewegungsspiele auf dem Programm. Der Jugendclub organisierte sogar einen zertifizierten Klettertrainer, der an einem großen Kletterturm des Clubs den Teilnehmer_innen das Klettern ermöglichte. Zum Abschluss gab es ein gemeinsames Falafel-Essen.

In der Evaluation mit den Teilnehmenden wurde deutlich, dass sie sich mehr solcher Angebote wünschen und das Gefühl haben, dass es zu wenig davon gibt. Insbesondere in der Corona-Zeit sind solche Highlights wichtig. Insgesamt war es eine schöne und gelungene Veranstaltung, die als studentisches Soli-Projekt sehr lehrreich war. Es braucht mehr solcher Hochschul-Aktionen auch für die und mit der konkreten sozialpädagogischen Praxis gemeinsam. ■

Victor Matthies

studiert im 2. Semester Soziale Arbeit.

Weitere Informationen:

www.jugend-bildung-forschung.de/studentische-initiativen

Für mehr Redeverbote an der ASH Berlin

... und weniger Austausch über Rassismen und soziale Ungleichheiten

Ismail Qureshi als Teil des BIPOC-Referats

Der Titel dieses Textes ist nicht ernst gemeint. Er versteht sich als Antwort auf einen Artikel in der letzten Ausgabe des *alice*-Magazins Nr. 39 mit der Überschrift „Sprache an der ASH – ein Redeverbot?“¹. Wohlgermerkt ist das Titelthema der besagten Ausgabe „Diversität, Macht, Perspektivenvielfalt“. Studierende der ASH Berlin stellen ihre Ergebnisse einer Forschung im Rahmen eines Seminars zum Thema „Sprachgebrauch an der

Hochschule“ dar und resümieren, dass von den befragten Personen in bestimmten Seminaren ein Redeverbot wahrgenommen werde. Das Ende des Artikels läutet fünf Ideen für ein „angstfreieres“ Lernklima ein.

Wer sagt hier Ungleichheit?

Selbstverständlich ist die Alice Salomon Hochschule Berlin keine Bildungsinstitution, die von besonderer Neutralität

gekennzeichnet ist. Auch hier erleben Studierende es, in eine Ordnung gedrängt zu werden und die damit einhergehenden Ausgrenzungen zu erfahren. Auf die Erfahrungen Studierender, die beispielsweise in Form von Seminarbeiträgen oder Referaten eingebracht werden, erfolgt nur selten Anerkennung und Wertschätzung. Kritische Perspektiven werden oftmals aus einer scheinbar fehlenden Neutralität delegitimiert.

Sprache spielt hierbei eine entscheidende Rolle. Sie (re-)produziert gesellschaftlich normalisiertes Wissen und bringt so das Potenzial hervor, dazu beizutragen, dass sich gesellschaftliche Asymmetrien (re-)produzieren und verfestigen. Der Sprache kommt die Bedeutung zu, soziale Wirklichkeiten herstellen zu können. In einer Beziehung von Beschreibenden und Beschriebenen kann sie ihre Wirkung in Stereotypisierungen, Zuschreibungen und Objektivierungen erzeugen und somit einen virulenten, gewaltausübenden Charakter annehmen. Sie grenzt Menschen aus und stabilisiert durch das Aufrufen von machtvollen Bildern gesellschaftliche Ungleichheiten.

Es muss sich etwas bewegen (in den weißen cis-Köpfen)

Man kann in Seminaren viel sagen, muss aber dementsprechend auch Gegenreden in Kauf nehmen. In besagten Seminaren, die die „verunsicherten“ Studierenden erwähnen, wird zumeist marginalisiertes Wissen zum Ausdruck gebracht, welches im Normalzustand nicht den Eingang in die hegemoniale Wissensvermittlung findet. Ungewohnt scheint nicht nur, dass das vermittelte Wissen etwas produziert, was die gewohnte Ordnung stört. Ungewohnt ist meiner Beobachtung nach auch, dass Menschen, für die die entsprechenden Inhalte zur praktischen Lebensrealität gehören, verhältnismäßig hohe Redeanteile haben und regelmäßig dafür sorgen, dass *weißen cis-Männern* ihre Zitate aus Kants anthropologischen Schriften um die Ohren fliegen. Natürlich nur sprichwörtlich. Alles andere wäre ja unfreundlich.

Den Wunsch einer netten Lernatmosphäre äußern demnach Studierende, die es sich in den Seminaren für gewöhnlich sehr bequem machen können. In diesem Sinne sind Verunsicherungen geradezu notwendig.

PC an der ASH Berlin

Was sich in dem Artikel auch zeigt, ist der Kampf um eine Definitionshoheit. Was durch die Interviewenden als ein „Reverbot“ bewertet wird, ist im Grunde

genommen der Versuch, den Wissenschaftsbetrieb „neutral“ und „objektiv“ zu halten. Dass dies nicht der Realität entsprechen kann, wissen viele marginalisierte Studierende nur zu genau.

Die Sprecher_innenpositionen der Studierenden, die durch ihre Sprache diskriminieren, bleiben weitestgehend unbenannt. Legitimierte Strukturen und die dazugehörigen Dominanzansprüche werden nicht markiert. Das mutmaßliche Streben nach der „richtigen“ Sprache ist eigentlich nur der Ausdruck des Anspruchs auf die Sicherung von Privilegien.

Anstatt in einem Prozess daran zu arbeiten, eine respektvollere, inklusivere Sprache zu verwenden, wird mit vermeintlichen Ängsten kokettiert und „befürchtet, sich zur Zielscheibe zu machen“.

Die Verantwortung sollen dann andere übernehmen. Etwa die Frauen*beauftragten, die Seminare zu „Political Correctness“ durchführen sollen oder die Mitstudierenden, die Diskriminierungen erfahren und dies gleich im Seminar oder „unter vier Augen“ klären sollen. Alle anderen würden davon profitieren und es wäre ein toller „Service“ zur „Horizontenerweiterung“ – so endet der Artikel. Nicht eine der vorgeschlagenen Ideen zielt darauf ab, den eigenen Sprachgebrauch selbstständig zu reflektieren. Zur Kenntnis zu nehmen, dass Sprache Gewalt ausüben kann. Aber das sollen euch wieder einmal andere erklären.

Für die Erkenntnis, dass soziale Ungleichheiten an der Alice Salomon Hochschule Berlin eine Rolle spielen, muss ich meine Ohren nicht auf die Pflastersteine des Alice-Salomon-Platzes in Hellersdorf legen. Das übernimmt das *alice*-Magazin schon.

Gerne darf man sich die Frage gefallen lassen, ob durch die Publikation des besagten Artikels eine Plattform für Positionen geschaffen wird, die kontinuierlich von Menschen mit den Namen Beatrix und Björn vertreten werden.

Oder ist das ein neues Konzept? Mit Rechten reden vielleicht?

Ich frage für eine Freundin.



„Ich bin da!“ BIPoC-Referat

Gemeinsam mit vielen Black, Indigenous und PoC-Studierenden der Alice Salomon Hochschule Berlin wurde das Projekt „Ich bin da!“ ins Leben gerufen, um auf rassistische Strukturen innerhalb der Hochschule aufmerksam zu machen. Im Fokus der Kritik stehen unter anderem Lehrinhalte, Didaktik und Sprache, die bislang überwiegend aus weißer Perspektive gedacht werden. Die Studierenden des Projekts wenden sich an die ASH Berlin als Institution, die ihrer Meinung nach eine Verantwortung dafür trägt, was gelehrt wird, wie gelehrt wird, ob und wie Lehrende und Mitarbeiter_innen für Rassismus sensibilisiert werden und welche Atmosphäre in der Hochschule herrscht. Ein wichtiger Schritt war zusätzlich das Andocken der Initiative an den AstA der ASH Berlin, denn durch die Referatsarbeit gelingt es der Initiative nun, die Stimmen von BIPoC-Studierenden innerhalb hochschulpolitischer Diskurse zu vertreten.

Neben Workshops und Angeboten für die Teilnehmenden gehören Empowerment und Vernetzung zu den Kernpunkten des Konzepts der Initiative. Im November dieses Jahres richtete die Initiative den Hochschultag aus, bei dem über intersektionale Perspektiven auf Hochschullehre diskutiert wurde. Über Interessierte BIPoC-Studierende freut sich die ‚Ich bin da!‘-Initiative jederzeit.

Kontakt

Purnima Vater
bipoc@ash-berlin.eu



¹ www.ash-berlin.eu/fileadmin/Daten/News/2020/alice_39_Webversion.pdf
(Seite 72 im Heft)

Gründen – ja! Aber wie?

Das neue Gründungsprogramm ASHEXIST ist erfolgreich gestartet.

Katharina Nowak

An der ASH Berlin werden fortan Gründungsvorhaben verwirklicht und begleitet. Das vom Bundesministerium für Wirtschaft und Energie entwickelte Förderprogramm EXIST unterstützt interessierte Student_innen und Absolvent_innen auf ihrem Weg in die Selbstständigkeit in den Bereichen Soziale Arbeit, Gesundheit sowie Erziehung und Bildung. Dabei liegt der Fokus nicht nur auf den traditionellen Wegen in die Selbstständigkeit (z. B. Praxis in der Ergo-/ Physiotherapie), sondern auch auf innovativen Lösungsansätzen im Bereich Social Entrepreneurship und Intrapreneurship. Dadurch rückt das unternehmerische Handeln zum Wohle der Gesellschaft in den Vordergrund.

In der Vergangenheit ließ sich durch Befragungen ein erhöhter Informationsbedarf zum Thema Selbstständigkeit unter den Studierenden, Absolvent_innen und Mitarbeiter_innen der ASH Berlin feststellen. Von nun an wird der Zugang zu gründungsrelevanten Informationen durch die Meilensteine der ASHEXIST Projektplanung erleichtert und gefördert. Diese Meilensteine wurden auf Grundlage der ausgewerteten Befragungen im Projektantrag konzipiert (Bettig, U./Lorenz, H. 2019).

Es wird zum Beispiel ein Beratungsleitfaden für Gründungsinteressierte erarbeitet, der genau auf den ermittelten Informationsbedarf der Studierenden zugeschnitten ist. Auch die Planung, Organisation und Durchführung von themenspezifischen Workshops wird sukzessiv an die aktuellen Bedürfnisse von Studierenden und Lehrenden angepasst. Ein weiterer Meilenstein ist der Ausbau des Gründungsnetzwerkes, das beispielsweise durch eine Kooperation mit dem BENHU (Berliner Entrepreneurship Netzwerk von Hochschulen und Unternehmen) bewerkstelligt wird.

Auch die Lehre wird durch die Einbindung von gründungsrelevanten Themen von ASHEXIST profitieren. Das neu zu entwickelnde Studium Professionale wird den Studierenden die Möglichkeit bieten, gründungsrelevante Lehrveranstaltungen zu besuchen und sich die hier erbrachten Leistungen im jeweiligen Studiengang anerkennen zu lassen. Zunächst werden



Lehrende befragt, wer mit welcher Unterstützung am Thema mitarbeiten möchte. Schließlich werden Gründungsunerfahrene im Rahmen des Mentorship-Programms künftig durch erfahrene Gründer_innen und Lehrende fachlich beraten und betreut. Zur optimalen Vorbereitung auf diese wichtige Rolle als Mentor_in werden Coaching-Angebote für die Lehrenden entwickelt.

Auch das Recruiting-Portal wird sich dank ASHEXIST weiterentwickeln. Hier wird z. B. die Suche nach Mitgründer_innen erleichtert. Von besonderer Bedeutung ist die Schaffung eines Gründer_innenzentrums im nächsten Jahr als Anlaufstelle für die Gründungsinteressierten der ASH Berlin. Hier entsteht Raum für Austausch, Informationen und Ideengenerierungen sowie Platz für Co-Working-Spaces. Und die dort ansässigen Gründungsteams der ASH Berlin erfahren vor Ort die erforderliche Unterstützung durch die ASHEXIST-Projektmitarbeiter_innen.

Das Team für die Umsetzung der einzelnen Meilensteine besteht aus Prof. Dr. Uwe Bettig, Dr. Hans-Jürgen Lorenz, Philipp Kenel, Elisabeth Hanske, Dr. Frank Marks, Jutta Overmann und Katharina Nowak. Unterschiedliche Kenntnisse und Erfahrungswerte innerhalb des Teams bilden hier die Grundlage für die Verwirklichung der vielseitigen Meilensteine.

Durch das Zusammenwirken der verschiedenen Meilensteine entsteht in einem ganzheitlichen Projekt die Möglichkeit, viele Studierende, Absolvent_innen und Mitarbeiter_innen anzusprechen und unterschiedlichste Hintergründe mit innovativen Ideen zu vereinen. Für zukünftige Gründungsteams bedeutet dies mehr Diversität und Ideenreichtum. ■

Kontakt

Katharina Nowak

Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt ASHEXIST | Career Service
katharina.nowak@ash-berlin.eu

Quelle: Bettig, U./Lorenz, H. 2019. „ASHEXIST – Wege zur Förderung einer Gründungskultur an der SAGE-Hochschule.“ Berlin: Alice Salomon Hochschule.

Idealismus meets Pragmatismus

Existenzgründung und die ASH Berlin: (Wie) passt das zusammen?

Philipp Kenel

„Wirtschaften ist etwas viel zu Wichtiges, als dass wir es allein den Ökonomen überlassen sollten“ (Faltin 2012: V).

Dieses Zitat von Günter Faltin, emeritierter Prof. für Entrepreneurship der FU Berlin, legt den Finger direkt in die Wunde. Es wurde bewusst in seiner Originalform übernommen (und nicht ‚gegendert‘), denn bereits hier kann kritisch angesetzt werden: Die Ökonomie – oder treffender formuliert: die Beschäftigung mit dem Themenfeld Wirtschaft – braucht diversere Perspektiven: z. B. dadurch, dass Menschen verschiedener Geschlechter und People of Colour stärker zu Wort kommen. Doch auch inhaltlich bedarf es dringend einer größeren Perspektivenvielfalt, denn die Ökonomie ist aktuell fast ausschließlich von der neoklassischen Schule geprägt, während andere Ansätze und Perspektiven marginalisiert bleiben (z. B. Graupe 2013; Ehnts/Zeddies 2016).

Ein Wandel „von innen heraus“ ist in nächster Zeit sehr unwahrscheinlich – und so blicken wir auf eine Wirtschaftswelt, die geprägt ist von einer einseitigen Profitorientierung, die die natürlichen Lebensgrundlagen zerstört und soziale Ungleichheit produziert. Doch auch die vielen Nicht-Ökonom_innen auf der Welt tun zu wenig, um dies zu verändern. Die Beschäftigung mit wirtschaftlichen Fragestellungen erscheint vielen als anrüchig, sie halten sich lieber heraus aus Wirtschaftsthemen, und das, obwohl wir eigentlich alle Teil des ökonomischen Systems sind – ob wir es wollen oder nicht, z. B. als Konsument_in, Sparer_in oder Arbeitnehmer_in.

Dabei ist dieses Sich-nicht-Einmischen eigentlich kaum nachvollziehbar. Im politischen System sollen wir am besten vielfältige Partizipationsmöglichkeiten wahrnehmen – so der weitgehende Konsens der unterschiedlichsten Akteure innerhalb des demokratischen Spektrums. Gerade mit Blick auf antidemokratische Kräfte wie die Neue Rechte werden Bürger_innen aufgefordert, zumindest wählen zu gehen, um das Feld nicht anderen zu überlassen. Doch ein Transfer dieses Prinzips auf das Wirtschaftssystem findet nicht statt.

Warum eigentlich nicht? Warum halten sich so viele Menschen heraus, wenn es um die Gestaltung unseres Wirtschaftslebens geht? In „der Wirtschaft“ wird über viele wichtige Fragen befunden, die uns alle tangieren: Was und wie möchten wir konsumieren, wie wollen wir arbeiten, wie die Produktion von

Gütern gestalten? Fragen dieser Art sollten nicht alleine oder fast ausschließlich von Ökonomen beantwortet werden – selbst, wenn es sich um eine diverse(re) Ökonom_innenschaft handelt. Wenn wir uns bei diesen Fragen nicht einmischen, dann haben wir keine Stimme und überlassen anderen das Feld und dann sind es andere, die die Regeln machen – das gilt eben auch für die Wirtschaft.

Selbstständigkeit und Existenzgründung als Chance zu gestalten

Eine Möglichkeit, Wirtschaft mitzugestalten, ist die Existenzgründung. Selbstständige haben zu einem gewissen Grad Autonomie darüber, wie viel, wann und wie sie arbeiten oder zu welchen Bedingungen ein Auftrag angenommen wird – oder eben auch nicht. Berufliche Selbstständigkeit kann auch die Möglichkeit bieten, sich von manchen Zwängen und Ausgrenzungsmechanismen zu lösen – z. B. von diskriminierenden Chefinnen/Chefs oder fehlenden Strukturen für die Kinderbetreuung. Das deutschsprachige Wort macht diesbezüglich Mut: selbstständig – auf eigenen Beinen und von alleine stehen. Very empowering! Die Unternehmerin oder der Unternehmer mit Personalverantwortung entscheidet darüber hinaus auch über andere: über Bezahlung und Verteilung der Einkommen sowie darüber, wie Entscheidungsprozesse organisiert werden, wie flexibel Arbeitszeiten sind usw. Unternehmen sind soziale Systeme, deren Regeln nicht „naturgegeben“, sondern von Menschen gemacht sind.

Und tatsächlich: Viele Existenzgründungen haben zum Ziel, „die eigene Chefin“ oder „der eigene Chef“ zu sein, mehr Autonomie zu haben oder auch die eigenen berufsethischen Ansprüche besser durchsetzen zu können (z. B. Gather 2013; Gather/Schürmann 2013). Einige Initiativen stellen sogar die soziale Mission an erste Stelle, darunter z. B. Akteure, die unter den neueren Labels „Gemeinwohlökonomie“, „Soziale und Solidarische Ökonomie“ oder „Social Entrepreneurship“ agieren, aber auch etwas ältere Bewegungen wie die Genossenschaften oder selbstverwaltete Betriebe. Es braucht solche Vorreiter_innen und Utopien, auch ökonomische Utopien.

„Eine Möglichkeit, Wirtschaft mitzugestalten, ist die Existenz- gründung.“



Zugegeben: Natürlich wäre es naiv zu glauben, die Spielräume dieser unternehmerischen Initiativen seien grenzenlos. Wir leben im Kapitalismus mit seinen Machtstrukturen und seinen Anforderungen an Wirtschaftlichkeit und Ressourceneffizienz. Auch staatliche Vorgaben können den gestalterischen Spielraum einengen – und leider nicht immer zum „Sozialen“ hin. Das gilt besonders auch für Gründungen im SAGE-Bereich. Ebenso vermessen wäre es zu glauben, die Existenzgründung sei ein Allheilmittel oder dass „alles“ in unserer Gesellschaft als Unternehmen organisiert werden sollte, auch wenn im klassischen Entrepreneurship solche einfachen und hyperoptimistischen Formeln häufiger bemüht werden.

Aber: Die Spielräume, die vorhanden sind, könnten und sollten genutzt werden. Dies ist auch der Ansatz im Social Intra- und Entrepreneurship: Idealismus meets Pragmatismus. Wir orientieren uns an den „guten Beispielen“ und unterstützen diejenigen Unternehmensgründungen, die eben nicht aus der Gier nach dem schnellen Profit heraus entstanden sind, sondern aus der Motivation, die Welt ein Stück weit zu verbessern. So werden – zumindest ein wenig – Gestaltungsräume in ökonomischen Fragen wahrgenommen. So findet ein wenig „Einmischung“ statt.

Die ASH Berlin ist ein guter Ort für diese „Einmischung“. Engagement wird hier generell großgeschrieben, die Hochschule hat einen emanzipatorischen Anspruch und sieht sich dem gesellschaftlichen Auftrag sozialer Gerechtigkeit und der kritischen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Entwicklungen verpflichtet. Da ist es sinnvoll, auch in ökonomischen Fragen mitzureden und mitzugestalten! Ganz deutlich wird dies bei einem der emanzipatorischen Kernanliegen unserer Hochschule – der Aufwertung und Professionalisierung von sogenannten traditionellen „Frauenberufen“ – das zweifelsohne eine starke ökonomische Komponente hat.

Die ASH Berlin verfolgt daher mit dem neuen Arbeitsbereich Social Intra- und Entrepreneurship und dem Projekt ASHEXIST, angesiedelt beim Career Service, eher vertraute Ziele und lässt sich dabei auf ein spannendes Abenteuer mit neuen Handlungsspielräumen ein. ■

Philipp Kenel

Wissenschaftlicher Mitarbeiter
für Social Entrepreneurship und Intrapreneurship
kenel@ash-berlin.eu

Literatur:

- Ehnts, D./Zeddies, L. (2016): Die Krise der VWL und die Vision einer Pluralen Ökonomik. In: Wirtschaftsdienst, 96 (10), S. 769–775.
- Faltin, G. (2012): Kopf schlägt Kapital: Die ganz andere Art, ein Unternehmen zu gründen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Gather, C. (2013): Unsere Luftschlösser haben U-Bahn-Anschluss. Anders Wirtschaften in Frauenprojekten, was ist daraus geworden? In: Feministische Studien, 31 (1), S. 51–57.
- Gather, C./Schürmann, L. (2013): „Jetzt reicht’s. Dann machen wir eben unseren eigenen Pflegedienst auf.“ Selbständige in der Pflegebranche – Unternehmertum zwischen Fürsorge und Markt. In: Feministische Studien, 31 (2), S. 225–239.
- Graupe, S. (2013): Ökonomische Bildung: Die geistige Monokultur der Wirtschaftswissenschaft und ihre Alternativen. In: Coincidentia: Zeitschrift für europäische Geistesgeschichte, Beiheft 2, Bildung und fragendes Denken, S. 139–165.

„Am Ende benötigen wir alle früher oder später Hilfe von anderen Menschen.“



Alumna Sarah Stolley leitet ein Unternehmen im Bereich Hauskrankenpflege. Im Interview spricht sie über ihr Studium an der ASH Berlin, palliative Versorgung zu Hause und wie sich die Pandemie auf den Pflegeberuf auswirkt.

Was haben Sie vor Ihrem Studium gemacht?

Ich habe von 2008 bis 2011 als Gesundheits- und Krankenpflegerin im Sana Klinikum in Schleswig-Holstein gearbeitet und bin dann wieder in meine Heimat Berlin gezogen. Seitdem arbeite ich in der Hauskrankenpflege Martina Stolley im Bereich Unternehmensführung. Von 2015 bis 2019 habe ich an der ASH Berlin Gesundheits- und Pflegemanagement studiert.

Was macht das Studium an der ASH Berlin für Sie so besonders?

Ich empfand das Klima an der ASH als sehr locker und tolerant. Als Studentin hatte ich viele Freiheiten. Die Dozierenden waren meist kompromissbereit.

Welches Erlebnis an der ASH Berlin werden Sie nie vergessen?

Ich denke gerne an die drei Jahre zurück, weil ich neue Freundinnen gewonnen

und viel dazugelernt habe. Mein Denkmuster hat sich gewissermaßen verändert.

Wie kamen Sie zur Hauskrankenpflege und was ist dort Ihr Tätigkeitsfeld?

Die Hauskrankenpflege Martina Stolley ist ein Familienunternehmen und für mich ergab sich nach meiner Ausbildung und ein paar Jahren Berufserfahrung die Möglichkeit, in das Unternehmen

einzusteigen. Ich wollte mich weiterentwickeln, hatte im Krankenhaus aber keine Entwicklungsmöglichkeiten. Ich wollte mitgestalten und diese Möglichkeit habe ich in dem Unternehmen.

Was hilft Ihnen aus dem Studium bei Ihrer aktuellen Tätigkeit?

Mir hat das Studium geholfen, Menschen oder Tätigkeiten kritisch zu hinterfragen. Aber auch meine Persönlichkeit hat sich in Bezug auf meine Tätigkeit als Führungskraft gestärkt. Mit Menschen zu arbeiten ist sehr schön, aber als Führungskraft auch sehr herausfordernd. Des Weiteren hat mir das Studium auch geholfen, verschiedene Themen anzunehmen und komplexe Aufgaben zu lösen.

Wie sieht ein typischer Arbeitstag bei Ihnen aus?

Sämtliche Postfächer checken, Pflegeberichte lesen, Kontrolle der Dokumentation (Wunden etc.), tägliche Patientenneuaufnahmen, patientenbezogene Pflegevisite, Tourenabgleich, Verordnungsmanagement ggf. Kommunikation mit sämtlichen Krankenkassen, Mitarbeiterschulungen, Mitarbeitervisiten, Einarbeitungen neuer Mitarbeiter, Meetings, Telefonate mit diversen Personengruppen (Patienten, Angehörigen, Arztpraxen, Krankenhäusern u. v. m.), Fortbildungen planen, Dienst-/Tourenplanung, Unternehmensplanung, Personalabrechnung, Mitarbeit am Qualitätsmanagement und vieles mehr.

Sie sind einer der wenigen Anbieter in Berlin, die palliative Versorgung bis zum Lebensende anbieten.

Wie läuft so eine Versorgung ab?

Wir arbeiten nach einem standardisierten Aufnahmeverfahren. Die Aufnahme findet immer persönlich nach Möglichkeit mit der SAPV¹-Ärztin bzw. dem -Arzt

statt, um die Versorgung mit dem/der Patient_in abzustimmen. Ansonsten ist die Versorgung immer individuell und dazu gehört, viele Gespräche zu führen sowohl mit dem/der Patient_in als auch mit den Angehörigen.

Welche Auswirkungen hatte die Corona-Pandemie auf Ihre Firma?

Bisher konnten wir bis auf wenige Ausnahmen alle Patienten und Patientinnen gut weiterversorgen. Allerdings ist die Teamarbeit schwierig, da wir eben viele Kontakte haben und wir alles auf das Nötigste reduzieren mussten – so auch den Kontakt mit den Mitarbeitenden. Das fällt uns besonders schwer, weil ein Schwerpunkt unserer Teamarbeit der ständige Austausch Face-to-Face ist.

Was können die Menschen in Deutschland in Bezug auf die Pflege von der Pandemie lernen?

Dass der Beruf am Ende sehr wichtig und wertvoll ist und wir endlich mehr Aufmerksamkeit bekommen. Was wir täglich umsetzen ist der Wahnsinn und ich freue mich, dass wir großartige und motivierte Mitarbeiter_innen haben, die jeden Tag früh aufstehen, um anderen Menschen zu helfen. Am Ende benötigen wir alle früher oder später Hilfe von anderen Menschen.

Welchen Tipp geben Sie Studierenden der ASH Berlin mit auf den Weg?

Ich würde sagen, dass Berufserfahrung wichtig ist. Am besten schon so viele Erfahrungen innerhalb des Studiums sammeln wie möglich und mit anderen Menschen zusammenarbeiten. Es ist gut zu wissen: „Wo will ich hin?“ Falls das Ziel eine leitende Position ist, benötigt man wirklich Erfahrung mit Menschen.

Das Interview führte Barbara Halstenberg.

¹ Spezialisierte ambulante Palliativversorgung.

ICH SO:
HÖRT IHR MICH?
DU SO:
WAS?
WIR SO:
ALICE WIRD JUT!

#WIRSINDEINBERLIN





In eigener Sache:

Die Redaktion des alice Magazins möchte noch mehr Beiträge von und mit Studierenden veröffentlichen. Dazu benötigen wir Ihre Hilfe. Gerne können Sie Beiträge sowie Vorschläge und Ideen zu Artikeln einsenden. Selbstverständlich stehen wir Ihnen bei Fragen rund um das Schreiben von Artikeln zur Seite.

Redaktionskontakt:

Barbara Halstenberg,
halstenberg@ash-berlin.eu
Telefon: (030) 992 45-335

**Redaktionsschluss für die
alice 41: März 2021**

alice № 40

Herausgeber_innen:

Die Hochschulleitung und die Kanzlerin
der Alice Salomon Hochschule Berlin
V.i.S.d.P.: Prof. Dr. Bettina Völter



Alice Salomon Hochschule Berlin
University of Applied Sciences

Redaktion: Barbara Halstenberg

Layout und Satz: Willius Design, Berlin - info@willius-design.de
Korrektorat: Yvonne Götz - goetz@korrekturstudio.de

Anschrift der Redaktion:

Alice Salomon Hochschule Berlin
Referat Hochschulkommunikation
Alice-Salomon-Platz 5, 12627 Berlin
Tel.: (030) 992 45-335, Fax: (030) 992 45-444
E-Mail: alice@ash-berlin.eu

Bildnachweise: Autorinnen und Autoren, ASH Berlin

Titelillustration: Hela Martens (Umschlag) und Leon Lönnendonker (Seite 48), sowie beide zusammen (Seite 58 + 59) sind Studierende im Bachelorstudiengang Erziehung und Bildung in der frühen Kindheit (EBK). Die Ideen zu den Illustrationen entstanden zusammen mit Jennifer Carell, ebenfalls EBK-Studentin.

Erscheinungsweise: Zwei Ausgaben pro Jahr
(Sommersemester und Wintersemester); Auflage WiSe 2020: 2150
Nächster Redaktionsschluss: März 2021

Abo: Eine Online-Ausgabe kann unter
www.ash-berlin.eu/hochschule/presse-und-newsroom/alice-magazin/
heruntergeladen werden. Mitarbeiter_innen erhalten ihr persönliches
Exemplar per Hauspost. Anderen Leserinnen und Lesern bieten
wir ein kostenfreies Abo nach Hause.

ISSN 1861 - 0277

Anzeigen:

Britta Machoy, machoy@ash-berlin.eu
Nachdruck, auch auszugsweise, sowie Vervielfältigung u. Ä. nur
mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion.

Druck: H. Heenemann GmbH & Co. KG, 12/2020

*Die in den Beiträgen geäußerten Meinungen spiegeln nicht
unbedingt die Ansicht der Redaktion wider.*



Soziale Arbeit?

Mehr als nur Gerede!

Wir suchen Unterstützung für gute Suchtarbeit und bieten:

- engagierte Kolleg*innen in erfahrenen multiprofessionellen Teams
- innovative Projekte, spannende Inhalte und vielseitige Aufgaben
- Lobbyarbeit für humane und zeitgemäße Drogen- und Suchtpolitik
- transparente Strukturen, Supervision, tolle Fortbildungsangebote
- tariflich orientierte Bezahlung und 30 Tage Urlaub

vista

**Mehr Infos vistaberlin.de
bewerbung@vistaberlin.de**



